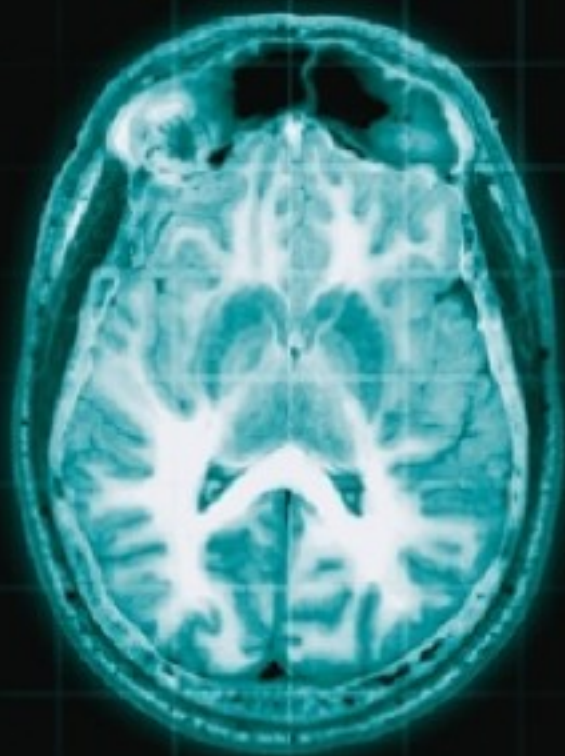


blanvalet

ROBIN
COOK



DIE SEUCHE
GOTTES

THRILLER

Robin Cook

Die Seuche Gottes

Roman

Deutsch von Leo Strohm

Club *Premiere*

DEUTSCHE ERSTVERÖFFENTLICHUNG

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »**Critical**« bei G. P. Putnam's Sons, Penguin Group (USA) Inc., New York.

Exklusive Buchgemeinschaftsausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften

Copyright © der Originalausgabe by Robin Cook, 2007

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008 by Blanvalet Verlag, München, in
der Verlagsgruppe Random House GmbH

Schutzumschlag- und Einbandgestaltung: init, Bielefeld

Umschlagfoto: mauritius images/The Copyright Group

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany 2009

Buch-Nr. 069211

www.derclub.de

www.donauland.at

www.bertelsmannclub.ch

www.nsb.ch

Das Buch

Die brillante Ärztin Dr. Angela Dawson hat es mit ihren 37 Jahren nach ganz oben geschafft. Sie besitzt ein luxuriöses Appartement in Manhattan und ein feudales Strandhaus auf Nantucket und genießt ihre finanzielle Unabhängigkeit, nachdem der Weg dorthin sehr steinig gewesen ist. Mit ihrem Unternehmen »Angels Healthcare«, zu dem drei Krankenhäuser gehören, ist sie inzwischen so erfolgreich, dass sie an Expansion denkt und den Börsengang vorbereitet. Da kommt es in allen drei Krankenhäusern zu unerwarteten Todesfällen. Rasch ist als Ursache der überaus gefährliche MSRA-Erreger identifiziert. Ein Desaster für Angelas Zukunftspläne und ein Fall für Dr. Laurie Montgomery vom Gerichtsmedizinischen Institut. Diese hat auch ganz persönliche Gründe, die plötzlichen Todesfälle gründlich zu untersuchen, denn ihrem frisch angetrauten Ehemann Dr. Jack Stapleton steht in einem der Krankenhäuser eine Knieoperation bevor. Lauries Nachforschungen führen sie nicht nur auf die Spur eines mächtigen Mafia-Bosses, der im Hintergrund die Fäden zieht, sondern auch in ein geheimes Labor, in dem eine Substanz entwickelt wird, die die verheerendste Seuche aller Zeiten über die Menschheit bringen soll. Kann Laurie Montgomery eine Katastrophe verhindern ohne sich selbst in Lebensgefahr zu bringen?

Der Autor

Robin Cook ist Absolvent der Medizinischen Fakultät der Columbia-Universität. Seine Assistenzzeit leistete er an der Harvard-Universität ab. Als es ihm schon mit dem ersten Roman gelang, die internationalen Bestsellerlisten zu erobern, ließ er sich von seinen Aufgaben beim Massachusetts Eye and Ear Institute beurlauben und zählt seither zu den erfolgreichsten Autoren von Medizinthrillern. Robin Cook lebt als freier Schriftsteller mit seiner Frau in Florida.

Für Cameron und all die Freude, die er schenkt.

Prolog

Im Verlauf einer Woche im März und April des Jahres 2007 erfuhren drei Männer, die einander vollkommen unbekannt waren, eine empfindliche und höchst unwillkommene Beeinträchtigung ihres Gesundheitszustandes, die in zwei Fällen zum Ableben des Betroffenen führte und in einem komplexen Geflecht der Zufälligkeiten auf das Leben Hunderter, ja Tausender Menschen Einfluss nehmen sollte. Die Opfer hatten keine Ahnung von den Tragödien, die auf sie zukommen sollten. Alle drei Männer waren im Großen und Ganzen gesund und ungefähr gleich alt, sie waren in völlig unterschiedlichen Berufen tätig, und keiner hatte mit den beiden anderen jemals zu tun gehabt, weder beruflich noch privat. Der Erste, ein Arzt mit weißer Hautfarbe, zog sich eine schmerzhaft und unangenehme Sportverletzung zu, der Zweite war ein Programmierer mit schwarzer Hautfarbe und fiel einer fulminanten und innerhalb kurzer Zeit tödlich verlaufenden, postoperativen Nosokomial-Infektion zum Opfer, während der dritte Mann, ein Amerikaner asiatischer Abstammung, auf skrupellose Weise ermordet, man könnte fast sagen, hingerichtet wurde.

Wie die meisten Menschen war sich auch Dr. Jack Stapleton nie wirklich über das anatomische und physiologische Wunderwerk seiner Kniegelenke im Klaren, bis sie ihn am Abend des 26. März 2007 im Stich ließen. Seit dem frühen Morgen war er bei seiner Arbeitsstelle im Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York, dem »Office of the Chief Medical Examiner«, abgekürzt OCME. Den Weg zur Arbeit hatte er auf seinem geliebten Cannondale-Mountainbike zurückgelegt, ohne ein einziges Mal daran zu denken, welchen Beitrag seine Knie dabei leisteten. Im Verlauf des Vormittags führte er drei Obduktionen durch. Eine davon war eine komplizierte Angelegenheit, bei der die sorgfältige Sezierung zahlreicher Schusswunden und der dazugehörigen Schusskanäle erforderlich war. Alles in allem war er im Obduktionssaal, der allgemein nur »der Schacht« genannt wurde, über vier Stunden lang auf den Beinen, die ihn automatisch bei seiner Arbeit unterstützten. Dabei verschwendete er keinen einzigen Gedanken an seine Knie, weder an die Anstrengungen der Innen-, Außen- und Kreuzbänder, die erheblichen Belastungen ausgesetzt waren und trotzdem getreulich die Funktionsfähigkeit seiner Gelenke

gewährleisteten, noch an die der Menisken, die den erheblichen Druck der unteren Enden der Oberschenkelknochen auf die oberen Enden der Schienbeinknochen dämpfen mussten.

Erst später, gegen Ende einer seiner beinahe allabendlich stattfindenden Basketballpartien auf dem beleuchteten Spielfeld in seinem Wohnviertel, schlug das Schicksal erbarmungslos zu. Zu Jacks großem Missfallen hatten er und seine Mitspieler – darunter auch seine Freunde Warren und Flash – an diesem Abend kein einziges Spiel gewonnen, sodass sie endlos lange am Spielfeldrand herumstehen und warten mussten, bevor sie das nächste Mal in Aktion treten konnten.

Der Abend schleppte sich zäh dahin, und Jack wollte auf keinen Fall ständig von Warren daran erinnert werden, dass er allein für etliche Niederlagen verantwortlich war, weil er entweder einfache Würfe vergeben oder den Ball vertändelt hatte, und doch hackte Warren gnadenlos auf ihm herum. Jack musste zugeben, dass er es durchaus verdient hatte – einmal hatte er gegen Ende eines Spiels bei Punktegleichstand den Ball und damit auch das Spiel verloren, weil ihm die Kugel beim Dribbling gegen den Fuß und von dort ins Aus gesprungen war. Er hatte wie der letzte Idiot dagestanden.

Das eigentliche Drama entfaltete sich erst gegen Ende des letzten Matches, als Jack einen langen Einwurf von Warren annahm. Da auch dieses Spiel unentschieden stand und der nächste Korb über den Sieg entscheiden sollte, war Jack fest entschlossen, wenigstens für ein versöhnliches Ende zu sorgen. Hoherfreut stellte er fest, dass sich bei diesem, wie er hoffte, letzten Spielzug nur ein Gegenspieler zwischen ihm und dem Korb befand. In Anspielung auf eine seiner weniger liebenswerten Angewohnheiten wurde dieser von allen nur »Spucke« genannt, aber aus Jacks Perspektive war er vor allem groß und schlaksig und hätte es schwer gegen Jacks Wendigkeit.

»Mach ihn rein!«, rief Warren ihm vom gegenüberliegenden Ende des Spielfeldes zu. Er ging felsenfest davon aus, dass Jack »Spucke« lässig umkurven würde, um dann mit einem lockeren Korbleger abzuschließen.

Nach einer überzeugenden Körpertäuschung nach links und einem schnellen Cross-Dribbling wollte Jack eine Rechtsdrehung einleiten. Dazu hob er zunächst das rechte Bein, zog das Knie in einer schnellen Bewegung an und streckte das Bein gleich wieder. Als sein Fuß mit Wucht auf dem Asphalt landete, drehte er den Oberkörper nach rechts, um »Spucke« zu umkurven, der die Körpertäuschung und das Cross-Dribbling immer noch nicht ganz verdaut hatte. Als Jacks linker Fuß den Boden nicht mehr berührte, lag sein gesamtes Gewicht auf seinem leicht angewinkelten rechten

Kniegelenk, das außerdem auch noch mit der plötzlichen Rechtsdrehung seines Oberkörpers zurechtkommen musste.

Hätte Jack nur einen Augenblick lang innegehalten und die Kräfte berechnet, die jetzt auf sein zweiundfünfzig Jahre altes Kniegelenk einwirkten, er hätte sich vielleicht noch einmal überlegt, was er seiner bis dahin treu ergebenen Anatomie eigentlich zumuten wollte. Zwar hielten die Außen- und Innenbänder der Belastung stand, da sie die auf sie wirkenden Kräfte auf ihr gesamtes, relativ großflächiges Gewebe verteilen konnten, doch für das vordere Kreuzband, das im Lauf der Jahre ein wenig ausgeleiert war, stellte sich die Lage anders dar. Der relativ schmale Gewebestreifen, den die meisten Menschen, wäre er ihnen in einer Lammkeule begegnet, als Knorpel bezeichnet hätten, der aber, wie Jack wusste, aus Kollagenfasern bestand, tat sein Möglichstes, um den Oberschenkelknochen daran zu hindern, sich gegen das Schienbein zu verschieben. Bedauerlicherweise war das Kreuzband jedoch durch die einwirkenden Kräfte überfordert und riss mit einem schnalzenden Geräusch buchstäblich entzwei, sodass Jacks Oberschenkelknochen kurzfristig aus dem Gelenk sprang, was zu einem Riss der empfindlichen Vorderhörner an beiden Menisken führte.

Jacks rechtes Bein gab nach. Er stürzte auf den harten, furchigen Untergrund und schlitterte noch ein paar Meter weiter, nicht ohne dabei eine erhebliche Menge Haut auf dem Asphalt zu hinterlassen. War er im einen Augenblick noch ein koordiniertes und ausschließlich auf sein Ziel konzentriertes Paket aus Muskeln und Knochen gewesen, so lag er schon im nächsten Augenblick als armseliges Häufchen, übersät mit Prellungen und Hautabschürfungen, auf dem Boden und hielt sich mit schmerzverzerrtem Gesicht das Knie. Jack war sich nicht hundertprozentig sicher, was da gerade passiert war, aber er hatte so eine Ahnung. Letztendlich blieb ihm nur die Hoffnung, dass er sich irrte.

»Mann, du wirst ja jedes Mal noch schlechter«, sagte Warren, nachdem er zu ihm gerannt war und sich versichert hatte, dass Jack nichts allzu Schlimmes passiert war. Sein Tonfall war mitleidig und misshandelt zugleich. Er richtete sich auf, stemmte die Hände in die Hüften und starrte auf seinen verletzten Freund hinunter. »Vielleicht bist du doch langsam ein bisschen zu alt für so was, Doc, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Tut mir leid«, stieß Jack hervor. Alle starrten ihn an, das war ihm peinlich.

»War's das jetzt für heute, oder was?«, wollte Warren wissen.

Jack zuckte mit den Schultern. Der Schmerz hatte seinen Höhepunkt überschritten

und ließ jetzt spürbar nach, was ihn zu falschen Hoffnungen verleitete. Unsicher stand er auf und begann vorsichtig, das verletzte Bein zu belasten. Erneut zuckte er mit den Schultern und machte ein paar zögerliche Schritte. »So schlimm fühlt es sich gar nicht an«, sagte er, während er die Schürfwunden an seinem linken Ellbogen und am Knie begutachtete. Dann machte er noch einmal einige Schritte und hatte eigentlich das Gefühl, als ginge es ganz gut, bis er sich nach links wandte. In diesem Augenblick wurde das Kniegelenk erneut verdreht, und Jack stattete dem Boden einen zweiten Besuch ab. Mühsam kam er wieder auf die Beine. »Für mich ist Schluss«, sagte er resigniert und bedauernd zugleich. »Für mich ist auf jeden Fall Schluss. Da ist eindeutig was kaputt gegangen.«

Wie die meisten Menschen war sich auch David Jeffries nie wirklich über das molekulare Wunderwerk des Bakteriums im Klaren, genauso wenig wie über die Tatsache, dass die Entscheidung, ob eine Infektion sich im menschlichen Körper ausbreiten oder eingedämmt werden konnte, vom Ausgang einer gewaltigen, molekularen Schlacht zwischen der Ansteckungskraft der Bakterien und den Abwehrmechanismen des menschlichen Körpers abhängig war. Auch die ernsthafte Bedrohung, die nach wie vor und trotz des breiten Angebotes an Antibiotika, das den Ärzten heutzutage zur Verfügung stand, von einer bakteriellen Ansteckung ausging, hatte er nie angemessen gewürdigt.

Ihm war zwar klar, dass Bakterien in der Vergangenheit schreckliche Seuchen wie zum Beispiel die Schwarze Pest verursacht hatten, aber das war schon lange her. Er fand Bakterien jedenfalls weitaus weniger besorgniserregend als Viren wie zum Beispiel das Vogelgrippe-Virus H5N1, das Ebola-Virus oder das AIDS-Virus, die ununterbrochen in den Medien waren und als riesige Gefahr dargestellt wurden. Darüber hinaus war David sich vage darüber bewusst, dass es auch sogenannte gute Bakterien gab, die zum Beispiel zur Herstellung von Käse und Joghurt benötigt wurden. Daher machte er sich auch, als er sich an einem Montagmorgen des Jahres 2007 in das Angels Orthopedic Hospital begab, um sein gerissenes vorderes Kreuzband durch Fremdgewebe ersetzen zu lassen, keine Gedanken um irgendwelche Bakterien. Was ihm wirklich Sorgen bereitete, waren die Narkose und die Angst, nach der Operation nicht wieder aufzuwachen. Außerdem beschäftigte er sich mit der beängstigenden Möglichkeit, dass die ganze qualvolle Prozedur, die nach Aussage eines seiner Kumpels ziemlich schmerzhaft war, keinen Erfolg brachte und er seinen geliebten Tennissport nicht wieder aufnehmen konnte.

Als Programmierer einer stark expandierenden Software-Firma in Manhattan verbrachte David, wie er sich ausdrückte, eine Menge Stunden auf dem Hintern und an seinen Bildschirm festgekettet. Da er aber, seit er denken konnte, immer ein sportlicher Typ gewesen war, brauchte er den Wettkampf als Ausgleich, Tennis war genau sein Ding. Bis zu der Verletzung, die er sich ungefähr einen Monat vor der Operation zugezogen hatte, hatte er mindestens viermal pro Woche gespielt. Er hatte sogar, wenn auch vergeblich, versucht, seine beiden vorpubertären Söhne für das Spiel zu interessieren.

Was seine Verletzung anging, hatte er keine Ahnung, wie das passiert war. Er hatte sich immer fit gehalten. Er konnte sich nur noch daran erinnern, wie er nach einem seines Erachtens guten Schmetterball ans Netz gestürmt war. Doch leider war der Angriff weniger gut gewesen als erhofft, und sein Gegenspieler hatte einen platzierten Passierball links an David vorbeigeschlagen. Mitten im Lauf hatte David den vorderen Fuß in den Boden gestemmt und sich nach links gedreht, um den Ball zu erwischen. Aber er war nicht einmal in die Nähe der Filzkugel gelangt. Stattdessen hatte er plötzlich auf dem Platz gelegen und sich mit beiden Händen das schmerzende Knie gehalten, das sofort dramatisch angeschwollen war.

Angesichts der stürmischen Entwicklungen, denen David nach seiner Operation ausgesetzt war, kann man sicherlich der Meinung sein, dass er eine respektvollere Haltung gegenüber Bakterien hätte an den Tag legen müssen. Schon wenige Stunden nach dem Eingriff begann eine relativ kleine Anzahl von Staphylokokken, die in Davids Knie und die verzweigten Bronchiolen seiner Lungen eingedrungen waren, ihr molekulares Hexenwerk.

Staphylokokken sind eine weit verbreitete Bakterienart. Rund zwei Milliarden Menschen, ein knappes Drittel der Weltbevölkerung also, tragen sie als Schmarotzer in den Nasenlöchern oder an anderen überwiegend feuchten Körperzonen auf der Haut mit sich herum. David war einer von ihnen. Doch jener spezielle Subtyp des Bakteriums, der in Davids Körper gelangt war, stammte nicht aus seinem eigenen Bestand. Vielmehr handelte es sich um eine besondere Ausprägung des *Staphylococcus aureus*, die sich die Tatsache zunutze gemacht hatte, dass Staphylokokken mit großer Leichtigkeit genetische Informationen austauschen können. Dadurch gelingt es ihnen, ihre Virulenz, also ihre Ansteckungskraft, weiter zu erhöhen und sich Vorteile im ständigen Kampf ums Überleben zu verschaffen. Diese Unterart war nicht nur resistent gegen sämtliche penicillinartigen Antibiotika, sie war außerdem in der Lage, eine ganze Masse ziemlich bösartiger Moleküle zu produzieren,

darunter solche, die den Bakterien dabei behilflich waren, sich an den Zellwänden von Davids kleinsten Kapillaren festzusetzen, während andere die Abwehrzellen vernichteten, die Davids Körper zur Bekämpfung der beginnenden Infektion ausgesandt hatte. Angesichts seiner schwindenden zellulären Abwehrkräfte erreichte das Wachstum der Bakterien schnell exponentiale Dimensionen und hatte schon nach wenigen Stunden das Stadium der Sekretbildung erreicht. Zu dem Zeitpunkt aktivierte das Staphylokokken-Genom eine Gruppe anderer Gene, die es den Mikroorganismen ermöglichten, eine Vielzahl noch bösartigerer Moleküle auszuschütten. Diese sogenannten Toxine fingen nun an, in Davids Körper verheerende Schäden anzurichten, und führten unter anderem zur Bildung von Abszessen an den inneren Organen und der Muskulatur sowie zum sogenannten »Toxischen Schock-Syndrom«, das sich in Symptomen wie Fieber, Hautausschlag, Muskelschmerzen, Übelkeit und Durchfall, Bewusstseinstörung sowie multiplem Organversagen äußern kann.

Als erstes Anzeichen des heraufziehenden Sturms hatte ein leichtes Fieber eingesetzt, ungefähr sechs Stunden nach Davids Operation und noch lange, bevor das Stadium der Sekretbildung erreicht war. David maß seiner erhöhten Körpertemperatur keine größere Bedeutung zu, genauso wenig wie der Pflegehelfer, der aber pflichtgemäß einen Eintrag in Davids digitaler Patientenakte machte. Als Nächstes stellte David eine gewisse Enge im Bereich seines Brustkorbs fest. Doch da er seine Schmerzmittel selbst dosieren konnte, meldete er sich nicht bei den Stationsschwestern. Er hielt diese frühen Symptome für normale Begleiterscheinungen seiner Operation, bis das Atmen ihm immer schwerer fiel und er anfang, blutigen Schleim auszuhusten. Schlagartig hatte er das Gefühl, nicht mehr genügend Luft zu bekommen. Ab diesem Punkt machte er sich ernsthaft Sorgen. Seine Ängste erhielten einen zusätzlichen Schub, als er die Belegschaft der Station auf seinen sich verschlechternden Zustand aufmerksam machte und die Krankenschwestern und Pfleger daraufhin sofort in hektische Betriebsamkeit verfielen. Während Blutproben genommen, Antibiotika-Infusionen angeschlossen und aufgeregte Telefonate betreffs seiner möglichen Verlegung ins University Hospital geführt wurden, erkundigte sich David zögerlich, ob er denn wieder gesund werde.

»Alles wird gut«, erwiderte eine der Krankenschwestern automatisch. Ungeachtet dieser Versicherung starb David wenige Stunden später, während seines Transportes in ein größeres Krankenhaus, an einem übermächtigen septischen Schock und multiplem Organversagen.

Wie die meisten Menschen hatte sich auch Paul Yang noch nie wirklich ernsthafte Sorgen um sein endgültiges Schicksal gemacht, obwohl es beileibe besser gewesen wäre, speziell um die Zeit, als David Jeffries dabei war, seine molekulare Schlacht gegen das Bakterium zu verlieren. Wie viele seiner Mitmenschen, die mit dem Wissen um ihre eigene Sterblichkeit geschlagen waren, mochte auch Paul sich nicht näher mit der grausigen Realität des Todes beschäftigen – trotz der stetigen Mahnung in Gestalt seines langsam, aber unausweichlich verlaufenden Alterungsprozesses. Mit seinen einundfünfzig Jahren war er zu sehr mit seinen vielen, wesentlich unmittelbareren Sorgen beschäftigt, beispielsweise mit seiner Familie, bestehend aus einer verschwenderischen Ehefrau, die in materieller Hinsicht niemals zufriedenzustellen war, zwei Kindern, die das College besuchten, und einem weiteren, das bald so weit wäre, dazu noch ein großes Vorstadthaus mit einer ebenso großen Hypothek und einem ständigen Reparaturstau. Und als ob das alles nicht schon genug wäre, hatte ihn während der vergangenen drei Monate auch seine Arbeit schier in den Wahnsinn getrieben.

Vor fünf Jahren hatte Paul eine angenehme, aber berechenbare und ziemlich langweilige Stelle bei einem eingeführten Großunternehmen, das auf der Liste der »Fortune 500«, der 500 umsatzstärksten Firmen der Welt, geführt wurde, gegen den Posten als Chef- und einziger Buchhalter bei einem vielversprechenden, neu gegründeten Unternehmen eingetauscht, das sich den Bau und Betrieb privater, gewinnorientierter Spezialkliniken zum Ziel gesetzt hatte. Er war den aggressiven Abwerbungsversuchen seines ehemaligen Chefs erlegen, der wiederum von einer brillanten Ärztin namens Angela Dawson, die gerade dabei gewesen war, ihr Wirtschaftsstudium an der Columbia University mit einem Master of Business Administration (MBA) abzuschließen, den Posten des Finanzvorstandes der neu gegründeten Firma erhalten hatte. Die Frage, ob er den Job wechseln sollte oder nicht, hatte Paul eine Menge Bauchschmerzen bereitet, da er von Natur aus nicht gerade risikofreudig war. Aber der stetig steigende Bedarf an frei verfügbaren finanziellen Mitteln sowie die Aussicht, es in der rasant wachsenden Milliarden-Dollar-Gesundheitsindustrie zu etwas zu bringen, gewannen letztendlich die Oberhand über seine Unsicherheit und die mit diesem Schritt verbundenen Risiken.

Bemerkenswerterweise hatten sich die Dinge bei »Angels Healthcare LCC« dank der unternehmerischen Begabung von Dr. Angela Dawson ganz nach Plan entwickelt. Pauls Aktien, Optionsscheine und Vorkaufsrechte würden ihn bereits in wenigen Wochen zu einem reichen Mann machen, genauso wie die anderen

Unternehmensgründer, die Großinvestoren und – in etwas kleinerem Umfang – die über fünfhundert Ärzte, die ebenfalls eigene Anteile besaßen. Der Börsengang des Unternehmens stand unmittelbar bevor, und dank einer ganzen Reihe unglaublich erfolgreicher Präsentations-Veranstaltungen, die vielen institutionellen Anlegern den Mund wässrig gemacht hatten, konnte man davon ausgehen, dass sich der Ausgabekurs der Aktien am oberen Limit der allgemeinen Erwartungen bewegen würde.

Angesichts der 500 Millionen Dollar, die in der ersten Runde erzielt würden, hätte Paul eigentlich auf Wolke sieben schweben müssen. Tat er aber nicht. Vielmehr hatte er mehr Angst als jemals zuvor in seinem Leben, ausgelöst durch ein ethisch-moralisches Dilemma von epischen Ausmaßen und zusätzlich verstärkt durch etliche Bilanzfälschungsskandale bei Großunternehmen wie zum Beispiel den Enron-Skandal, der die Finanzwelt während der letzten sechs, sieben Jahre heftig erschüttert hatte. Die Tatsache, dass er keinerlei Manipulationen an den Büchern vorgenommen hatte, war ihm kein Trost. Er brachte den allgemein gültigen »Vorschriften für Rechnungslegung und Buchführung« eine beinahe religiöse Verehrung entgegen und war sich sicher, dass seine Bücher bis auf den letzten Cent stimmten. Das Problem war, dass er sie außer den Unternehmensgründern niemandem zeigen wollte, eben deshalb, weil sie so genau stimmten und daher ganz eindeutig ein schwerwiegendes Defizit auf der Einnahmen-Seite dokumentierten. Das Problem hatte vor dreieinhalb Monaten angefangen, kurz nach dem Abschluss der unabhängigen Unternehmensprüfung für den Börsenprospekt. Was zunächst als kleines Rinnsal begonnen hatte, war sehr schnell zu einem reißenden Strom geworden. Pauls Dilemma bestand darin, dass er den Fehlbetrag eigentlich nicht nur seinem Finanzdirektor melden musste, was er selbstverständlich getan hatte, sondern auch der Securities and Exchange Commission (SEC), also der US-amerikanischen Börsenaufsichtsbehörde. Die Schwierigkeit, auf die der Finanzdirektor ihn unverzüglich aufmerksam gemacht hatte, bestand darin, dass ein solcher Bericht zweifellos das Ende des Börsengangs bedeuten würde. Damit wären auch all ihre gemeinsamen Bemühungen während der vergangenen knapp zwölf Monate zunichtegemacht, ja, womöglich würde das ganze Unternehmen daran zugrunde gehen. Der Finanzdirektor und sogar Dr. Dawson persönlich hatten Paul deutlich gemacht, dass der unerwartete Engpass nur ein vorübergehendes und eindeutig zeitlich begrenztes Phänomen war, da man bereits alle notwendigen Maßnahmen getroffen hatte, um die Ursache zu bekämpfen.

Obwohl Paul davon ausging, dass all diese Worte auch der Wahrheit entsprachen,

war ihm klar, dass er dadurch, dass er diesen Bericht zurückhielt, gegen das Gesetz verstieß. Dass er sich nun gezwungen sah, sich zwischen seinem natürlichen moralischen Gewissen auf der einen und einer Mischung aus persönlichem Ehrgeiz und dem unstillbaren Verlangen seiner Familie nach Bargeld auf der anderen Seite zu entscheiden, machte ihn fast wahnsinnig. Eine konkrete Auswirkung dieses Konfliktes war, dass er wieder angefangen hatte zu trinken. Eigentlich hatte er sein Alkoholproblem schon vor Jahren überwunden, doch durch die gegenwärtige Situation war es wieder zum Leben erweckt worden. Allerdings war er guten Mutes, seinen Alkoholkonsum halbwegs im Griff zu behalten, da er sich auf einige Cocktails beschränkte, bevor er sich mit dem Vorortzug auf die Heimfahrt nach New Jersey begab. Es war weder zu nächtlichen Saufgelagen noch zu Partys mit Halbweltdamen gekommen, die ihm in der Vergangenheit Probleme bereitet hatten.

Am Abend des 2. April 2007 kehrte er in einer Bar auf dem Weg zum Bahnhof ein. Während er an seinem dritten Wodka-Martini nippte und sich selbst in dem rauchgeschwärzten Spiegel hinter der Theke betrachtete, fällte er spontan den Entschluss, den erforderlichen Bericht an die Börsenaufsicht morgen abzuschicken. Seit Tagen hatte er seine Meinung immer wieder geändert, aber jetzt dachte er, dass er vielleicht trotzdem das ihm zustehende Stück vom Kuchen bekommen konnte. In seinem leicht angetrunkenen Zustand überlegte er, dass der Börsengang so dicht bevorstand, dass der Bericht vielleicht irgendwo in den bürokratischen Mühlen der Börsenaufsicht hängen blieb und die Anleger nichts davon erfuhren. Dadurch hätte er einerseits sein Gewissen beruhigt und andererseits – so hoffte er – dem Börsengang nicht geschadet. Paul wurde von einer plötzlichen Euphorie erfasst. Endlich hatte er eine Entscheidung gefällt, auch wenn er sie vielleicht über Nacht wieder rückgängig machen würde, belohnte er sich dafür mit einem vierten Cocktail.

Der letzte Wodka schmeckte noch besser als der vorletzte, war aber gleichzeitig womöglich der Grund dafür, dass er eine Stunde später etwas machte, was er normalerweise nicht gemacht hätte. Während er leicht schwankend die letzten Schritte auf dem Weg von der Bahnstation bis zu seinem Haus zurücklegte, ließ er sich von zwei schick gekleideten, aber irgendwie unangenehmen Männern, die einem riesigen, schwarzen Cadillac-Oldtimer entstiegen waren, in ein Gespräch verwickeln.

»Mr Paul Yang?«, hatte ihn der eine mit rauer Stimme angesprochen.

Paul blieb stehen, das war sein erster Fehler. »Ja«, erwiderte er, das war sein zweiter Fehler. Er hätte einfach weitergehen sollen. Als er jetzt ruckartig stehen blieb, schwankte er ein wenig, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, und blinzelte ein

paar Mal in dem Versuch, seinen leicht verschwommenen Blick zu schärfen. Die beiden Männer schienen etwa gleich alt und gleich groß zu sein, hatten scharf geschnittene Gesichtszüge, tief liegende Augen und die dunklen Haare sorgfältig nach hinten gegelt. Einer besaß ein auffallend vernarbtes Gesicht. Der andere sprach ihn an.

»Hätten Sie vielleicht die Freundlichkeit, uns einen kurzen Augenblick Ihre Zeit zu schenken?«, sagte der Mann.

»Ich denke schon«, erwiderte Paul. Er war verwirrt angesichts der Diskrepanz zwischen der ausgesprochen höflichen Formulierung einerseits und dem starken New Yorker Akzent andererseits.

»Es tut uns leid, dass wir Sie aufhalten«, fuhr der Mann fort. »Sie wollen bestimmt schnell nach Hause.«

Paul wandte den Kopf und warf einen Blick auf seine Haustür. Dass die Fremdlinge wussten, wo er wohnte, verursachte ihm ein leichtes Unbehagen.

»Ich heiße Franco Ponti«, fügte der Mann hinzu, »und dieser Gentleman hier hört auf den Namen Angelo Facciolo.«

Paul warf einen schnellen Blick auf den Mann mit den bemitleidenswerten Narben. Anscheinend hatte er keine Augenbrauen, was ihm im Halbdunkel der Straßenlaternen ein unwirkliches Aussehen verlieh.

»Wir arbeiten für Mr Vinnie Dominick. Sie haben, wie ich vermute, noch keine Gelegenheit gehabt, persönliche Bekanntschaft mit diesem Gentleman zu schließen?«

Paul schüttelte den Kopf. So weit er wusste, kannte er keinen Mr Vinnie Dominick.

»Mr Dominick hat mir ausdrücklich gestattet, Ihnen eine wichtige finanzielle Information über Angels Healthcare anzuvertrauen, die niemand sonst im Unternehmen kennt«, fuhr Franco fort. »Als Gegenleistung für diese Information, die nach Mr Dominicks Überzeugung für Sie von großem Interesse sein dürfte, bittet er Sie lediglich, dass Sie seine Privatsphäre respektieren und niemandem davon erzählen. Sind Sie damit einverstanden?«

Paul versuchte nachzudenken, was unter den gegebenen Umständen ziemlich schwierig war. Doch als Chef-Buchhalter von Angels Healthcare wollte er natürlich wissen, um welche wichtige finanzielle Information es sich wohl handeln mochte. »Okay«, sagte er schließlich.

»Nun, dann muss ich Sie darauf hinweisen, dass Mr Dominick jeden Menschen beim Wort nimmt. Sollten Sie also Ihre Zusage nicht einhalten, wäre dies ein sehr ernsthafter Verstoß gegen die Abmachungen. Haben Sie das verstanden?«

»Ich glaube schon«, erwiderte Paul. Er musste einen Schritt nach hinten machen, um

das Gleichgewicht zu halten.

»Mr Vinnie Dominick ist der größte Investor bei Angels Healthcare.«

»Donnerwetter!«, sagte Paul. Als Chef-Buchhalter wusste er, dass es einen Anleger gab, der 15 Millionen Dollar investieren wollte und niemandem namentlich bekannt war. Darüber hinaus hatte dieser Anleger erst kürzlich noch zusätzlich einen Überbrückungskredit zur Bewältigung des kurzfristigen Liquiditätsengpasses in Höhe von einer Viertelmillion Dollar nachgeschoben. Aus Sicht des Unternehmens ebenso wie aus Pauls persönlicher Perspektive war Mr Dominick ein Held.

»Nun möchte Mr Dominick Sie um einen Gefallen bitten. Er würde sich gerne für einige wenige Augenblicke mit Ihnen treffen, und zwar ohne Wissen der Geschäftsleitung von Angels Healthcare. Er hat mir aufgetragen, Ihnen von seiner Besorgnis zu berichten, dass der Vorstand des Unternehmens sich nicht an die gesetzlichen Bestimmungen hält. Ich weiß zwar nicht genau, was das bedeuten soll, aber er hat gesagt, Sie wüssten Bescheid.«

Paul nickte erneut und versuchte, den Alkoholnebel aus seinen Gehirnwindungen zu vertreiben. Hier ging es genau um die Angelegenheit, mit der er sich seit Wochen einsam und allein herumgeplagt hatte, nun wurde ihm plötzlich und unerwartet Unterstützung angeboten. Er räusperte sich und sagte: »Wann soll das Treffen denn stattfinden?« Er bückte sich und versuchte vergeblich, ins Innere der schwarzen Limousine zu blicken.

»Jetzt sofort«, erwiderte Franco. »Mr Dominick hat eine Jacht in Hoboken liegen. Wir könnten Sie innerhalb von fünfzehn Minuten dorthin bringen, dann unterhalten Sie sich, und wir liefern Sie hier vor Ihrer Haustür wieder ab. Eine Stunde insgesamt, höchstens.«

»Hoboken?«, sagte Paul fragend und wünschte, er hätte keine Cocktails getrunken. Das Denken schien ihm immer schwerer zu fallen. Im Augenblick wusste er nicht einmal mehr, wo Hoboken eigentlich lag.

»Wir sind in fünfzehn Minuten da«, wiederholte Franco.

Paul war nicht gerade begeistert von dieser Vorstellung und wollte sich nur sehr ungern zu einer Entscheidung drängen lassen. Er war ein Erbsenzähler, der sich auf Zahlen verstand, aber nicht auf spontane Entschlüsse, schon gar nicht in angetrunkenem Zustand. Unter normalen Umständen wäre er niemals bereit gewesen, bei Nacht zu völlig fremden Männern in ein Auto zu steigen und sich zu einer Jacht fahren zu lassen, um sich dort mit einem Mann zu treffen, dem er noch nie zuvor begegnet war. Aber in seinem gegenwärtigen Gefühlschaos und angesichts der Aussicht, bei seiner

beruflichen Entscheidung durch einen Mann vom Format eines Vinnie Dominick Unterstützung zu erfahren, konnte er nicht widerstehen. Mit abschließendem Nicken machte er einen unsicheren Schritt auf die geöffnete Autotür zu. Angelo war ihm behilflich, indem er Pauls Laptop festhielt und ihn, nachdem Paul eingestiegen war, ihm wieder zurückgab.

Auf der Fahrt zurück nach New York wurde nicht gesprochen. Franco und Angelo saßen vorne, und ihre Köpfe wirkten, von Pauls Platz im Fond des Wagens aus betrachtet, wie düstere, regungslose, zweidimensionale Scherenschnitte, die sich gegen die blendenden Scheinwerfer des Gegenverkehrs abhoben. Paul blickte zum Seitenfenster hinaus. Hätte er nicht wenigstens kurz nach Hause gehen und seiner Frau Bescheid sagen sollen? Er seufzte und versuchte, dem Ganzen eine positive Seite abzugewinnen. Obwohl der Fahrgastraum nach Zigaretten stank, hatten weder Franco noch Angelo angefangen zu rauchen. Zumindest dafür war Paul dankbar.

Der Jachthafen lag dunkel und verlassen da. Franco fuhr direkt bis an die Hafenmole, wo sie alle drei ausstiegen. Da die Saison noch nicht begonnen hatte, lagen die meisten Boote nicht im Wasser, sondern standen, mit weißen, leichtentuchartigen Vinylhüllen bedeckt, aufgebockt an Land.

Schweigend ging das Grüppchen den Pier entlang. Die kalte Luft hauchte Paul ein wenig neues Leben ein. Er registrierte die nächtliche Schönheit der New Yorker Skyline ebenso wie die Tatsache, dass der Hudson River im Vordergrund, der eher nach Rohöl als nach Wasser aussah, diese Schönheit spürbar beeinträchtigte. Die sanften Wellen schlugen mit leisem Klatschen an die Pfähle und den mit Müll übersäten Küstenstreifen. Ein leichter Geruch nach totem Fisch hing in der Luft. Paul fragte sich, ob das, was er da tat, wirklich vernünftig war, hatte aber gleichzeitig das Gefühl, als sei es zu spät, um es sich noch einmal anders zu überlegen.

Auf der Hälfte der Hafenmole blieben sie vor dem Mahagoniheck einer eindrucksvollen Yacht stehen, auf dem in goldenen Lettern der Name *Full Speed Ahead* eingraviert war. Der Salon war hell erleuchtet, aber niemand war zu sehen. Aus einer ganzen Reihe zylinderförmiger Halterungen an der Reling des Achterdecks ragten Angelruten hervor wie die Rückenborsten eines gigantischen Insekts.

Franco ging an Bord, kletterte ohne Unterbrechung eine Leiter auf der Steuerbordseite empor und war verschwunden.

»Wo ist Mr Dominick?«, wandte sich Paul an Angelo. Sein Unbehagen wurde immer größer, je länger er den Großinvestor nicht zu Gesicht bekam.

»Noch zwei Minuten, dann können Sie mit ihm plaudern«, versicherte Angelo und

bedeutete ihm gleichzeitig, wie Franco über die schmale Gangway zu gehen. Resigniert tat Paul, wie ihm geheißen war. An Bord angelangt, musste er zunächst einmal mit dem Gleichgewicht kämpfen, da das große Schiff sich sanft und gleichmäßig hob und senkte.

Die nächste Überraschung bestand darin, dass Franco die Maschinen startete und ihnen ein tiefes, kraftvolles, kehliges Röhren endockte. Gleichzeitig machte Angelo mit schnellen Bewegungen die Leinen los und zog die Gangway ein. Es war eindeutig, dass die beiden Männer regelmäßig auf diesem Schiff fuhren.

Pauls Unbehagen erreichte eine neue Stufe. Er war davon ausgegangen, dass sein angeblich kurzes Treffen mit Mr Dominick im Hafen stattfinden würde. Als das Schiff sich nun langsam aus der Liegebucht schob, überlegte Paul für einen kurzen Augenblick, ob er schnell noch auf die Mole zurückspringen sollte, aber seine angeborene Unentschlossenheit sorgte dafür, dass er diese Gelegenheit verstreichen ließ. Nach vier Martinis hätte ich das wahrscheinlich sowieso nicht geschafft, dachte er, schon gar nicht mit dem Laptop unter dem Arm.

In der Hoffnung, seinen verschollenen Gastgeber zu entdecken, spähte Paul durch die Fenster in den Salon. Er ging bis zur Tür und legte die Hand auf die Klinke. Die Tür ging auf. Er warf einen Blick zu Angelo zurück, der gerade die schweren Festmacher einrollte und neben einem Stapel mit Betonsteinen ablegte. Angelo bedeutete ihm, er solle eintreten. Das immer lauter werdende Dröhnen der Dieselmotoren machte eine Unterhaltung schwierig.

Sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, stellte Paul erleichtert fest, dass der Maschinenlärm draußen geblieben war, nicht jedoch die Vibrationen. Die Inneneinrichtung der Yacht verströmte einen gewissen geschmacklosen Glamour. Vor einem riesigen Flachbildschirm standen ein paar Liegesessel, ein Spieltisch mit Stühlen, eine große, L-förmige Couch sowie eine beeindruckend umfangreich bestückte Bar. Er durchquerte den Raum und warf einen Blick in den etliche Treppenstufen tiefer liegenden Küchen- und Essbereich. Dahinter befand sich ein Flur mit etlichen geschlossenen Türen. Paul nahm an, dass es sich um Passagierkabinen handelte.

»Mr Dominick«, rief Paul. Er erhielt keine Antwort.

Paul stützte sich an der Wand ab, als er merkte, wie die Maschinen das Boot beschleunigten und sich der Bug aus dem Wasser hob, doch es dauerte nicht lang, bis es wieder flach auf der Oberfläche dahinglitt. Er blickte zum Fenster hinaus. Das Boot war jetzt ziemlich schnell. Ein unvermitteltes Dröhnen veranlasste ihn, sich zu der Tür

zum Achterdeck umzudrehen. Angelo hatte den Salon betreten und kam, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, auf Paul zu. Im Schein des hellen Lichts lösten die vielen Narben im Gesicht des Mannes bei Paul Bestürzung aus. Ihm fehlten nicht nur die Augenbrauen, er besaß ja nicht einmal Wimpern. Noch verstörender waren jedoch seine abnormal schmalen Lippen. Sie waren so weit nach hinten gezogen, dass man den Eindruck hatte, sie könnten sich gar nicht vollständig über seinen vergilbten Zähnen schließen.

»Mr Dominick«, sagte Angelo und reichte Paul ein aufgeklapptes Handy.

Paul unterdrückte seine schlagartig aufflammende Wut angesichts der Absurdität dieser ganzen Situation und riss Angelo das Telefon aus der Hand. Er ließ seine Laptoptasche auf den Spieltisch fallen, setzte sich hin und hielt das Handy ans Ohr, während er zusah, wie Angelo es sich seitlich auf der Armlehne eines Liegesessels bequem machte.

»Mr Dominick«, schnaubte Paul, um dadurch seiner Empörung und seiner Enttäuschung darüber Ausdruck zu verleihen, dass er hereingelegt worden war und nun mit einem Handygespräch abgespeist wurde, was ohne Weiteres auch vom Rücksitz des Wagens aus hätte erledigt werden können. Er hatte auch die Absicht, seinem Gesprächspartner deutlich zu machen, dass er nur ungern ein vertrauliches Gespräch führen wollte, so lange Angelo in Hörweite war, der seinerseits keinerlei Anstalten machte, den Raum zu verlassen.

»Hören Sie, mein lieber Freund«, unterbrach ihn Vinnie. »Nennen Sie mich doch einfach Vinnie, jetzt, da wir beide möglicherweise gemeinsam dafür sorgen müssen, die Angelegenheiten bei Angels Healthcare wieder ins Lot zu bringen. Doch bevor ich dazu irgendetwas sage, möchte ich mich entschuldigen, dass ich nicht persönlich bei Ihnen sein kann. Das war ursprünglich so vorgesehen, doch dann ist mir ein geschäftliches Problem dazwischengekommen, das mein sofortiges persönliches Eingreifen erforderlich gemacht hat. Ich hoffe, Sie können mir verzeihen.«

»Ich denke schon ...«, setzte Paul an, da unterbrach ihn Vinnie erneut.

»Ich gehe davon aus, dass Franco und Angelo Ihnen aufmerksame Gastgeber sind, da ich selbst nicht anwesend bin. Ursprünglich sollten sie mich am Pier vor dem Jacob Javits Center abholen, aber ich hänge immer noch hier in Queens fest. Sagen Sie: Haben die beiden Ihnen etwas zu trinken angeboten?«

»Nein, aber ich möchte sowieso nichts«, log Paul. In Wirklichkeit verzehrte er sich regelrecht nach einem harten Drink. »Ich möchte wieder zum Hafen zurückgebracht werden. Wir können auch auf dem Rückweg miteinander telefonieren.«

»Ich habe Franco und Angelo bereits angewiesen, Sie zurückzubringen«, sagte Vinnie. »In der Zwischenzeit lassen Sie uns doch übers Geschäft reden. Ich gehe davon aus, dass Sie mittlerweile wissen, wie groß mein Interesse an Angels Healthcare ist.«

»Das weiß ich, in der Tat, und ich möchte Ihnen danken. Ohne Ihre Großzügigkeit wäre Angels Healthcare nicht das, was es heute ist.«

»Mein Engagement hat mit Großzügigkeit nichts zu tun. Es geht mir nur ums Geschäft – um ein großes Geschäft, wenn ich das hinzufügen darf.«

»Selbstverständlich«, sagte Paul schnell.

»Als stimmberechtigter Anteilseigner sind mir Gerüchte zu Ohren gekommen, dass das Unternehmen im Augenblick ernsthafte Probleme mit der Liquidität hat. Ist an diesen Gerüchten etwas dran?«

»Bevor ich Ihnen antworte«, erwiderte Paul und blickte zu Angelo hinüber, der sich nonchalant die Fingernägel abriss. »Einer Ihrer Männer sitzt hier in Hörweite neben mir. Muss das sein?«

»Absolut«, sagte Vinnie ohne jedes Zögern. »Franco und Angelo gehören praktisch zur Familie.«

»Wenn das so ist. Ich muss gestehen, dass diese Gerüchte der Wahrheit entsprechen. Wir haben momentan ein sehr ernsthaftes Liquiditätsproblem.« Pauls Zunge fühlte sich wie geschwollen an, und er sprach mit einem untypischen Lispeln.

»Darüber hinaus hat man mir gesagt, dass die Börsenaufsicht genau vorschreibt, bis wann ihr eine solch schwerwiegende Veränderung der finanziellen Situation eines Unternehmens gemeldet werden muss.«

»Auch das ist richtig«, gestand Paul schuldbewusst. »Das dafür vorgesehene Formular trägt die Bezeichnung ›Acht-K‹ und soll innerhalb von vier Tagen nach dem Auftreten der ersten Probleme eingereicht werden.«

»Ich habe auch erfahren, dass dieses Formular bis jetzt noch nicht eingereicht worden ist.«

»Auch diese Information ist richtig«, bestätigte Paul. »Das Formular wurde zwar ausgefüllt, aber noch nicht abgeschickt. Mein direkter Vorgesetzter, der Finanzdirektor, hat mir eine entsprechende Anweisung gegeben.«

»Wie wird so ein Formular normalerweise eingereicht?«

»Elektronisch, über das Internet«, erwiderte Paul. Er blickte zum Fenster hinaus. Warum hatten sie den Kurs beibehalten? Ihm war ein wenig schwindelig, sein Magen schlug einen Purzelbaum nach dem anderen.

»Korrigieren Sie mich, wenn ich etwas falsch verstanden habe: Dadurch, dass dieser Bericht nicht abgeschickt wurde, verletzen wir die Vorschriften der Börsenaufsicht?«

»Ja«, bestätigte Paul zögernd. Die Tatsache, dass er den Bericht auf Anweisung seines Vorgesetzten zurückgehalten hatte, befreite ihn nicht von seiner Verantwortung. Das wurde in den 2002 in Kraft getretenen Sarbanes-Oxley-Gesetzen eindeutig festgelegt. Er warf einen Blick auf Angelo, dessen Anwesenheit ihn angesichts des Gesprächsverlaufs und trotz Mr Dominicks Beteuerungen immer noch verunsicherte.

»Des Weiteren hat man mir erklärt, dass ein nicht rechtzeitig eingereichter Bericht als Kapitalverbrechen geahndet werden kann, was mich zu der Frage bringt, ob Sie vorhaben, dieses Formular abzuschicken, damit weder Sie noch ich der Mittäterschaft beschuldigt werden können.«

»Ich werde morgen noch ein letztes Gespräch mit meinem Vorgesetzten führen. Aber ganz egal, was er sagt, ich werde dieses Formular bei der Börsenaufsicht einreichen, auf meine Verantwortung. Die Antwort lautet also: Ja.«

»Nun, das ist mir eine Erleichterung«, sagte Vinnie. »Wo genau befindet sich das Formular jetzt?«

»Hier bei mir, in meinem Laptop.«

»Sonst noch irgendwo?«

»Auf einem USB-Stick bei meiner Sekretärin«, sagte Paul. Er merkte, wie die Vibrationen nachließen. Ein erneuter Blick durch das Fenster zeigte ihm, dass ihre Fahrt sich verlangsamte.

»Gibt es einen bestimmten Grund dafür, dass sie auch ein Exemplar davon in Händen hat?«

»Nur zur Sicherheit. Wie gesagt, mein Chef und ich sind in dieser Angelegenheit unterschiedlicher Meinung, und immerhin gehört der Laptop der Firma.«

»Ich muss sagen, ich bin sehr froh über dieses Gespräch«, meinte Vinnie, »denn ich habe den Eindruck gewonnen, dass Sie und ich in dieser Angelegenheit alles andere als unterschiedlicher Meinung sind. Ich möchte Ihnen danken, dass Sie noch so etwas wie ein moralisches Gewissen besitzen. Wir müssen in dieser Sache das Richtige tun, selbst wenn es bedeutet, dass der Börsengang kurzfristig verschoben werden muss. Ach, übrigens, wie heißt denn Ihre Sekretärin?«

»Amy Lucas.«

»Ist sie vertrauenswürdig?«

»Absolut.«

»Wo wohnt sie?«

»Irgendwo in New Jersey.«

»Wie sieht sie aus?«

Paul verdrehte die Augen. Er musste nachdenken. »Sie ist sehr zierlich, fast wie eine Elfe. Sie sieht auch viel jünger aus, als sie ist. Aber das Auffallendste an ihr sind wahrscheinlich ihre Haare. Im Augenblick sind sie blond mit lindgrünen Strähnen.«

»Ich würde sagen, das klingt ziemlich eindeutig. Weiß Sie, was sich auf diesem digitalen Speichermedium befindet?«

»Ja«, erklärte Paul und stellte fest, dass die Maschinen fast nicht mehr zu hören waren. Durch das Fenster hindurch sah er die fernen Lichter am Ufer und erkannte, dass das Boot sich praktisch nicht mehr von der Stelle bewegte. In der anderen Richtung war die hell erleuchtete Freiheitsstatue zu sehen.

»Gibt es vielleicht sonst noch irgendjemanden, der an der Erstellung dieses Acht-K-Formulars beteiligt war oder von seiner Existenz weiß? Ich möchte nur sichergehen, dass nicht irgend so ein Möchtegern-Singvogel das verdammte Ding vor Ihnen abschickt, bloß um ein paar Mäuse zu kassieren und zu behaupten, wir hätten es zurückhalten wollen.«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte Paul. »Der Finanzdirektor hätte es natürlich jemandem weitersagen können, aber das glaube ich kaum. Er hat eigentlich eindeutig klargemacht, dass er diese Information auf jeden Fall unter Verschluss halten will.«

»Hervorragend«, meinte Vinnie.

»Mr Dominick«, sagte Paul. »Ich glaube, Sie müssen Ihren Männern noch sagen, dass sie mich zum Hafen zurückbringen sollen.«

»Was?«, ließ sich Vinnie mit übertrieben ungläubigem Tonfall vernehmen. »Holen Sie mal einen von diesen Holzköpfen ans Telefon.«

Paul wollte gerade nach Angelo rufen und ihm das Handy reichen, als Franco wie auf Kommando von der Brücke herabgepoltert kam und mit ausgestrecktem Arm auf Paul zuing. Genau in dieser Sekunde, dachte Paul überrascht, fast so, als ob Franco das Gespräch belauscht hätte.

Während Franco sich zum Telefonieren ein paar Schritte entfernte, stand Angelo auf. Er war mehr als erleichtert darüber, dass sie wieder in den Hafen zurückfuhren. Er musste oft irgendwelche Fahrten mit der *Full Speed Ahead* unternehmen, bis jetzt hatte er sich nicht daran gewöhnen können. Diese Fahrten fanden immer nachts statt, in der Regel, um irgendwelche Drogen von Schiffen entgegenzunehmen, die aus Mexiko oder Südamerika kamen. Das Problem war, dass er nicht schwimmen konnte, deshalb

fühlte er sich da draußen auf dem Wasser äußerst unwohl, ganz besonders bei Dunkelheit. Ein steifer Drink, das war, was er im Augenblick gebrauchen konnte.

Angelo stellte sich an die Bar, holte ein altmodisches Glas hervor und schenkte sich ein Fingerbreit Scotch ein. Im Hintergrund hörte er Franco am Telefon immer wieder »ja« und »okay« und »sicher« sagen. Es klang, als würde er mit seiner Mutter sprechen. Angelo kippte den Drink hinunter und ließ den Blick durch den Raum schweifen, als Franco sagte: »Ist so gut wie erledigt«, und das Handy zusammenklappte.

»Jetzt wird es aber Zeit, dass wir Sie nach Hause bringen«, sagte Franco zu Paul.

»Wird wirklich langsam Zeit«, brummelte Paul.

»Endlich«, sagte Angelo mit stummen Lippen und schob die Hand unter den Aufschlag seines Jacketts. Seine Finger schlossen sich um den Kolben der halbautomatischen Walther TPH, Kaliber 22, in seinem Schulterhalfter.

Kapitel 1

2. April 2007, 19.20 Uhr

Mit ihren siebenunddreißig Jahren hatte Angela Dawson durchaus schon etliches an Kummer und Leid erlebt, obwohl ihre Familie aus der oberen Mittelschicht stammte und sie in der wohlhabenden Vorstadtsiedlung Englewood, New Jersey, aufgewachsen war, wo sie sämtliche dort üblichen, materiellen Privilegien einschließlich einer umfassenden Privatschulbildung genossen hatte. Im Besitz eines Dokortitels in Medizin und eines Universitätsabschlusses in Wirtschaft und Management, dem Master of Business Administration (MBA), sowie eines ausgezeichneten Gesundheitszustandes hätte sie an diesem Abend Anfang April und mitten in New York eigentlich ein relativ sorgloses Leben führen müssen, vor allem angesichts der Tatsache, dass ihr sämtliche Vorzüge eines wohlhabenden Lebensstils zur freien Verfügung standen, darunter eine märchenhafte Stadtwohnung in New York sowie ein atemberaubendes Strandhaus auf Martha's Vineyard. Doch das war nicht der Fall. Ganz im Gegenteil: Angela stand vor der größten Herausforderung ihres Lebens und sah sich daher beachtlichen Ängsten und großem Druck ausgesetzt. Angels Healthcare LLC, das Unternehmen, das sie im Verlauf der vergangenen fünf Jahre gegründet und groß gemacht hatte, stand kurz davor, entweder ein jede Vorstellung sprengender Erfolg oder aber ein totaler Fehlschlag zu werden. Die Entscheidung würde in den kommenden Wochen fallen. Sie lastete schwer auf ihren Schultern.

Als wäre eine solch enorme Aufgabe nicht genug, durchlebte Michelle Calabrese, Angelas zehnjährige Tochter, im Augenblick ihre ganz persönliche Krise. Und während Angelas Finanzdirektor und ihr Operativdirektor, die Direktoren der drei Angels-Healthcare-Kliniken sowie die erst kürzlich eingestellte Spezialistin für Krankenhaushygiene und Infektionskontrolle ein paar Meter weiter im Sitzungszimmer saßen und ungeduldig auf sie warteten, musste Angela sich seit über einer Viertelstunde mit Michelle am Telefon herumschlagen.

»Tut mir wirklich leid, Schätzchen«, sagte Angela und bemühte sich nach Kräften, ihrer Stimme einen ruhigen und doch bestimmten Klang zu geben. »Die Antwort lautet: Nein! Wir haben darüber gesprochen, ich habe darüber nachgedacht, und die Antwort lautet immer noch: Nein. Ich buchstabiere: N-E-I-N.«

»Aber, Mom«, jaulte Michelle. »Alle Mädchen haben eins.«

»Das kann ich nicht glauben. Ihr seid doch alle erst zehn. Ihr geht in die fünfte Klasse. Da gibt es garantiert viele Eltern, die meiner Meinung sind.«

»Dad hat es aber erlaubt. Du bist so gemein. Dann ziehe ich eben zu ihm.«

Angela biss die Zähne zusammen und widerstand der Versuchung, auf die verletzende Bemerkung ihrer Tochter einzugehen. Stattdessen ließ sie ihren Schreibtischstuhl herumschwingen und schaute zum Fenster ihres Eckbüros hinaus. Angels Healthcare lag in der einundzwanzigsten Etage des Trump Tower in der Fifth Avenue. Ihr persönliches Büro besaß Fenster nach Süden und Westen, ihr Schreibtisch war nach Norden ausgerichtet. Im Augenblick hatte sie den Blick in Richtung Süden gewandt, auf die mit Autos verstopfte Fifth Avenue. Die roten Rücklichter erschienen ihr wie tausend strahlende Rubine. Sie wusste, dass die Worte ihrer Tochter lediglich Ausdruck ihrer Verbitterung über ihr Leben als Scheidungskind waren und dass sie versuchte, Angela mit ihrem Schicksal zu erpressen und so ihren Willen durchzusetzen. Leider hatten solche verletzenden Bemerkungen über ihren Exmann Angela in der Vergangenheit etliche Male tatsächlich wütend gemacht, doch dieses Mal war sie fest entschlossen, es nicht so weit kommen zu lassen. Angesichts ihrer enormen Anspannung musste sie alles tun, um ruhig und gelassen in die bevorstehende Sitzung gehen zu können. Kindererziehung und die Leitung eines Multimillionen-Dollar-Unternehmens ließen sich viel zu oft einfach nicht unter einen Hut bekommen. Sie musste diese beiden Bereiche trennen.

»Mom, bist du noch da?«, ließ sich Michelle vernehmen. Sie wusste, dass sie eine Grenze überschritten hatte, und bereute ihre Bemerkung bereits. Niemals wollte sie bei ihrem Vater und all seinen verrückten Freundinnen leben.

»Ich bin noch da«, antwortete Angela. Sie gab dem Schreibtischstuhl einen Schubs und blickte nun wieder auf ihr sparsam möbliertes, modernes Büro. »Aber deine letzte Bemerkung hat mir überhaupt nicht gefallen.«

»Aber du bist ungerecht. Ich meine, die Ohringe hast du mir doch auch erlaubt.«

»Ohrläppchen sind etwas ganz anderes als ein Bauchnabelpiercing. Ich will nicht mehr darüber reden, zumindest nicht jetzt im Augenblick. Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Ja, ja«, sagte Michelle geknickt. »Haydee hat Paella gemacht.«

Dank sei Gott, dass es Haydee gibt, dachte Angela. Haydee Figueredo war eine freundliche Kolumbianerin, die Angela unmittelbar nach der Trennung von ihrem Ehemann, Michael Calabrese, als Haushaltshilfe und Kindermädchen eingestellt hatte

und die auch bei ihnen wohnte. Damals war Michelle gerade erst drei Jahre alt gewesen, und Angela hatte noch sechs Monate bis zum Abschluss ihrer Facharztausbildung zur Internistin vor sich gehabt. Haydee war ihr wie ein Geschenk des Himmels vorgekommen.

»Wann kommst du nach Hause?«, wollte Michelle jetzt wissen.

»Erst in ein paar Stunden«, antwortete Angela. »Ich habe noch eine wichtige Sitzung.«

»Das sagst du doch bei jeder Sitzung.«

»Das kann sein, aber diese hier ist wirklich wichtiger als die meisten anderen. Hast du Hausaufgaben auf?«

»Ist der Himmel blau?«, fragte Michelle herablassend zurück.

Angela war nicht besonders erfreut über die Respektlosigkeit in Michelles Worten und in ihrem Tonfall, sagte aber nichts.

»Falls du Hilfe brauchst, dann kümmere ich mich darum, wenn ich zu Hause bin.«

»Ich glaube, dann schlafe ich schon.«

»Ehrlich? Warum so früh?«

»Ich muss morgen früh aufstehen. Wir machen doch einen Ausflug ins Museum.«

»Ach, ja, das habe ich ganz vergessen«, sagte Angela und verzog das Gesicht zu einer übertriebenen Grimasse. Sie vergaß nur ungern ein Ereignis, das ihrer Tochter wichtig war. »Falls du schon schläfst, wenn ich nach Hause komme, dann schleiche ich mich zu dir rein und gebe dir einen Kuss. Wir sehen uns dann morgen Früh.«

»Okay, Mom.«

Trotz des zu Beginn des Gesprächs angeschlagenen Tons tauschten Mutter und Tochter herzliche und liebevolle Abschiedsworte aus, bevor sie auflegten. Angela blieb noch einige wenige Augenblicke an ihrem Schreibtisch sitzen. Das Telefonat mit ihrer Tochter hatte sie an eine Zeit und einen Abschnitt ihres Lebens erinnert, der ganz ähnliche Herausforderungen und Belastungen mit sich gebracht hatte wie ihre gegenwärtige Situation. Damals musste sie sich mit der Scheidung und dem finanziellen Zusammenbruch ihrer innenstädtischen Hausarztpraxis herumschlagen. Die Tatsache, dass sie beides überstanden hatte, gab ihr neue Zuversicht in Bezug auf die Bewältigung ihrer momentanen Krise.

Ein klein wenig optimistischer als noch am frühen Nachmittag schob Angela ihren Schreibtischstuhl zurück, griff nach ihren Notizen und verließ das Büro. Überrascht stellte sie fest, dass ihre Sekretärin, Loren Stasin, immer noch pflichtbewusst hinter ihrem Schreibtisch saß. In den vergangenen drei Stunden hatte Angela kein einziges

Mal an sie gedacht.

»Warum sind Sie denn noch da?« In Angelas Frage lag eine Spur Schuldbewusstsein.

Loren zuckte mit den schmalen Schultern. »Ich dachte, Sie brauchen mich vielleicht noch.«

»Um Himmels willen, nein. Gehen Sie nach Hause! Wir sehen uns morgen Früh.«

»Muss ich Sie daran erinnern, dass Sie morgen Vormittag einen Termin bei der Manhattan Bank and Trust haben und anschließend mit Mr Calabrese in seinem Büro verabredet sind?«

»Wohl kaum«, erwiderte Angela. »Aber trotzdem danke. Und jetzt nichts wie weg hier!«

»Danke, Frau Dr. Dawson«, sagte Loren und legte verstohlen ihren Roman beiseite.

Angela ging den kahlen Flur entlang. Sie blickte den Terminen des morgigen Tages alles andere als freudig entgegen, und das aus mehreren Gründen. Es war für sie immer eine Erniedrigung, wenn sie irgendwo Geld auftreiben musste, aber jetzt, in dieser verzweifelten Situation, würde das Ganze noch viel demütigender. Noch schlimmer war jedoch, dass es sich bei einem der Menschen, die sie um Geld bitten würde, um ihren Exmann handelte. Fast bei jedem Zusammentreffen – ganz gleich aus welchem Anlass – erwachten die vielen emotionalen Turbulenzen aus der Zeit ihrer Scheidung wieder zum Leben, ganz zu schweigen von dem Ärger darüber, dass sie ihn überhaupt geheiratet hatte. Sie hätte es eigentlich besser wissen müssen. Es hatte zu viele versteckte Anzeichen dafür gegeben, dass er letztendlich nicht anders war als ihr Vater und ihren Erfolg so sehr als persönliche Kränkung auffasste, dass er anfang, sie schlecht zu behandeln.

Vor der geschlossenen Tür zum Sitzungszimmer blieb Angela kurz stehen, holte noch einmal tief Luft und trat ein. Ganz ähnlich wie ihr persönliches Büro war auch dieser Raum in sterilmodernem Stil eingerichtet. Er wurde von einem eindrucksvollen Tisch in der Mitte dominiert, bestehend aus einer fünf Zentimeter dicken Glasplatte, die auf einer weißen, ionischen Marmorsäule ruhte. Der Fußboden war mit weißen Marmorfliesen belegt. In die beiden Seitenwände zur Rechten und zur Linken war je ein Flachbildschirm für PowerPoint-Präsentationen eingelassen. Die Stirnwand war aus Glas und gab den Blick auf die Fifth Avenue frei. Die vergoldete und hell erleuchtete Spitze des historisch sehenswerten Crown Building auf der gegenüberliegenden Straßenseite erfüllte den unpersönlichen, modernen Raum mit einem warmen Schimmer.

Der runde Tisch war Angelas Idee gewesen. Ihr Führungsstil war eher teamorientiert als hierarchisch, und der runde Tisch drückte dieses Gleichheitsprinzip besser aus als die sonst üblichen Konferenzmöbel. Von den insgesamt sechzehn Stühlen waren im Augenblick nur sechs besetzt. Der Finanzdirektor saß mit dem Rücken zum Fenster alleine auf der Angela gegenüberliegenden Seite. Die drei Klinikdirektoren saßen links von Angela. Der Operativdirektor hatte wenige Stühle von seinem Vorstandskollegen entfernt zu Angelas Rechter Platz genommen und direkt neben ihm die Expertin für Krankenhaushygiene und Infektionskontrolle.

Die einzelnen Abteilungsleiter von Angels Healthcare, die für die Bereiche Einkauf, Wäscherei, Anlagenwartung, Hausmeisterei, Öffentlichkeitsarbeit, Personal und Labor zuständig waren, waren mit voller Absicht genausowenig anwesend wie die Pflegedienstleitung, die medizinische Leitung oder außenstehende Vorstandsmitglieder. Keiner von ihnen wusste, dass dieses Treffen überhaupt stattfand.

Angela setzte ein verbindliches Lächeln auf, während sie jeden Anwesenden mit einem kurzen Blick bedachte und persönlich zur Kenntnis nahm. Alle hatten sie eine leicht besorgte Miene aufgesetzt, mit Ausnahme des Finanzdirektors Bob Frampton, dessen fleischiges Gesicht seinen immer gleichen, übernächtigen Ausdruck beibehalten hatte, sowie des Operativdirektors Carl Palanco, der immer irgendwie verwundert auszusehen schien.

»Guten Abend, meine Damen und Herren«, sagte Angela, während sie Platz nahm. »Zunächst einmal möchte ich mich für meine Verspätung entschuldigen. Ich weiß, es ist spät, und Sie wollen alle möglichst schnell nach Hause zu Ihren Familien, deshalb machen wir es kurz. Die gute Nachricht lautet: Wir sind immer noch im Geschäft.« Angela blickte die drei Klinikdirektoren an, die ihr alle mit einem verhaltenen Kopfnicken antworteten. »Die schlechte Nachricht lautet, dass unser Liquiditätsproblem nicht mehr nur besorgniserregend, sondern existenzbedrohend ist. Das haben wir zwar vor einem Monat auch schon gedacht, aber seither hat sich die Lage noch einmal verschlimmert.«

Angela wies auf Bob Frampton, der, wie um sich wach zu machen, sachte den Kopf schüttelte. Er beugte sich mit gefalteten Händen nach vorne und legte die Ellbogen auf den Tisch. »Wir nähern uns mit rasender Geschwindigkeit der mit der Manhattan Bank and Trust vereinbarten Kreditlinie, die bei achtzig Prozent unserer Sicherheiten liegt. Wir waren sogar gezwungen, ein paar Wertpapiere zu verkaufen, um eine Abschlagszahlung für unseren Gefäßprothesenlieferanten zu ermöglichen. Sonst hätte

er sämtliche Lieferungen eingestellt.«

»Angesichts unserer außerordentlich angespannten finanziellen Situation möchte ich mich bei Ihnen persönlich dafür bedanken«, sagte Dr. Niesha Patrick. Die junge Afroamerikanerin mit der relativ hellen Haut und dem Sommersprossen-Muster in Schmetterlingsform quer über Wangen und Nase besaß, genau wie Angela, einen medizinischen Dokortitel sowie einen MBA. Angela hatte sie bei einem großen Pflegedienstunternehmen an der Westküste abgeworben und für die Leitung des Angels Heart Hospital gewonnen. »Dadurch, dass die Operationssäle immer wieder geschlossen waren, haben wir nur mit invasiven Angiografien und Kardioplastiken regelmäßige Umsätze erzielt. Ohne Gefäßprothesen wären auch diese Einnahmen erheblich zurückgegangen.«

»Den invasiven Gefäßabbildungen und den Laseroperationen am Auge haben wir es wahrscheinlich zu verdanken, dass wir überhaupt noch Wasser unter dem Kiel haben«, sagte Angela. Sie nickte Niesha und Dr. Stewart Sullivan anerkennend zu. Stewart war der Direktor der Angels-Klinik für Schönheits- und Augenoperationen.

»Wir tun, was wir können«, sagte Stewart.

»So, wie das Gesundheitssystem gegenwärtig organisiert ist, kann eine Spezialklinik eine wahre Goldmine sein, aber wenn die Operationssäle geschlossen sind, dann hat sie auch mit gravierenden Nachteilen zu kämpfen.«

»Aber die OPs sind doch mittlerweile alle wieder geöffnet«, warf Dr. Cynthia Sarpoulus in abweisendem Tonfall ein. Cynthia hatte während des Medizinstudiums dieselben Kurse wie Angela belegt und sich mittlerweile auf hoch ansteckende Krankheiten und Epidemiologie spezialisiert. Angela hatte sie vor dreieinhalb Monaten eingestellt, als die ersten Probleme mit diesen sogenannten »nosokomialen«, also »im Krankenhaus erworbenen«, Infektionen aufgetreten waren. Cynthia besaß einen dunklen Teint, rabenschwarze Haare und ein aufbrausendes Wesen. Doch aufgrund ihrer Ausbildung, ihrer großen Einsatzbereitschaft, ihrer Intelligenz und ihres Rufs war Angela bereit, sich mit ihrer dünnhäutigen und oftmals galligen Art abzufinden. Es war allgemein bekannt, dass sie etliche Einrichtungen, die mit Infektionsproblemen zu kämpfen gehabt hatten, vor dem Aus gerettet hatte.

»Das mag ja sein, aber sie werden nur von wenigen Ärzten in Anspruch genommen«, schaltete sich Dr. Hermann Straus ein. Angela hatte Hermann aus einem städtischen Krankenhaus in Boston abgeworben, wo er als stellvertretender Verwaltungschef hohes Ansehen genossen hatte. Der große, sportliche Mann mit dem extrovertierten Wesen besaß ein besonderes Gespür im Umgang mit Chirurgen in der

Orthopädie. Diese Gabe in Kombination mit seinen im Cornell Hospital erworbenen administrativen Fähigkeiten machten ihn zu einem idealen Direktor des Angels Orthopedic Hospital, seine Bilanz war der beste Beweis dafür.

»Und woran liegt das?«, wollte Angela wissen. »Sie wissen doch sicherlich alle, dass wir das Problem von Anfang an mit aller Gründlichkeit angepackt haben. Cynthia, erläutere den anderen noch einmal, was wir alles gemacht haben.«

»Praktisch alles Menschenmögliches«, zischte Cynthia, als ob sie persönlich angegriffen worden wäre. »Jeder Operationssaal wurde mit Natriumhypochlorid gereinigt und mindestens einmal mit einer Substanz namens NAV-CO₂ desinfiziert. Das ist ein nicht brennbarer Alkohol, gelöst in flüssigem Kohlendioxid.«

»Und außerdem nicht ganz billig«, unterbrach Bob.

»Warum gerade dieses Mittel?«, erkundigte sich Carl.

»Weil der methicillinresistente Staphylococcus aureus, abgekürzt MRSA, äußerst sensibel auf dieses Präparat reagiert«, schoss Cynthia zurück, als wäre das eine Tatsache, die eigentlich jedem bekannt sein müsste.

»Wir sollten jetzt nicht anfangen, aufeinander loszugehen«, mahnte Angela. Sie wollte, dass die Stimmung friedlich und, so hoffte sie, produktiv blieb. »Wir sitzen doch alle im selben Boot. Niemand will hier irgendjemandem etwas vorwerfen. Was haben wir sonst noch unternommen?«

»Jedes Zimmer, in dem ein infizierter Patient gelegen hat, ist ebenfalls mit diesem Mittel desinfiziert worden«, sagte Cynthia. »Und was vielleicht noch wichtiger ist: Wie Sie alle wissen, werden alle Ärzte und sämtliche Klinikangestellten regelmäßig auf Staphylokokken untersucht. Jeder, der positiv getestet wird, wird mit Mupirocin behandelt, bis der Test negativ ausfällt.«

»Ebenfalls nicht gerade billig«, stellte Bob fest.

»Bitte, Bob«, sagte Angela. »Wir sind uns der finanziellen Seite dieser Katastrophe vollkommen bewusst. Mach weiter, Cynthia! Hältst du es für absolut notwendig, das Personal und den Ärztstab zu testen und gegebenenfalls medikamentös zu behandeln?«

»Absolut«, erwiderte Cynthia. »Wir sollten uns sogar überlegen, ob wir nicht auch jeden Patienten dieser Prozedur unterziehen, schon bei der Anmeldung. Ich erinnere mich, dass man in Holland und Finnland einmal mit einer besonders hartnäckigen MRSA-Serie zu kämpfen hatte. Dort hat man das Problem mit Hilfe von Tests an sämtlichen Mitarbeitern und Patienten in den Griff bekommen. Jeder mit einem positiven Testergebnis wurde medikamentös behandelt. So langsam fange ich an, mich

zu fragen, ob wir das nicht auch machen sollten. Was mir am meisten Sorge bereitet, ist, dass die MRSA in allen drei Kliniken auftritt. Was hat das zu bedeuten? Es bedeutet, dass der eventuelle Überträger – falls es einen solchen gibt – regelmäßig alle drei Kliniken aufsucht. Deshalb habe ich angeordnet, dass ab heute alle Angestellten, auch hier aus der Verwaltungszentrale, die regelmäßig in die Kliniken gehen, getestet werden und gegebenenfalls Medikamente bekommen, egal, ob sie mit Patienten in Kontakt kommen oder nicht.«

»Noch etwas?«, erkundigte sich Angela.

»Wir haben außerdem angeordnet, dass nach jedem Patientenkontakt die Hände desinfiziert werden müssen«, fuhr Cynthia fort. »Das gilt insbesondere für das medizinische und das Pflegepersonal. Und wir haben alle MRSA-Patienten unter strikte Quarantäne gestellt und das medizinische Personal angewiesen, noch häufiger die Labormäntel und Arztkittel zu wechseln. Darüber hinaus sollen oft benutzte Geräte wie zum Beispiel Blutdruckmessgeräte öfter als bisher mit Alkohol gereinigt werden. Wir haben sogar die Kondensationspfannen der Klimaanlage in allen drei Kliniken getestet. Nirgendwo konnten wir irgendwelche Pathogene feststellen, und schon gar nicht diesen einen Staphylokokken-Stamm, der uns so zusetzt. Langer Rede kurzer Sinn: Wir unternehmen alles, was menschenmöglich ist.«

»Aber warum operieren unsere Ärzte dann nicht?«, wollte Bob wissen. »Als Miteigentümer müssten sie sich doch darüber im Klaren sein, dass sie sich dadurch auch selbst schaden, vor allem, falls wir pleitegehen sollten.«

»Ich will dieses Wort nicht hören«, sagte Angela, die diese erniedrigende Erfahrung schon einmal machen musste.

»Das liegt doch auf der Hand«, meinte Stewart. »Sie haben Angst, dass ihre Patienten sich trotz all unserer Hygienemaßnahmen eine postoperative Infektion einfangen. Da ihr Honorar sich aber ausschließlich nach diagnosebezogenen Fallpauschalen bemisst, bedeutet jede postoperative Infektion einen unmittelbaren Produktivitätsrückgang und, da das ärztliche Einkommen an die Produktivität geknüpft ist, auch unmittelbare finanzielle Einbußen. Dazu kommt noch die Angst vor einem Kunstfehlerprozess. Etliche unserer Schönheitschirurgen und sogar zwei Augenärzte haben wegen dieser Staphylokokkeninfektionen bereits einen Prozess am Hals. Somit ist der Fall ziemlich klar: Für die Operateure ist es wirtschaftlich sinnvoller, wenn sie – zumindest kurzfristig – ans University Hospital oder ans Manhattan General zurückgehen.«

»Aber Probleme mit Staphylokokken gibt es in jedem Krankenhaus«, sagte Carl,

»besonders mit den methicillinresistenten Stämmen. Das gilt auch für die Uni-Klinik und das Manhattan General.«

»Ja, schon, aber nicht während der letzten drei Monate und auch nicht im selben Umfang wie bei uns«, sagte Hermann. »Trotz all der Maßnahmen, die Frau Dr. Sarpoulus eingeleitet hat, sind wir das Problem immer noch nicht losgeworden. In der Orthopädie hatten wir heute Nachmittag schon wieder einen Fall. Der Patient heißt David Jeffries.«

»Oh, nein!« Angela stieß einen Klagelaut aus. »Das wusste ich noch gar nicht. Ich bin erschüttert. Jetzt sind wir doch über eine Woche verschont geblieben.«

»Wir versuchen wie bisher, so wenig wie möglich nach außen dringen zu lassen«, sagte Hermann. »Wie gesagt, die ersten Symptome sind am späten Nachmittag aufgetreten.«

Einige Augenblicke lang herrschte Stille.

Alle Augen waren auf Cynthia gerichtet. Auf den Gesichtern spiegelten sich Wut, Entsetzen und die Frage: Wie konnte so etwas geschehen, nach all den Maßnahmen, die Cynthia ihnen gerade erst erläutert hatte und die erhebliche finanzielle Mittel verschlungen hatten, Mittel, die sie eigentlich gar nicht hatten?

»Es gibt noch keine Bestätigung dafür, dass es sich auch in diesem Fall um methicillinresistente Staphylokokken handelt«, stieß Cynthia gereizt hervor. Die Vorsitzende der Hygienekommission der Klinik hatte sie unmittelbar vor dieser Sitzung angerufen und über den Fall unterrichtet.

»Wenn Sie damit sagen wollen, dass noch keine Kulturen zur genauen Bestimmung der Keime angelegt worden sind, dann haben Sie recht«, meinte Hermann. »Aber unser VITEK-Analyse-System hat ein positives Ergebnis erbracht, und meine Laborleiterin hat mir gesagt, dass das Gerät noch nie einen falschen Positiv-Befund gemeldet hat. Falsche Negativ-Meldungen, die gibt es gelegentlich, aber keine falschen positiven.«

»Großer Gott«, sagte Angela und versuchte Haltung zu bewahren. »Ist der Patient denn erst heute operiert worden?«

»Heute Morgen«, erwiderte Hermann. »Er hat eine Kreuzbandplastik bekommen.«

»Wie geht es ihm, oder soll ich lieber gar nicht erst fragen?«

»Auf dem Weg ins University Hospital ist er gestorben. Der Mann hat einen schweren septischen Schock erlitten, das können die dort natürlich sehr viel besser behandeln als wir.«

»Großer Gott«, sagte Angela noch einmal. Sie war am Boden zerstört. »Ich hoffe,

Ihnen ist klar, dass die Verlegung keine gute Entscheidung war. Wenn wir innerhalb von zwei Tagen zwei Patienten in ein anderes Krankenhaus überstellen, dann riskieren wir, dass die Medien Wind von der Geschichte bekommen. Ich sehe die Schlagzeilen schon vor mir: *Spezialklinik schiebt todkranken Patienten ab*. Das wäre ein PR-Albtraum und würde genau das bewirken, was wir unter allen Umständen verhindern wollen: Es würde den bevorstehenden Börsengang gefährden.«

Hermann zuckte mit den Schultern. »Ich habe das nicht entschieden. Es war eine medizinische Entscheidung, und dafür bin ich nicht zuständig.«

»Wie haben Jeffries' Angehörige reagiert?«, wollte Angela wissen.

»In etwa so, wie man es erwarten konnte«, erwiderte Hermann.

»Haben Sie persönlich mit ihnen gesprochen?«

»Ja.«

»Was haben Sie für ein Gefühl – werden sie Anzeige erstatten?«, erkundigte sich Angela. Zum jetzigen Zeitpunkt war Schadensbegrenzung das Allerwichtigste.

»Es ist zu früh, um diese Frage zu beantworten, aber ich habe getan, was von mir erwartet wird. Ich habe im Namen der Klinik die Verantwortung für den Tod des Patienten übernommen, habe mich überschwänglich dafür entschuldigt und alle Maßnahmen erwähnt, die wir vorgenommen haben und auch in Zukunft vornehmen werden, um solche Tragödien zu verhindern.«

»Okay, mehr kann man nicht tun«, sagte Angela mehr zu sich selbst als zu Hermann. Sie machte sich eine kurze Notiz. »Ich informiere unsere Rechtsabteilung. Je früher die sich darum kümmern können, desto besser.«

Da meldete sich Bob zu Wort: »Wenn wir schon eine neuerliche postoperative Infektion haben – so tragisch die ganze Sache für alle Beteiligten auch sein mag –, dann ist ein schnelles Ableben des Patienten von Vorteil. Der Kostendruck wird dadurch spürbar geringer, und das könnte unter den gegenwärtigen Umständen für uns entscheidend sein.«

Angela wandte sich an Cynthia. »Du überprüfst, ob er in einem der frisch desinfizierten OPs operiert worden ist. Unabhängig davon müssen natürlich alle notwendigen Maßnahmen eingeleitet werden, aber mach nicht gleich den ganzen Operationstrakt dicht. Und dann solltest du überprüfen, wann die beteiligten Mitarbeiter das letzte Mal getestet worden sind und ob einer von ihnen als Überträger in Frage kommt.«

Cynthia nickte.

»Gibt es denn keine Möglichkeit, wie wir unsere Anteilseigner aus der Ärzteschaft

dazu veranlassen können, die Zahl ihrer Operationen zu erhöhen?«, fragte Bob. »Das wäre wirklich eine große Hilfe. Wir brauchen Umsätze. Ich hätte auch gar nichts dagegen, der staatlichen Krankenversicherung im Voraus Rechnungen zu schicken, wenn es sich dabei nur um ein paar Wochen handelt.«

Die drei Klinikdirektoren schauten einander an. Schließlich ergriff Hermann das Wort: »Ich glaube nicht, dass wir die Zahl der Operationen steigern können, schon gar nicht angesichts dieses neuen MRSA-Falls. Ich weiß nicht, wie meine Kollegen das sehen, aber Orthopäden sind sehr vorsichtig in Bezug auf Infektionen, da Knochen- und Gelenkentzündungen tendenziell sehr langwierig sind und den Arzt viel Zeit kosten, selbst unter optimalen Bedingungen. Ich habe mit meinem Chefarzt darüber gesprochen. Er ist auch derjenige, der mich informiert hat.«

»Auch ich habe mit meinem Chefarzt gesprochen«, sagte Niesha, »ich habe im Großen und Ganzen die gleiche Antwort erhalten.«

»Ich auch«, fügte Stewart hinzu. »Wenn es um Infektionen geht, scheut jeder Chirurg das Risiko.«

»Wahrscheinlich ist es sowieso zu spät«, sagte Angela und versuchte, sich von diesem neuerlichen Schlag zu erholen. »Aber Bobs Frage bringt uns auf den eigentlichen Anlass für dieses Treffen. Zunächst einmal wollte ich, dass Sie über alle Maßnahmen unterrichtet werden, die Dr. Sarpoulus wegen unseres MRSA-Problems unternommen hat. Da konnte ich natürlich noch nicht ahnen, dass wir schon wieder einen neuen Fall haben. Ich hatte wirklich gehofft, dass wir damit durch sind. Aber sei es, wie es will, wir müssen die nächsten Wochen irgendwie über die Runden kommen.«

Dann wandte sich Angela an Cynthia. »Angels Healthcare möchte sich bei dir für deine beharrlichen Anstrengungen bedanken, unabhängig von den Ereignissen des heutigen Tages. Würdest du uns jetzt bitte alleine lassen, damit wir unsere langweilige Finanzierungsdebatte führen können?«

Cynthia reagierte zunächst nicht. Mit ihren pechschwarzen Augen musterte sie erst Angela und dann die anderen. Wortlos schob sie ihren Stuhl zurück und verließ den Raum. Die Tür fiel mit einem deutlich vernehmbaren, dumpfen Schlag ins Schloss.

Einen Augenblick lang sagte niemand ein Wort.

»Ziemlich dickköpfig«, brach Bob schließlich das Schweigen.

»Dickköpfig, aber sehr engagiert«, meinte Carl. »Sie nimmt sich dieses ganze hartnäckige Problem wirklich sehr zu Herzen. Ich wette, sie denkt, dass wir schlecht über sie reden, vor allem jetzt, da es diesen neuen Fall gegeben hat.«

»Ich sage ihr morgen noch einmal, dass sie unsere volle Unterstützung hat«, sagte Angela. »Aber jetzt sollten wir uns dem Kern des Problems zuwenden. Wie Sie alle wissen, sind es noch zwei Wochen bis zum Börsengang. Die Frage ist nun, wie wir bis dahin überleben können, ohne dass ein potenzieller Investor oder ein Beamter der Börsenaufsicht von unserem andauernden Liquiditätsproblem Wind bekommt. Bis jetzt haben wir Glück gehabt, wenn uns auch ein paar Kunstfehlerprozesse ins Haus stehen. Und wir haben auch Glück gehabt, dass das Staphylokokken-Problem erst nach der externen Bilanzprüfung aufgetreten ist und daher in unserem Börsenprospekt gar nicht erwähnt wird. Ich weiß, Sie alle haben enorme persönliche Opfer gebracht. Kein Vorstandsmitglied hat in den letzten zwei Monaten einen Cent Gehalt bekommen, auch ich nicht. Wir alle haben unseren persönlichen Kreditrahmen bis aufs Äußerste ausgeschöpft. Dafür möchte ich Ihnen danken. Ich kann Ihnen versichern, dass wir unsere sämtlichen Investoren dringend gebeten haben, uns jede nur mögliche Summe leihweise zur Verfügung zu stellen. Dabei haben wir unter anderem von unserem größten Investorensyndikat eine Viertelmillion Dollar bekommen.

Die Ironie dieser verzweifelten Situation liegt darin, dass wir, falls der Börsengang wie geplant funktioniert, mit garantierten 500 Millionen Dollar dastehen. Wir alle wären mit einem Schlag reich, das Unternehmen würde im Geld schwimmen und, was genauso wichtig ist: Wir könnten dann, wie vorgesehen, mit dem Bau der jeweils drei neuen Kliniken in Miami und Los Angeles beginnen. Nachdem der US-Senat seinen Baustopp für Spezialkliniken aufgehoben hat, können wir als erstes Unternehmen der Branche an die Börse gehen, und das mit einem Angebot, das sämtliche lukrativen Eingriffe umfasst. Es könnte gar keinen günstigeren Zeitpunkt geben. Der Himmel ist unsere einzige Grenze. Wir müssen ihn nur erreichen.«

Angela unterbrach sich und blickte die im Raum Anwesenden der Reihe nach an, um sicherzugehen, dass es keinen Widerspruch gab. Keiner rührte sich, keiner sagte etwas. Angela warf einen kurzen Blick auf ihre Notizen.

»Niemand hat Schuld an dieser Situation«, versicherte Angela. »Mit einer Katastrophe, die die mehr oder weniger gleichzeitige Schließung all unserer Operationssäle erforderlich macht, konnte wirklich niemand rechnen. Angesichts nicht existierender Umsätze auf der einen und horrender Fixkosten auf der anderen Seite sind unsere Rücklagen in wirklich atemberaubendem Tempo zusammengeschmolzen. Aber das wissen Sie ja schon, und mit Ihrer aller Hilfe haben wir es bis hierhin geschafft. Wir haben uns irgendwie weitergeschleppt, haben die Zahlungen an unsere Zulieferer so lange wie nur möglich hinausgezögert. So werden wir auch weiterhin

verfahren, aber trotzdem – es könnte sein, dass das nicht reicht. Bob, sagen Sie uns, wie viel Kapital wir benötigen, um den Börsengang noch zu schaffen.«

»Mit zweihunderttausend Dollar wären wir auf der sicheren Seite«, antwortete Bob. »Mit jedem Dollar weniger schwindet auch meine Zuversicht.«

»Zweihunderttausend«, wiederholte Angela seufzend. »Das ist eine Menge Geld, leider, leider, und ich habe absolut keine Idee mehr. Jetzt geht es darum, ob vielleicht ein kluger Kopf aus Ihren Reihen noch einen Vorschlag zu machen hat. Aus Sicht der Klinikdirektoren besteht das größte Problem natürlich darin, dass Sie Löhne und Gehälter auszahlen müssen und dass das, je länger wir negative Umsätze schreiben, immer schwieriger wird, wenn wir aus der Zentrale Ihnen nicht unter die Arme greifen. Die Schwierigkeit ist eben nur, dass unsere Konten allesamt leergefegt sind.«

»Wie wäre es denn, wenn wir vorerst die Steuerzahlungen zurückhalten?«, schlug Stewart vor. »Es sind doch nur zwei Wochen.«

»Keine gute Idee«, meinte Bob zögerlich. »Lohnsteuer und Quellensteuer werden automatisch eingezogen. Falls Sie oder ich das verhindern wollen, müssen wir dazu die Bank verständigen, die dann natürlich sofort Bescheid weiß. Wenn wir aber der Bank die Anweisung geben, keine Steuern mehr zu bezahlen, ist das, als würden wir mit einem riesigen roten Tuch vor ihrer Nase herumwedeln.«

»Und wenn wir uns noch mal an unseren größten Investor wenden?«, schlug Niesha vor.

»Das werde ich morgen versuchen«, sagte Angela. »Aber besonders optimistisch bin ich da nicht. Unser Kapitalmakler, der den Großinvestor auf uns aufmerksam gemacht hat, hat ihm schon vor einem Monat eine zusätzliche Viertelmillion aus dem Kreuz geleiert und mir damals deutlich gemacht, dass jetzt wirklich nichts mehr zu holen ist. Aber ich werde es trotzdem versuchen.«

»Wie sieht es mit einem Überbrückungskredit von der Bank aus?«, meinte Stewart. »Die wissen doch, dass der Börsengang unmittelbar bevorsteht. Zum Teufel noch mal, es wäre doch nur für zwei Wochen. Und allein mit den Kreditzinsen, die wir ihnen bezahlen, verdienen die doch ein Vermögen an uns.«

»Sie vergessen, was ich zu Anfang bereits gesagt habe«, meldete sich Bob zu Wort. »Ich habe am Freitag einen Anruf von unserem Kundenbetreuer bei der Bank bekommen. Er war sehr irritiert darüber, dass wir unsere Substanz angegriffen und Wertpapiere verkauft haben, um die Rechnungen für den Gefäßprothesenlieferanten bezahlen zu können. Die Bank ist im Augenblick alles andere als zufrieden mit uns. Wenn sie jetzt auch nur einen Teil unserer Kredite kündigen würde, dann wäre alles

vorbei.«

An diesem Punkt blickte Angela alle Anwesenden der Reihe nach an. Alle starrten durch den Glastisch hindurch auf ihre Fußspitzen. »Also gut«, sagte sie, als klar war, dass niemand mit einer zündenden Idee dienen konnte. »Ich gehe morgen erst zur Bank und dann zu unserem Kapitalmakler. Ich werde mein Bestes geben. Falls irgendjemand noch einen weiterführenden Vorschlag hat ... ich lasse mein Handy eingeschaltet. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

Ein scharrendes Geräusch signalisierte, dass alle Stühle – abgesehen von Angelas – auf ihren teflonbeschichteten Stuhlbeinspitzen nach hinten geschoben wurden. Im Gänsemarsch verließen die Anwesenden den Raum, wobei die meisten Angela aufmunternd die Schulter drückten. Sie blieb für ein paar Augenblicke regungslos sitzen, den Blick starr auf das vergoldete, konisch geformte Dach des gegenüberliegenden Crown Building gerichtet, und dachte über die Zwickmühle nach, in der ihre Firma steckte. Nachdem sie so viel Arbeit und Nervenkraft investiert hatte, war es da nicht furchtbar ungerecht, dass sie und ihr aufstrebendes Angels-Healthcare-Imperium von irgendeinem niedrigen Bakterienstamm zu Fall gebracht werden sollten? Doch gleichzeitig überraschte sie das nicht. In der Welt der Finanzen, ob es nun um die Herstellung von Glühlampen oder um Dienstleistungen im Gesundheitssektor ging, kam Gerechtigkeit bestenfalls an letzter Stelle. Dass Geld die Welt regiert, diese Lektion hatte sie auf schmerzhaft Weise gelernt, als sie vergeblich versucht hatte, ihre von überdurchschnittlich vielen Sozialhilfeempfängern besuchte Hausarztpraxis über Wasser zu halten. Die qualvolle Erfahrung einer Praxispleite war ihre stärkste Triebfeder für die Aufnahme eines Wirtschaftsstudiums gewesen. Dort hatte sie, wie um sich zu rächen, ausgezeichnete Leistungen gebracht und gleichzeitig begriffen, dass man, wenn man es richtig anstellte, im Gesundheitssektor nicht nur finanzielle Unabhängigkeit, sondern sogar echten Reichtum erreichen konnte.

Mit neu gewonnener Entschlossenheit schob Angela ihren Stuhl zurück und stand auf. Sie holte Mantel und Schirm aus ihrem Büro, nicht ohne ihren Notizblock und die Aktenmappe bewusst auf den Schreibtisch zu legen. Morgen Früh, vor ihrem ersten Termin drüben bei der Manhattan Bank and Trust, wollte sie die Sachen wieder abholen. Sie wusste, dass sie heute Nacht gut schlafen musste, um morgen Vormittag, wenn es darauf ankam, alle Kräfte mobilisieren zu können. Daher musste sie aktiv versuchen, den Kopf freizubekommen. Sie hatte früher schon in ähnlich stressigen Situationen erlebt, dass sie sich dadurch am folgenden Tag nicht nur besser gefühlt, sondern die Dinge aus einer neuen Perspektive betrachtet und neue Ideen entwickelt

hatte. Es war, als ob ihr Unterbewusstsein sich aktiv an ihrer Entscheidungsfindung beteiligte.

An der Ecke Fifth Avenue und 56th Street stellte sich Angela an den Bordstein und hob die Hand, um ein Taxi anzuhalten, auch wenn sie wusste, dass das um kurz vor halb neun nicht einfach war, vor allem nicht an einem nieseligen Abend Anfang April. Viele Taxifahrer beendeten gerade ihre Schicht und hatten daher ihre »Außer Dienst«-Leuchtschilder eingeschaltet. Die anderen waren besetzt. Bis vor einem Monat noch hatte Angela regelmäßig einen Chauffeur-Service in Anspruch genommen, aber angesichts der fetten roten Zahlen auf allen Konten hatte sie sich wieder aufs Taxi besonnen. Als sie sich gerade zu Fuß auf den Weg in ihre Wohnung in der 70th Street machen wollte, hielt ein Taxi neben ihr an und setzte einen Fahrgast ab. Sobald der Mann bezahlt hatte und ausgestiegen war, stieg Angela ein.

Das Taxi sauste in die von Angela angegebene Richtung, und sie holte tief Luft, um sie anschließend mit lautem Prusten wieder auszustoßen. Erst jetzt wurde ihr bewusst, wie verspannt sie war. Mit vor der Brust gekreuzten Armen massierte sie sich die Schultern und anschließend die Schläfen. Sie konnte fühlen, wie die Muskeln im Unterleib und den Oberschenkeln sich langsam entkrampften. Als sie die Augen wieder aufschlug, nahm sie die Lichter der Stadt, die sich auf den schlüpfrigen, nassen Straßen spiegelten, bewusst wahr. Es waren viele Fußgänger unterwegs, oftmals Arm in Arm unter einen Schirm gedrängt. Diese Augenblicke zwischen den Anforderungen ihren Arbeitstages und der Sorge um ihre Tochter waren es, die Angela daran erinnerten, dass sie keinerlei Sozialleben besaß, schon gar nicht mit Vertretern des anderen Geschlechts. Ihre Männerkontakte waren strikt auf berufliche Kontakte, die seltenen Elternabende an der Schule ihrer Tochter oder, traurig genug, auf die Kassenschlange im Supermarkt reduziert. Die Tatsache, dass das ihre eigene Entscheidung war, weil sie zum einen eine ehrgeizige Frau war und zum anderen aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen ernsthaft daran zweifelte, dass Männer zu einem monogamen Lebensstil überhaupt fähig waren, änderte nichts an ihren gelegentlich aufflackernden Sehnsüchten.

Sie wollte nicht länger darüber nachdenken, zog ihr Handy hervor und drückte eine Kurzwahltaste. Eigentlich hatte sie damit gerechnet, die Stimme ihrer Tochter zu hören, die normalerweise schon den Hörer abnahm, bevor das erste Klingeln verhallt war, doch stattdessen fand Angela sich im Gespräch mit Haydee, ihrem Kinder- und Hausmädchen, wieder. Je mehr in Angelas Leben los war, desto mehr Bereiche überließ sie Haydee.

»Wo steckt denn das Monster?«, erkundigte sich Angela. »Monster« war der liebevolle Spitzname, mit dem Angela und Haydee Michelle bezeichneten, wenn sie nicht in der Nähe war. Liebevoll deshalb, weil er genau das Gegenteil ihrer wahren Gefühle für das Mädchen ausdrückte. Beide Frauen fanden zwar, dass Michelle durchaus altersgemäß eigensinnig und gelegentlich auch streitsüchtig war – wie zum Beispiel im Fall des Bauchnabelpiercings –, hielten sie aber ansonsten für so gut wie perfekt.

»Ich glaube, sie schläft schon. Soll ich sie aufwecken?«

»Um Himmels willen, nein!«, sagte Angela und verspürte einen Hauch von Einsamkeit. »Auf keinen Fall.«

Nachdem sie kurz verschiedene Haushaltsdinge besprochen hatten, fasste Angela einen spontanen Entschluss. Sie teilte Haydee mit, dass sie nicht auf sie zu warten brauchte, da sie erst spät nach Hause kommen würde, und legte auf.

Dann schob sie sich auf die Sitzkante und sprach durch die Plexiglasabtrennung hindurch den Taxifahrer an. Anstatt nach Hause zu einer schlafenden Tochter zu fahren, wollte sie ihren Fitnessclub aufsuchen. In letzter Zeit hatte sie so viel um die Ohren, dass sie seit Monaten nicht mehr dort war, ein bisschen Training würde ihr sicherlich sowohl körperlich als auch geistig guttun. Außerdem, so dachte sie, würde sie so wieder einmal unter Leute kommen und konnte sogar in dem erstaunlich guten Restaurant des Clubs eine Kleinigkeit essen.

Angelas Fitnessclub lag nur wenige Straßenzüge von ihrer Wohnung entfernt in der Columbus Avenue. Ohne große Mühe fand sie die viel zu selten genutzte Mitgliedskarte in ihrer überfüllten Brieftasche. Kurze Zeit später hatte sie ihre Sportsachen angezogen, saß auf einem Fahrrad-Ergometer und schaute nebenbei CNN. Sie war entsetzt über ihren körperlichen Zustand. Schon nach fünf Minuten war sie außer Atem. Nach zehn Minuten schwitzte sie so sehr, dass sie sich vorkam wie ein Glas Eistee in den Tropen. Allein ihrer unbändigen Willenskraft war es zu verdanken, dass sie die zwanzig Minuten, die sie sich vorgenommen hatte, durchhielt.

Sie stieg vom Sattel, stemmte die Hände in die Hüften und blieb stehen, während ihr Brustkorb sich hob und senkte und sie versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Das nahm ihre gesamte Konzentration in Anspruch. Außerdem war sie klitschnass. Das Stirnband, das früher eigentlich mehr ein modisches Accessoire als eine Notwendigkeit gewesen war, war schweißgetränkt. Mit ihrem geröteten Gesicht, den am Körper klebenden Trainingsklamotten und ihren nach allen Seiten abstehenden Haaren sah sie wahrscheinlich aus wie ein Wrack. Aber das eigentlich Beschämende

war, dass die Leute auf den Ergometern neben ihr so offensichtlich locker weiterstrampelten. Von denen schien niemand zu schwitzen, viele konnten sogar lesen, während ihre Beine in die Pedale traten. Angela wusste, dass sie während des Trainings auf gar keinen Fall in der Lage wäre, irgendetwas zu lesen, schon gar nicht gegen Ende.

Sie griff nach ihrem Handtuch und trocknete sich das Gesicht ab. Ihre mangelhafte Ausdauer und ihr verlottertes Äußeres verunsicherten sie, und sie warf, während sie sich auf den Weg in den Krafraum machte, einen schnellen Blick auf die Gesichter der anderen Radler. Glücklicherweise schenkte ihr niemand Beachtung, bis es zu einem kurzen Augenkontakt mit einem blonden Mann kam, der wie wild in die Pedale trat, aber noch keinen einzigen Schweißtropfen vergossen hatte. Die Tatsache, dass er blitzschnell den Blick von ihr abwandte, bestätigte Angelas Befürchtungen hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung. Doch als sie hinter ihm vorbeiging, musste sie über sich selbst lächeln. Es war ihr wirklich vollkommen egal, was dieser Fremde dachte.

Ohne festen Plan ließ sie sich durch den Krafraum treiben und setzte sich mal an dieses, mal an jenes Gerät. Dabei achtete sie darauf, nicht zu viel Gewicht aufzulegen oder zu viele Wiederholungen zu machen. Eine Muskelzerrung oder ein verstauchtes Gelenk konnte sie im Augenblick wirklich als Allerletztes gebrauchen. Trotz der relativ fortgeschrittenen Stunde war immer noch eine ganze Menge los. Sie beobachtete ein paar Männer, die die Frauen im Raum genau taxierten und das zu verbergen suchten. Es erinnerte sie daran, wie oberflächlich manche Männer sein konnten.

Sie nahm sich ein paar sehr leichte Gewichte, stellte sich vor einen Spiegel und begann mit einer Übung, die die Oberkörpermuskulatur eher dehnte als wirklich forderte. Dabei betrachtete sie sich mit kritischem Blick und versuchte möglichst objektiv zu sein. Sie hatte nach wie vor eine gute Figur, die sich seit Mitte zwanzig nicht grundlegend verändert hatte. Da sie es seit der Gründung von Angels Healthcare nur noch selten ins Fitnesszentrum schaffte, war das mit Sicherheit nicht ihren eigenen Bemühungen zu verdanken, sondern eher ihren Genen. Ihr Bauch war trotz der Schwangerschaft flach geblieben. Ihre Beine waren wohlproportioniert und ihr Hintern fester, als sie es verdient hatte. Alles in allem war sie also ganz zufrieden mit sich, von den Haaren einmal abgesehen.

Die MRSA-Katastrophe, die Angels Healthcare zurzeit fest im Griff hatte, war gerade einen Monat alt gewesen, als sie die erste graue Strähne entdeckt hatte. Ihre Mutter war auch schon früh grau geworden, also hätte Angela sich darüber nicht

weiter zu wundern brauchen, aber es hatte sie so sehr beschäftigt, dass sie sich in der örtlichen Drogerie eine Farbspülung besorgt und bereits mehrfach angewandt hatte. Die grauen Haare waren zwar verschwunden, aber sie hatte den Eindruck, als hätte gleichzeitig auch der natürliche Glanz ihrer Haare nachgelassen. Als sie jetzt in den Spiegel im Kraftraum des Fitnessclubs starrte, konnte es keinen Zweifel mehr daran geben.

Angela schnitt ihrem Spiegelbild schnell noch eine übertrieben schreckliche Grimasse, um sich selbst damit ein bisschen auf den Arm zu nehmen. Letztendlich war sie kein eitler Mensch. Sie war in erster Linie daran interessiert, etwas zu erreichen, und nicht, gut auszusehen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte da eine Stimme.

Angela drehte sich um und blickte in das Gesicht des blonden Mannes, mit dem sie bei den Ergometern einen kurzen Blick gewechselt hatte. Er war Mitte vierzig, sah recht gut aus und war wahrscheinlich auch entsprechend intelligent. Er besaß leuchtend blaue Augen, kurz geschorene Haare und zeigte ihr ein unbekümmertes und freundliches Lächeln. Auf seinem T-Shirt stand *Mach mich glücklich*.

»Alles okay«, erwiderte Angela, nachdem sie den Fremden kurz gemustert hatte. »Warum fragen Sie?«

»Ich hatte kurz das Gefühl, Sie würden gleich anfangen zu weinen.«

Angela lachte herzlich. Als sie sich vor dem Spiegel Grimassen geschnitten hatte, hatte sie ganz vergessen, dass sich außer ihr noch ein ganzer Schwung heimlicher Beobachter im Raum befand.

»Was gibt es denn da zu lachen? Ehrlich! Noch vor einer Minute, als Sie diese Übungen gemacht haben, hat es so ausgesehen, als würden Sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen.«

»Es würde zu lange dauern, das zu erklären.«

»Zeit spielt keine Rolle. Wie wäre es denn mit einem Drink nach dem Training? Dann können Sie's mir erklären. Und danach ... wer weiß?«

Gequält lächelnd schaute Angela den neben ihr stehenden Mann an. Es war schon eine Weile her, dass sie auf so rasante und unverschämte Weise angemacht worden war. Unter normalen Umständen hätte sie ihn einfach stehen lassen. Aber in ihrer momentanen Stimmung übte die Aussicht auf paar Wortgefechte und ein bisschen Gesellschaft einen ungewöhnlichen Reiz aus – vielleicht für eine Stunde oder so. Schließlich war sie ja extra hergekommen, um den Kopf freizubekommen.

»Ich weiß ja nicht einmal, wie Sie heißen«, sagte sie und wusste ganz genau, dass

sie damit die sprichwörtliche Tür geöffnet hatte.

»Chet McGovern. Und Sie?«

»Angela Dawson. Sprechen Sie hier im Club eigentlich öfter irgendwelche Frauen an?«

»Ständig«, sagte Chet. »Ehrlich gesagt ist das der Hauptgrund dafür, dass ich so oft hier bin. Das Training riecht mir viel zu sehr nach Arbeit.«

Angela musste erneut lachen. Ehrlichkeit war ihr genau so sympathisch wie ein Schuss Humor. Es schien, als hätte Chet McGovern beides zu bieten.

»Trinken Sie ruhig etwas, während ich esse«, sagte sie dann. »Ich sterbe vor Hunger.«

»Einverstanden.«

Vierzig Minuten später saßen sie einander frisch geduscht im Restaurant gegenüber. An der Theke herrschte starkes Gedrängel. Dahinter zeigte ein an der Wand angebrachter Bildschirm ein Baseballspiel, das niemanden interessierte. Das Geschnatter der vielen Menschen hörte sich an wie ein Haufen Möwen bei der Fütterung. Angela war seit Jahren nicht mehr in einer solchen Umgebung gewesen, und so machte ihr der Lärm erheblich zu schaffen. Sie musste sich über ihren gegrillten Lachs beugen um Chets Worte zu verstehen.

»Ich habe Sie gefragt, was Sie arbeiten«, wiederholte er gerade. »Sie sehen aus wie ein Model.«

»Oh, aber klar«, erwiderte Angela spöttisch. Wer solche Bemerkungen machte, das war ihr klar, der hielt sich für den König der Aufreißer.

»Ehrlich!«, beteuerte Chet. »Wie alt sind Sie, vierundzwanzig, fünfundzwanzig vielleicht?«

»Um genau zu sein, siebenunddreißig«, sagte Angela und widerstand der Versuchung, eine sarkastische Bemerkung nachzuschieben.

»Das hätte ich niemals gedacht. Nicht mit so einer Figur.«

Angela lächelte schwach. Es war natürlich trotzdem nett, so etwas zu hören, auch wenn es überhaupt nicht ernst zu nehmen war.

»Wenn schon kein Model, was arbeiten Sie denn dann?«

»Ich bin Geschäftsfrau«, sagte Angela, ohne weitere Erklärung, und um das Gespräch schnell wieder von sich abzulenken, fügte sie noch hinzu: »Und Sie? Filmstar?«

Jetzt war es Chet, der lachen musste. Dann beugte er sich vor und sagte: »Ich bin Doktor.« Dann lehnte er sich zurück. Aus Angelas Blickwinkel sah es so aus, als hätte

er ein entschieden selbstzufriedenes Lächeln aufgesetzt, ganz so, als müsste sie jetzt beeindruckt sein.

»Was für ein Doktor?«, erkundigte sich Angela nach einer kurzen Pause. »Ein medizinischer oder ein anderer?«

»Doktor der Medizin, mit staatlicher Approbation.«

Donnerwetter!, dachte Angela sarkastisch, behielt es aber für sich.

»Und was machen Sie so, als Geschäftsfrau?«

»Ich muss leider gestehen, dass ich den größten Teil meiner Zeit damit verbringe, Geld aufzutreiben, so unerfreulich das auch sein mag. Ein Unternehmen in der Anlaufphase ist wie eine Pflanze: Es braucht ständig Wasser, und manchmal bringt es erst nach vielen vollen Gießkannen die ersten Früchte.«

»Das klingt ja sehr poetisch. Wie lange dauert es denn noch, bis Ihre Firma Früchte trägt?«

»Gar nicht mehr lange, um ehrlich zu sein. In genau zwei Wochen gehen wir an die Börse.«

»Zwei Wochen! Das ist bestimmt sehr aufregend.«

»Im Augenblick ist es eher Furcht einflößend als aufregend, ich muss ungefähr zweihunderttausend Dollar aufreiben, damit wir bis zum Börsengang flüssig bleiben.«

Chet pfiff durch die Zähne. Er war beeindruckt. Angela bekleidete wahrscheinlich irgendeine Führungsposition. »Und, werden Sie es schaffen?«

»Ich versuche optimistisch zu bleiben, vor allem, weil sämtliche Börsen-Gurus uns einen Riesenerfolg prophezeien. Vielleicht wollen Sie als staatlich anerkannter Mediziner ja etwas investieren. Wir könnten Ihnen mit Sicherheit eine sehr interessante Rendite anbieten, sei es in Form von Dividenden oder in Anteilsscheinen. Eine Menge Ärzte haben bei uns investiert ... über fünfhundert, um genau zu sein.«

»Ehrlich?«, sagte Chet. »Was ist das denn für ein Unternehmen?«

»Es heißt Angels Healthcare. Wir bauen und betreiben Spezialkliniken.«

»Dann nehme ich an, dass Sie sich mit Doktoren auskennen.«

»Das könnte man sagen«, meinte Angela zustimmend.

»Leider bin ich im Augenblick nicht so flüssig, wie ich gerne wäre«, meinte Chet dann. »Tut mir leid.«

»Kein Problem. Rufen Sie mich an, falls Sie Ihre Meinung ändern sollten.«

»Tja«, sagte Chet dann mit erhobener Stimme. Ganz offensichtlich wollte er das Thema wechseln. »Sind Sie gerade Single oder verheiratet oder irgendwas dazwischen?«

Da wären wir also wieder bei der Anmache, dachte Angela. Mit einem Mal hatte sie keine Lust mehr, die Konversation am Leben zu erhalten. Sie hatte sich ganz gut amüsiert, aber jetzt war sie plötzlich müde, und das war schließlich der Sinn der Sache gewesen. Sie wollte nach Hause. »Geschieden«, sagte sie und fügte dann einen Nachsatz hinzu, der mit Sicherheit abschreckende Wirkung hatte. »Ich bin geschieden und habe eine zehnjährige Tochter, die gerade zu Hause im Bett liegt und schläft.«

»Ich schätze mal, damit kommt Ihre Wohnung nicht in Frage«, sagte Chet. »Ich bin alleinstehend – sehr alleinstehend sogar – und habe eine fantastische Wohnung gleich um die Ecke. Wie wär's mit einem kleinen Schlummertrunk?«

»Dabei schauen wir uns vermutlich Ihre Briefmarkensammlung an. Tut mir leid. Ich muss mir über meine Tochter und die zweihunderttausend Dollar Gedanken machen.« Angela signalisierte einem Kellner, dass sie zahlen wollte.

»Das übernehme ich«, sagte Chet großmütig.

»Ganz sicher nicht!«, erwiderte Angela in einem Tonfall, der keine Widerrede duldete. »Ich fürchte, ich habe Sie in gewisser Hinsicht ausgenutzt. Als Buße übernehme ich die Rechnung.«

»Mich ausgenutzt?« Auf Chets Miene spiegelte sich Verwirrung. »Was soll das denn heißen?«

»Eine Erklärung würde viel zu lange dauern, ich muss jetzt nach Hause.«

Angela ließ den Rechnungsbetrag auf ihr Clubkonto setzen, während Chet ein klein wenig zu viel Verzweiflung zur Schau stellte. »Wie wäre es denn mit einem Essen morgen Abend?«, schlug er vor, nachdem sie die Quittung unterschrieben hatte.

»Das ist sehr großzügig von Ihnen, aber ich fürchte, das kann ich mir zeitlich nicht erlauben. Ich habe keine Ahnung, was mich morgen im Büro alles erwartet.«

»Aber dann könnten Sie mir erklären, wie Sie mich, ich zitiere, ›ausgenutzt haben‹«, meinte Chet. »Ich fühle mich jedenfalls kein bisschen ausgenutzt und habe unsere kleine Unterhaltung sehr genossen. Sollte ich Ihnen irgendwie zu nahe getreten sein, dann bitte ich um Entschuldigung. Und ich verspreche Ihnen, dass ich beim nächsten Mal keine anzüglichen Bemerkungen mehr mache. Ich bin eigentlich gar nicht so.«

Angela wunderte sich, wie bereitwillig Chet so etwas wie Verletzlichkeit offenbarte, reichte ihm beim Aufstehen die Hand und sagte: »Es hat mir Spaß gemacht. Ganz ehrlich. Vielleicht könnten wir nach dem Börsengang ja noch einmal etwas zusammen trinken. Oder sogar essen gehen.«

»Das wäre schön«, erwiderte Chet, der seine Selbstsicherheit wiedergefunden hatte. »Und dann auf meine Rechnung.«

»Abgemacht«, sagte Angela. Sie wusste, dass jetzt sie diejenige war, die es weniger ernst meinte.

Kapitel 2

3. April 2007, 7.15 Uhr

»Hör zu«, sagte Dr. Jack Stapleton, ohne seinen Ärger zu verbergen, »ich kann froh sein, dass ich überhaupt einen Termin bei Dr. Wendell Anderson bekommen habe. Verdammt noch mal, sämtliche Spitzensportler der ganzen Stadt lassen sich von ihm die Knie operieren. Dafür muss es doch einen Grund geben, und zwar den, dass er ganz offensichtlich der Beste ist. Wenn ich diesen Donnerstag absage, dann bekomme ich vielleicht Monate lang keinen neuen Termin mehr. So beschäftigt ist dieser Mann.«

»Aber dein Kreuzbandriss ist doch erst eine Woche her«, erwiderte Dr. Laurie Montgomery gleichermaßen erregt. »Natürlich bin ich keine Orthopädin, aber es liegt doch auf der Hand, dass eine Knieoperation so kurz nach einer schweren Verletzung ein zusätzliches Risiko birgt. Um Gottes willen, das Gelenk ist ja immer noch doppelt so dick wie normal, nicht einmal die Hautabschürfungen sind vollständig abgeheilt.«

»Die Schwellung ist aber schon deutlich zurückgegangen«, sagte Jack.

»Hat der Arzt dir denn ausdrücklich geraten, dich so schnell operieren zu lassen?«

»Nicht direkt. Ich habe einfach gesagt, dass ich es so schnell wie möglich hinter mich bringen will, er hat mich zur Terminabsprache an seine Sekretärin verwiesen.«

»Na, wunderbar!«, spöttelte Laurie. »Den Termin hat also die Sekretärin festgelegt.«

»Sie weiß bestimmt genau, was zu tun ist«, verteidigte sich Jack. »Sie arbeitet schon seit Jahrzehnten für Anderson.«

»Na, das ist doch mal eine intelligente Schlussfolgerung!«, meinte Laurie mit unverändert sarkastischem Tonfall.

»Es gibt noch einen anderen Grund, warum ich nicht absagen will: Ich bin nämlich wahnsinnig froh, dass ich morgens gleich den ersten Termin bekommen habe. Wenn ich schon operiert werden muss, dann will ich auf jeden Fall als Erster drankommen. Da ist der Chirurg noch frisch, die Krankenschwestern sind noch frisch, alle sind frisch. Ich weiß noch genau, wie es damals war, als ich noch als Augenarzt praktiziert und operiert habe. Da wäre ich auch am liebsten als Erster drangekommen.«

»Wo liegt denn dieses Angels Orthopedic Hospital genau?«, erkundigte sich Laurie gereizt. Jacks Versuch, witzig zu sein, ignorierte sie einfach. »Den Namen höre ich

wirklich zum ersten Mal.«

»Im Norden, nicht allzu weit vom University Hospital auf der Upper East Side entfernt. Es ist ein relativ neues Krankenhaus – ich weiß nicht genau, seit wann es das gibt, aber es müssen weniger als fünf Jahre sein. Anderson hat mir erzählt, dass man sich als Patient dort fühlt wie im *Ritz*, und das lässt sich ja wohl weder vom University noch vom Manhattan General sagen. Er findet es gut, weil dort die Ärzte das Sagen haben und nicht irgendwelche bürokratischen Verwaltungshengste. Dadurch kann er in der gleichen Zeit doppelt so viele Operationen durchführen wie anderswo.«

»Verdammt noch mal, Jack!«, beschwerte sich Laurie. Sie wandte sich ab und schaute zum Seitenfenster des Taxis hinaus auf die regennassen Straßen New Yorks. Jack als dickköpfig zu bezeichnen, wäre eine Untertreibung, und wenn sie wütend war, dann erschien ihr der Begriff »verbohrt« sehr viel passender. Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit als Pathologin im Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York hatte sie seine rasanten Fahrradfahrten zur Arbeit und nach Hause und seine wilden Basketballspiele mit Jünglingen, die halb so alt waren wie er, noch irgendwie süß gefunden. Aber jetzt, zwölf Jahre später und seit einem knappen Jahr mit ihm verheiratet, hielt sie seinen risikofreudigen Lebensstil angesichts seiner zweiundfünfzig Lebensjahre für kindisch und sogar unverantwortlich angesichts der Tatsache, dass er jetzt eine Frau und – hoffentlich bald – auch ein Kind hatte. Wenn sie ehrlich sein sollte, dann drängte sie nicht nur wegen des Operationsrisikos auf eine Verschiebung des Eingriffs, sondern auch, weil sie im Stillen hoffte, dass er das Fahrradfahren und Basketballspielen irgendwann endgültig aufgab, wenn er nur lange genug daran gehindert wurde.

»Ich möchte mich aber am Donnerstag operieren lassen«, sagte Jack, als ob er Gedanken lesen konnte. »Ich will unbedingt so bald wie möglich wieder Sport treiben.«

»Und ich will einen intakten Mann. Wenn du so weitermachst, dann bringst du dich noch irgendwann um.«

»Es gibt viele Möglichkeiten, sich umzubringen«, erwiderte Jack. »Wer wüsste das besser als wir Gerichtsmediziner.«

»Verschieb die Operation um einen Monat«, bat Laurie.

»Ich will sie aber nicht verschieben«, entgegnete Jack. »Schließlich ist es mein Knie.«

»Das stimmt, aber immerhin sind wir jetzt verheiratet und sollten an einem Strang ziehen.«

»Tun wir doch auch«, pflichtete Jack ihr bei. »Lass uns das Thema wechseln. Wenn du unbedingt willst, dann lass uns heute Abend noch mal darüber sprechen.«

Jack drückte Laurie die Hand, und sie erwiderte seinen Händedruck. Sie kannte Jack gut genug, um zu wissen, dass sie seine Bereitschaft zu einem erneuten Gespräch als kleinen Sieg verbuchen konnte.

Als die Ampel an der Ecke 30th Street und First Avenue auf Grün sprang, fuhr der Taxifahrer einen weiten Linksbogen und hielt vor einem betagten sechsstöckigen, blau verglasten Backsteingebäude mit Fensterstreben aus Aluminium an, das eingeklemmt zwischen dem Medical Center der New York University und dem Bellevue Complex stand. Sie waren vor dem Office of the Chief Medical Examiner, kurz OCME, dem Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York, eingetroffen. Laurie arbeitete seit sechzehn Jahren hier, Jack seit zwölf. Jack war zwar älter als Laurie, aber er hatte vor seiner Karriere als Kriminalpathologe bereits eine eigene Praxis besessen, die dann von einem großen Gesundheitszentrum, einer sogenannten Health-Maintenance-Organisation, geschluckt worden war, damals, als diese riesigen Behandlungszentren gerade groß in Mode gekommen waren.

»Da scheint irgendwas Besonderes los zu sein«, sagte Jack. Vor ihnen parkten die Übertragungswagen diverser Fernsehnachrichtensender. »Interessante Todesfälle locken Journalisten an wie der Honig die Fliegen. Da bin ich ja mal gespannt.«

»Ich persönlich würde Journalisten ja eher mit Aasgeiern vergleichen«, bemerkte Laurie, während sie nach rechts ausstieg und sich dann noch einmal in das Taxi beugte, um Jacks lange, sperrige Krücken hervorzuholen. »Sie ernähren sich von totem Fleisch, zerstören jede Menge Indizien und können einem wahnsinnig auf die Nerven gehen.«

Jack bezahlte den Fahrpreis und musste zugeben, dass Lauries Vergleich treffender und klüger war als seiner. Auf der Straße griff er nach seinen Gehhilfen, klemmte sie sich unter die Achseln und ging auf die Treppe zu. »Ich hasse Taxis«, grummelte er vor sich hin. »Da komme ich mir immer so verwundbar vor.«

»Das ist wirklich ein bemerkenswerter Satz aus dem Mund eines Mannes, der es normal findet, tagtäglich zur Hauptverkehrszeit mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren«, spöttelte Laurie.

Wie erwartet, standen bereits ein halbes Dutzend Journalisten im Eingangsbereich des OCME herum, unterhielten sich angeregt und vertilgten Kaffee im Pappbecher und Doughnuts. Auf den Stapeln mit veralteten Zeitschriften auf dem Kaffeetischchen balancierten etliche Fernsehkameras. Als Jack und Laurie das Foyer durchschritten,

warfen die Journalisten ihnen einen kurzen Blick zu. Jack war trotz der Krücken sehr flink. Er konnte das verletzte Knie zwar ohne große Schmerzen belasten und wäre daher auch ohne Gehhilfen zurechtgekommen, aber er wollte keine zweite Verletzung riskieren. Marlene Wilson saß hinter dem Empfangsschalter und betätigte den Türöffner, sodass sie in der Anmeldung standen, noch bevor einer der Journalisten sie erkannt hatte.

In der Anmeldung befanden sich bereits zwei Menschengruppen, die jeweils eine Seite des Raumes besetzt hielten. Die eine bestand aus sechs Latinos aller Altersstufen. Sie sahen einander so ähnlich, dass sie vermutlich miteinander verwandt waren. Zwei Kinder gehörten dazu, die der unheimlichen und fremden Umgebung mit großen Augen begegneten. Drei jüngere Erwachsene redeten im Flüsterton auf eine ältere, matronenhafte Frau ein, die sich immer wieder mit einem Papiertaschentuch die Augen tupfte.

Auf der anderen Seite des Raumes saßen ein Mann und eine Frau, vermutlich ein Ehepaar. Auch sie wirkten, genau wie die Latinokinder, wie Rehe, die plötzlich vom Lichtkegel eines Scheinwerfers erfasst worden waren.

Durch eine dritte Tür gelangten Laurie und Jack in ein weiteres Zimmer. Dort stand die Kaffeemaschine des OCME, und dort ging der jeweils zuständige Gerichtsmediziner – eine Pflicht, die im wöchentlichen Rhythmus wechselte – die Fälle durch, die über Nacht hereingekommen waren, und entschied, wo eine Obduktion notwendig war und welcher der insgesamt elf Pathologen welchen Fall übernehmen sollte. Laurie und Jack waren fast immer zu früh dran, was in der Regel auf Jacks Drängen zurückzuführen war. Laurie war eher ein Nachtmensch und kam morgens meist nur sehr schwer aus den Federn. Jack hingegen war gerne ein wenig früher als die anderen bei der Arbeit, weil er sich so schon einmal alle Fälle anschauen und sich die interessantesten herauspicken konnte. Seine Kollegen hatten nichts dagegen, weil Jack zum Ausgleich dafür reichlich viele Überstunden leistete.

Dr. Riva Mehta, die im selben Jahr wie Laurie ans OCME gekommen war und sich mit ihr ein Büro teilte, saß, versteckt hinter etlichen Stapeln mit großen, braunen Briefumschlägen, die alle jeweils einen neuen Fall enthielten, am Schreibtisch. Sie nickte und lächelte Jack und Laurie zur Begrüßung zu. Außer ihr befanden sich zwei weitere Personen im Zimmer. Beide saßen hinter einer Zeitung versteckt auf einem Vinylsessel, den dampfenden Kaffeebecher in Reichweite abgestellt. Laurie und Jack wussten, wer sich hinter der *Daily News* verbarg. Das musste Vinnie Amendola sein, einer der Pathologieassistenten, der schon vor den anderen Hilfskräften erschienen

war, um bei der Übergabe von der Nachtschicht zur Tagschicht behilflich zu sein. Er arbeitete regelmäßig mit Jack zusammen, weil auch Jack lieber früher als später unten im »Schacht« war, um gleich mit einem Vorsprung in den Arbeitstag zu gehen.

Weder Jack noch Laurie wussten, wer hinter der *New York Times* steckte, doch das erfuhren sie, nachdem Jack versucht hatte, seine Krücken an einen der beiden noch freien Sessel zu lehnen und sie mit lautem Knall auf den nackten Holzfußboden gefallen waren. Das scharfe, laute Geräusch klang fast wie ein Pistolenschuss. Die *New York Times* senkte sich, und dahinter kam das verwunderte, angespannte und chronisch übermüdete Gesicht von Detective Lieutenant Lou Soldano zum Vorschein. Reflexartig steckte der Kriminalbeamte seine rechte Hand in den Aufschlag seines zerknautschten Jacketts. Seine gelockerte, mit Soße bekleckerte Krawatte und das knitterige Hemd mit dem offenen Kragen komplettierten sein ziemlich heruntergekommenes Erscheinungsbild.

»Nicht schießen!«, sagte Jack und reckte scherzhaft die Hände in die Luft.

»Mein Gott«, schnaufte Lou, während er sich sichtlich entspannte. Wie so oft wurden seine Wangen von einem Bartschatten geziert. Die vergangene Nacht hatte er ganz offensichtlich nicht im Bett verbracht.

»Angesichts der Journalistenmeute da draußen dürften wir uns eigentlich nicht darüber wundern, dass du auch hier bist«, sagte Jack. »Wie geht's denn, Lou?«

»So, wie es jemandem eben geht, der den Großteil der Nacht draußen im Hafen zugebracht hat. Nichts, was ich guten Gewissens weiterempfehlen kann.«

Ursprünglich war Lou mit Laurie befreundet gewesen. Nach einem gemeinsam gelösten Fall waren sie sogar einmal eine Zeitlang ein Paar gewesen, aber es war bei einer kurzen Romanze geblieben. Als dann Jack auf der Bildfläche erschienen war und er und Laurie sich irgendwann auch privat getroffen hatten, hatte Lou ihre Beziehung immer unterstützt. Er hatte ihnen sogar bei ihrer Hochzeit im Juni des vergangenen Jahres geholfen. Sie waren gute Freunde.

Laurie ging zu Lou und legte kurz ihre Wange an seine, bevor sie sich einen Kaffee holte.

Jack setzte sich auf den Sessel neben Lou und legte sein verletztes Bein auf die Tischkante. Laurie fragte, ob Jack auch einen Kaffee wollte, und er zeigte ihr den nach oben gereckten Daumen.

»Was gibt's?«, wandte Jack sich an Lou. Dieser war im Lauf der Jahre immer mehr zu der Überzeugung gelangt, dass die kriminalpathologische Spurensuche bei der Aufklärung von Mordfällen eine wichtige Rolle spielte, und war daher häufig in der

Gerichtsmedizin anzutreffen, auch wenn sein letzter Besuch schon über einen Monat her war. Jack wusste aus Erfahrung, dass Lous Gegenwart mit großer Wahrscheinlichkeit auf einen interessanten Fall schließen ließ. Gestern hatte er mit zwei natürlichen Todesfällen und einem Unfalltoten drei Routineobduktionen gehabt. Keine echte Herausforderung. Lous Anwesenheit war eine Verheißung, dass das heute anders würde.

»Heute Nacht war ziemlich viel los«, sagte Lou. »Ich habe drei Morde, bei denen ich eure Unterstützung brauche. Aus meiner Sicht hat die Wasserleiche, die wir aus dem Hudson River gefischt haben, die oberste Priorität.«

»Habt ihr die Leiche schon identifiziert?«, wollte Jack wissen. Laurie gesellte sich zu ihnen und stellte Jacks Kaffeebecher auf den Tisch. Er formte mit den Lippen ein Dankeschön.

»Nein, nicht die geringste Ahnung, zumindest nicht bis jetzt.«

»Bist du sicher, dass es ein Mord war?«

»Hundertprozentig. Ein Schuss in den Hinterkopf, aus kurzer Distanz und mit einer kleinkalibrigen Waffe.«

»Klingt ja aus gerichtsmedizinischer Sicht ziemlich eindeutig«, meinte Jack enttäuscht.

»Aber aus meiner Sicht nicht«, entgegnete Lou. »Bei dem Opfer handelt es sich um einen gut gekleideten Asiaten, nicht irgendjemanden von der Straße. Ich habe die Befürchtung, dass der Mord mit dem organisierten Verbrechen zusammenhängen könnte. Wir wissen, dass es in letzter Zeit zu Spannungen zwischen den etablierten Syndikaten und ein paar aufstrebenden asiatischen, russischen und Latino-Banden gekommen ist, besonders im Handel mit weichen Drogen. Falls es also Streit um die Gebietsaufteilung gibt, der zu einem Bandenkrieg führt, dann werden eine Menge unschuldiger Menschen dran glauben müssen. Ich hoffe, dass ihr irgendetwas finden könnt, das uns hilft, das Ganze schon im Keim zu ersticken, bevor hier das Chaos ausbricht.«

»Ich werde mein Bestes tun«, sagte Jack. »Was noch?«

»Der nächste Fall ist eine traurige Geschichte. Ein Detective Sergeant aus dem Dezernat für Versicherungsbetrug – ein feiner Kerl – hat eine Tochter, die gestern Nacht verhaftet worden ist, weil sie ihren nichtsnutzigen Freund mit einem Baseballschläger erschlagen haben soll. Sein Name war Satan Thomas, ob du's glaubst oder nicht. Schon als sie zehn, elf Jahre alt war, hat sie dem Kollegen nichts als Kummer und Sorgen bereitet, hat sich immer mit den widerlichsten Typen

eingelassen, hat Drogen genommen und so weiter. Na gut, jedenfalls behauptet sie, dass sie nichts damit zu tun hat, sondern dass er mit seinem Baseballschläger dabei war, die Wohnung auseinanderzunehmen. Außerdem soll er sie schikaniert haben, und zwar regelmäßig. Ach, übrigens, Satans entzückende Familie sitzt da draußen im Wartezimmer.«

»Du meinst, er hat sie körperlich misshandelt.«

»Allem Anschein nach. Sie behauptet, sie sei weggelaufen, während er immer noch damit beschäftigt war, die Wohnungseinrichtung zu zertrümmern.«

»Kommt denn ein Schlag mit einem stumpfen Gegenstand als Todesursache in Frage?«

»Oh, ja! Ich fürchte, es sieht alles danach aus, als hätte ihm jemand mit dem Schläger die Stirn eingeschlagen.«

Jack verdrehte die Augen. »Das sieht ja nicht gut aus für deinen netten Kollegen, von seiner Tochter gar nicht zu reden.« Jack war betrübt. Zwei von drei Obduktionen waren also klare Angelegenheiten. Widerstrebend erkundigte er sich nach dem dritten Fall.

»Da sieht es ganz ähnlich aus wie bei dem zweiten, bloß, dass dieses Mal das Mädchen eine über den Schädel bekommen hat. Auch sie war irgendwie in eine Beziehung verstrickt, in der sie misshandelt wurde. Das sagen jedenfalls ihre Eltern, die Barlows, die ebenfalls im Wartezimmer sitzen. Anscheinend haben Sara Barlow und ihr Freund sich gestritten, weil sie die Wohnung nicht so sauber gemacht hat, wie er sich das vorgestellt hatte. Er gibt zu, dass er sie geschlagen hat, behauptet aber, dass er danach weggegangen sei, um sich abzureagieren, und dass sie zu diesem Zeitpunkt noch gesund und munter war. Sie hätte nur geheult und gesagt, dass sie sich bessern wollte. Als er dann wieder nach Hause gekommen sei, da habe sie mit lila angelaufenem Gesicht und Händen quer auf dem Bett gelegen.«

»Waren das violette Flecken oder war das ganze Gesicht angelaufen?«

»Einer der Beamten, die zuerst am Tatort waren, ist sich sicher, dass der Kerl vom ganzen Gesicht gesprochen hat, aber als er selbst den Leichnam in Augenschein genommen hat, da konnte er lediglich, so hat er es ausgedrückt, ›violette Prellungen‹ erkennen.«

»Was war mit den Händen?«

»Hat er nicht erwähnt.«

»Hast du die Leiche gesehen?«

»Ja. Ich war wegen der Tochter dieses Detectives zufällig in der Gegend und bin

zum Tatort gefahren.«

»Und?«, wollte Jack wissen.

»Für mich hat es auch nach Prellungen ausgesehen. Aus meiner Sicht war klar, dass er sie heftig zusammengeprügelt hat.«

»Was war mit den Händen?«

»Kann schon sein, dass sie irgendwie bläulich waren. Warum fragst du?«

»Das könnte vielleicht ein interessanter Fall sein«, meinte Jack, während er nach seinen Krücken griff und sich aus dem Sessel wuchtete. »Wie wär's, wenn wir uns den zuerst anschauen?«

»Die Wasserleiche wäre mir lieber«, rief Lou ihm hinterher. »Könnte gut sein, dass ich einschlafe, bevor du alle drei erledigt hast, deshalb wäre es mir sehr recht, wenn du zuerst den Wassermann drannimmst.«

Jack trat vor den Schreibtisch. Riva war immer noch mit der Durchsicht der Fälle beschäftigt, es würde also wohl ein arbeitsamer Tag. Laurie hatte sich auf den Sessel neben Vinnie gesetzt, der immer noch hinter seiner Zeitung steckte, und hielt ein paar Umschläge auf dem Schoß.

Da fielen Jack die Presseleute in der Eingangshalle ein, und er fragte Lou aus der Ferne, welcher seiner drei Fälle denn die Journalisten schon so früh ans OCME gelockt hätte. Vermutlich ja die Wasserleiche, aber Jack konnte sich eigentlich nicht vorstellen, was daran für die Medien so besonders interessant sein sollte. In einer Stadt von der Größe New Yorks waren Gewalttaten einfach zu alltäglich geworden.

»Keiner von denen«, rief Lou zurück. »Die Presseleute leckt sich die Finger nach einem Kerl namens Concepcion Lopez. Er ist im Polizeigewahrsam ums Leben gekommen, in der Bronx. Ich fürchte, da soll wieder mal so ein Tamtam wegen angeblich übertriebener Gewaltanwendung angezettelt werden. Soweit ich gehört habe, ist der Typ ausgerastet, weil er eine Überdosis Kokain im Blut hatte.«

Jack nickte nur und war froh, dass er damit nichts zu tun hatte. Ein Toter im Polizeigewahrsam zog unweigerlich eine politische Katastrophe nach sich, was Jack als sehr schwierig empfand. Immer waren alle mit dem Bericht unzufrieden, und immer hieß es, es sei etwas vertuscht worden.

»Wir sehen uns dann unten«, sagte Lou und erhob sich unter Mühen aus seinem Sessel. »Ich will noch eben in Sergeant Murphys Kabäuschen vorbeischaun. Vielleicht ist ja mittlerweile eine Vermisstenmeldung für unsere unbekannte Wasserleiche eingegangen.«

»Ist dir Lous nicht identifizierter Wassermann schon begegnet?«, wandte sich Jack

an Riva.

Ohne Zögern zeigte sie auf den obersten Umschlag des Stapels mit den eindeutigen Mordfällen und gab ihn ihm.

»Und die beiden mit den stumpfen Schlagverletzungen?«, fragte Jack. »Die Namen lauten Thomas und Barlow.«

Riva musste sie erst suchen. Der Stapel war heute ungewöhnlich hoch.

»Wieder mal eine schlimme Nacht im Big Apple«, bemerkte Jack. »Man sollte doch eigentlich meinen, dass die Leute ihre Konflikte ein bisschen friedlicher lösen können.«

Riva lächelte höflich über Jacks nur mäßig witzigen Spruch. Es war noch zu früh am Morgen, um verbal darauf einzugehen. Sie entdeckte die entsprechenden Umschläge und reichte sie ihm ebenfalls.

»Was dagegen, wenn ich die bearbeite?«, fragte Jack.

»Nicht im Geringsten«, erwiderte Riva mit ihrer weichen Samtstimme. Sie war eine zierliche, sanfte Frau indianischer Abstammung mit dunkler Haut und noch dunkleren Augen.

»Wer bearbeitet den Fall mit dem Tod im Polizeigewahrsam?«, erkundigte sich Jack.

»Der Chef hat telefonisch mitgeteilt, dass er das selbst übernehmen möchte«, erwiderte Riva. »Und da ich am Telefon war, muss ich ihm wohl dabei assistieren.«

»Mein Beileid«, sagte Jack. Dr. Harold Bingham verfügte zwar über ein enzyklopädisches gerichtsmedizinisches Wissen, aber ihm bei einem Fall zu assistieren, war immer auch eine Übung in Frustrationstoleranz. Egal, was man als Assistent auch machte, es war das Falsche, und die Untersuchung zog sich jedes Mal unendlich in die Länge.

Jack wollte gerade Vinnie aus seiner durch Sportergebnistabellen hervorgerufenen Trance wecken, da hob Laurie den Blick. Im Gegensatz zu Jack, dem es vollkommen genügte, die Unterlagen der einzelnen Fälle vor der Obduktion kurz zu überfliegen, las sie sich alles bis ins kleinste Detail vorher durch. Während Jack das Gefühl hatte, dass zu viele Einzelheiten ihm die Fähigkeit zu einem vorurteilslosen Urteil nahmen, meinte Laurie, dass sie eher etwas übersehen konnte, wenn sie nicht die gesamte Vorgeschichte kannte. Sie hatten sich über diesen Punkt schon öfter gestritten, hatten sich aber schließlich darauf geeinigt, dass sie sich nicht einigen konnten.

»Das hier solltest du dir mal durchlesen«, sagte Laurie mit ernster Stimme und streckte Jack eine Akte hin. »Das dürfte dich persönlich ziemlich unangenehm

berühren.«

»Ach?«, meinte Jack in fragendem Ton. Der Name des Opfers, David Jeffries, kam ihm nicht bekannt vor. Lauries Bemerkung und ihr Tonfall verwirrten ihn, deshalb holte er mit zusammengezogenen Augenbrauen die Unterlagen aus dem braunen Umschlag. »Wie meinst du das denn, es wird mich ›persönlich unangenehm berühren?«

»Lies mal die Bemerkung des kriminaltechnischen Assistenten«, meinte Laurie. Kriminaltechnische Assistenten waren Assistenzärzte, die als Ermittler eingesetzt wurden. Es war gängige Praxis am OCME, nicht ausgebildete Gerichtsmediziner, sondern eben kriminaltechnische Assistenten zur Tatortbesichtigung heranzuziehen. Der Chef der Gerichtsmedizin, Dr. Harold Bingham, war fest davon überzeugt, dass er die Zeit seiner Pathologen sinnvoller nutzen konnte, obwohl auch er zugeben musste, dass es in manchen Fällen absolut notwendig war, den Tatort persönlich in Augenschein zu nehmen, um die Todesart eindeutig bestimmen zu können.

Bereits nach wenigen Sätzen hatte Jack verstanden, was Laurie meinte. David Jeffries war im Anschluss an eine Kreuzbandoperation einer fulminanten Staphylokokkeninfektion zum Opfer gefallen, ausgelöst von einem besonders heimtückischen Staphylokokken-Stamm, dem sogenannten methicillinresistenten *Staphylococcus aureus*, kurz MRSA genannt. Angesichts seines Streits mit Laurie bezüglich seiner bevorstehenden Operation war diesem Fall eine gewisse, zufällige Übereinstimmung nicht abzusprechen, auch wenn er sich in einer anderen Klinik ereignet hatte. »Ich weiß, was du denkst«, sagte Jack, »aber ich werde meine Meinung nicht ändern. Ich habe das Risiko einer postoperativen Infektion bereits einkalkuliert. Du kannst mir keine Angst einjagen.«

»Aber so eine Parallele muss dich doch noch einmal zum Nachdenken bringen«, wandte Laurie ein. Sie selbst, das wusste sie, würde in einer vergleichbaren Lage jedenfalls sehr viel mehr unternehmen, als nur nachzudenken.

»Ehrlich gesagt, nein«, entgegnete Jack. »Zunächst einmal bin ich nicht abergläubisch, und zweitens habe ich mich bei Dr. Anderson ausdrücklich nach seiner Statistik bezüglich postoperativer Infektionen erkundigt. Er hat gesagt, dass er in seiner ganzen Karriere nur im Zusammenhang mit Trümmerbruch-Operationen Probleme mit postoperativen Infektionen hatte, und das ist wirklich etwas vollkommen anderes. Und außerdem, das hier war ja im University Hospital.« Jack wollte Laurie die Unterlagen zurückgeben, aber sie nahm sie nicht an.

»Wenn du weitergelesen hättest, dann wüsstest du, dass das nicht stimmt.«

»Was soll das denn heißen?«, sagte Jack. Er merkte, wie der Ärger über dieses ganze Operationsthema wieder in ihm hochkochte. Laurie konnte manchmal einfach nicht lockerlassen, und das ging ihm gelegentlich mächtig auf die Nerven, auch wenn er schon öfter zu hören bekommen hatte, dass er mit derselben Eigenschaft gesegnet war.

»Der Patient ist elf Stunden vor seinem Tod im Angels Orthopedic Hospital operiert worden, nicht an der Uni-Klinik. Dass er letztendlich dort gestorben ist, liegt daran, dass er wegen eines schweren septischen Schocks und einer fulminanten Staphylokokken-Pneumonie dorthin überwiesen worden ist.«

»Tatsächlich?« Jack las sich die Notiz des kriminaltechnischen Assistenten noch einmal durch. Das musste er mit eigenen Augen sehen, obwohl er fest überzeugt war, dass Laurie sich so etwas niemals aus den Fingern saugen würde.

»Das muss dich doch beunruhigen«, sagte Laurie jetzt. »Die Tatsache, dass sie einen Patienten in lebensgefährlichem Zustand in ein anderes Krankenhaus verlegen mussten, spricht ja nicht unbedingt für diese Klinik. Welches Krankenhaus würde seine schmutzige Wäsche einfach auslagern? Der Patient ist anscheinend noch im Notarztwagen gestorben. Das ist doch Wahnsinn!«

»Die neuen Behandlungsmethoden bei einem septischen Schock erfordern speziell ausgebildetes Personal«, erwiderte Jack. Er war durch seine Lektüre abgelenkt. Der rasante Verlauf der Infektionserkrankung war absolut erschütternd. Jack, der vor zehn Jahren einmal etliche Infektionsopfer obduziert und die Todesursache richtig erkannt hatte – pures Glück, wie er selbst sagte – und seitdem am OCME als eine Art Infektions-Guru gehandelt wurde, war unwillkürlich tief beeindruckt. Er fragte sich sogar, ob Mr Jeffries womöglich eine hoch ansteckende Infektionskrankheit wie zum Beispiel das Amerikanische Fleckfieber gehabt hatte.

»Ist der infektiöse Keim eindeutig als *Staphylococcus aureus* identifiziert worden?«, erkundigte er sich. Er versuchte sich zu erinnern, welche andere bekannte Infektionskrankheit einen solch rasanten Verlauf nahm.

»Nicht durch Kulturen, aber durch ein automatisches Diagnosesystem auf monoklonaler Basis. Sowohl die Operationswunde als auch die Lunge haben einen Befall mit methicillinresistenten Staphylokokken ergeben, und zwar interessanterweise mit einem Stamm, der den außerhalb des Krankenhauses erworbenen Keimen zugerechnet wird und nicht den antibiotikaresistenten Staphylokokken, die seit zehn, fünfzehn Jahren regelmäßig in Krankenhäusern auftauchen.«

»Was bedeutet, dass der Patient das Bakterium höchstwahrscheinlich von außen

eingeschleppt und nicht im Krankenhaus erworben hat.«

»Gut möglich«, meinte Laurie zustimmend. »Aber das kann man nicht wissen. Ist dir das denn wirklich völlig egal? Ich meine, das Opfer war ungefähr in deinem Alter, hatte die gleiche Verletzung wie du und hat sich im gleichen Krankenhaus genau der gleichen Operation unterzogen, die auch du machen lassen willst. Also, mich würde das jedenfalls nachdenklich machen. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Um ehrlich zu sein, die Möglichkeit einer postoperativen Infektion hat mich durchaus beschäftigt«, räumte Jack ein. »Vielleicht sogar mehr als alles andere. Deshalb habe ich ja Dr. Anderson nach seiner Infektionsstatistik gefragt und seit meiner Verletzung nur noch antibakterielle Seife verwendet. Ich werde verdammt noch mal alles unternehmen, um nicht irgendwelche bakteriellen Trittbrettfahrer mit ins Krankenhaus zu schleppen.«

Jack schnippte mit dem Finger gegen Vinnies Zeitung, sodass dieser zusammenzuckte.

»Lass das!«, grollte Vinnie, als er sich von seinem Schock erholt und den Übeltäter erkannt hatte. »Bitte, lieber Gott, verschone mich vor dieser selbsternannten Superspürnase der Kriminaltechnik, auf dass wir nicht schon wieder gegen die Vorschriften verstoßen und zu früh mit der Arbeit anfangen«, fügte Vinnie sarkastisch und scheinbar respektlos hinzu. Vinnie und Jack brachten einander so viel Respekt entgegen, dass solche Verbalscharmützel überhaupt kein Problem waren, und genau genommen verstießen sie tatsächlich gegen die Vorschriften. Der Oberste Gerichtsmediziner Bingham hatte per Dekret bestimmt, dass Punkt 7.30 Uhr mit den Obduktionen zu beginnen war, auch wenn sich niemand daran hielt. Jack war immer zu früh dran, was zum Teil auch auf Vinnies Bereitschaft zurückzuführen war, seine Kaffeepause abzukürzen, während alle anderen Gerichtsmediziner einschließlich Laurie regelmäßig zu spät kamen, da sowohl Bingham als auch sein Stellvertreter, Calvin Washington, kaum einmal persönlich anwesend waren, um die Anordnung auch durchzusetzen.

»Die Superspürnase will den Super-Pathologieassistenten auf der Stelle drunten im ›Schacht‹ sehen«, sagte Jack an die Rückseite der Zeitung gewandt, hinter der sich Vinnie trotzig wieder verschanzt hatte.

Laurie fragte Riva, ob sie David Jeffries obduzieren dürfte.

»Selbstverständlich«, erwiderte Riva. »Aber der Tag wird ziemlich hektisch. Du musst mindestens noch einen dazunehmen. Hast du einen bestimmten Wunsch?«

»Klar«, sagte Laurie geistesabwesend. Sie war bereits wieder mit David Jeffries'

Krankengeschichte beschäftigt.

»Nun mach schon, Vinnie«, rief Jack, der auf seine Krücken gestützt vor der Tür zur Telefon- und Kommunikationszentrale stand. Vinnie hatte sich schon wieder in seine Zeitung vertieft.

»Ich bin da!«, rief jetzt eine Stimme. »Der Tag kann also offiziell beginnen.«

Alle Blicke gingen zur Tür, die in die Anmeldung hinausführte. Selbst Vinnie, der Jack immer noch ignorierte, ließ seine Zeitung sinken, um nachzusehen, wer da angekommen war. Es war Chet McGovern, Jacks Büropartner. »Habt ihr mir wenigstens was halbwegs Spannendes übrig gelassen? Verdammt noch mal, ich müsste hier auf dem Fußboden übernachten, damit ich nicht mit den Fällen abgespeist werde, die sonst keiner haben will.« Nachdem er seinen Mantel über einen unbesetzten Sessel geworfen hatte, stellte er sich hinter Riva und ging die Akten durch. Im Stil einer Grundschullehrerin klopfte sie ihm im Scherz mit einem dreißig Zentimeter langen Holzlineal auf die Finger.

»Na, du hast ja gute Laune, Alter«, sagte Jack. »Gibt es einen besonderen Grund dafür? Wieso bist du eigentlich jetzt schon da?«

»Ich konnte nicht schlafen. Gestern Abend habe ich im Fitnessclub eine sehr beeindruckende Geschäftsfrau kennengelernt. Vielleicht sitzt sie in irgendeinem Vorstand oder so was in der Art. Heute Morgen bin ich früh aufgewacht, und seitdem überlege ich, wie ich sie zu einem Date überreden könnte.«

»Frag sie doch«, schlug Laurie vor.

»Oh, na klar, als ob ich das nicht schon längst getan hätte.«

»Und sie hat Nein gesagt?«

»Gewissermaßen«, meinte Chet.

»Na ja, dann frag sie noch mal«, sagte Laurie. »Und zwar eindeutig. Manchmal drückt ihr Männer euch ziemlich vage aus, nur, um euer zerbrechliches Ego zu beschützen.«

Chet salutierte, als hätte er es mit seinem vorgesetzten Offizier zu tun.

»Komm jetzt, du fauler Nichtsnutz«, sagte Jack, nachdem er sich vor Vinnie aufgebaut und ihm die Zeitung aus der Hand gerissen hatte. Vinnie rappelte sich auf und jagte Jack hinterher, der aber die Zeitung verteidigen konnte, bis sie in dem Büroraum hinter der Telefonzentrale angelangt waren. Dort kam es zu einem kurzen, von Gelächter begleiteten Tauziehen.

Als die Schlacht um die Zeitung beendet war, reichte Jack Vinnie die Akte des unidentifizierten Asiaten und bat ihn, den Leichnam für die Obduktion vorzubereiten.

Dann stattete er dem schrankähnlichen Bürokauff einen Besuch ab, in dem Sergeant Murphy vom New York Police Department seinen Schreibtisch hatte. Der ältere, umgängliche Polizist hob den Blick von seinem Computerbildschirm. Er war dauerhaft hier im OCME stationiert. Jack mochte ihn, genau wie alle anderen auch. Er gehörte zu den wenigen Menschen, denen es gelang, mit allen gut auszukommen. Jack bewunderte diese Eigenschaft. Warum konnte nicht ein bisschen davon auf ihn abfärben? Je älter er wurde, desto schwerer fiel es ihm, nachlässige Bürokraten, deren administrative Fähigkeiten und Sachverstand bestenfalls mittelmäßig waren, zu ertragen, und er schaffte es einfach nicht, mit seinem Ärger hinter dem Berg zu halten, so sehr er es auch versuchte. Aus seiner Sicht gab es hier im OCME viel zu viele solcher Typen, die sich auf ihrer festen Stelle einfach verschanzt hatten.

»Haben Sie Detective Soldano gesehen?«, erkundigte sich Jack.

»Er war vorhin mal da, aber dann wollte er in die Leichenhalle runter«, sagte Sergeant Murphy.

»Hat er sich nach der unidentifizierten Wasserleiche erkundigt, die wir heute Nacht gefunden haben?«

»Das hat er, und ich habe gesagt, dass wir über Nacht nur eine einzige Vermisstenmeldung bekommen haben, und da ging es um eine Frau.«

Jack bedankte sich und schloss wieder zu Vinnie auf, der mittlerweile den hinteren Fahrstuhl geholt hatte. Unten im Umkleideraum trafen sie auf Lou, der bereits in einen Overall aus Tyvek geschlüpft war. Dieses papierdünne, extrem dichte Material, bestehend aus thermisch verschweißten Polyethylenfasern, hatte mittlerweile die sehr viel sperrigeren Raumanzüge abgelöst, die nur noch dann getragen wurden, wenn sie es mit einem extrem ansteckenden Fall zu tun hatten.

Als Jack in seine Arbeitskleidung schlüpfte, konnte Lou gar nicht anders, als einen Blick auf dessen angeschwollenes und stark verfärbtes Knie zu werfen.

»Das sieht aber nicht gut aus«, meinte er. »Bist du sicher, dass du damit obduzieren kannst?«

»Es ist schon besser geworden«, sagte Jack. »Ich muss das Knie nur noch bis Donnerstag hätscheln und pflegen, dann werde ich operiert. Dazu sind die Krücken da. Ich brauche sie gar nicht unbedingt, aber sie dienen mir als ständige Mahnung.«

»So früh lässt du dich schon operieren?«, hakte Lou nach. »Mein Exschwager hat sich auch mal das vordere Kreuzband gerissen, er hat sechs Monate lang mit der Operation gewartet.«

»Je früher, desto besser, finde ich«, sagte Jack, während er in einen Tyvekoverall

schlüpfte. »Je schneller ich wieder auf meinem Fahrrad sitzen und – hoffentlich – Basketball spielen kann, desto besser geht es mir. Ich brauche den Wettkampfund das körperliche Training, um meine Dämonen im Zaum zu halten.«

»Hast du denn das Schicksal deiner Familie immer noch nicht überwunden, nicht einmal jetzt, nachdem du wieder geheiratet hast?«

Jack erstarrte und schaute Lou durchdringend an, als könne er nicht glauben, dass der ihm solch eine Frage gestellt hatte. »Das werde ich mein ganzes Leben lang nicht überwinden können. Die Frage ist nicht, ob es mich quält, sondern nur, wie sehr.« Vor fünfzehn Jahren hatte Jack seine Frau, mit der er zehn Jahre lang verheiratet war, und seine beiden zehn- und elfjährigen Töchter bei einem Flugzeugunglück verloren.

»Was hält Laurie denn davon, dass du dich so kurz nach der Verletzung operieren lassen willst?«

Jack klappte langsam den Unterkiefer auf. »Was soll das denn werden?«, sagte er dann mit unverhohlener Empörung. »So eine Art Verschwörung vielleicht? Hat Laurie hinter meinem Rücken mit dir gesprochen?«

»He!«, rief Lou und hob abwehrend die Hände. »Reg dich ab! Du brauchst doch nicht gleich paranoid zu werden! Ich frage ja nur, als dein Freund.«

Jack wandte sich wieder seinem Overall zu. »Tut mir leid, dass ich dich so angeschnauzt habe. Es ist nur so, dass Laurie, seit ich diesen Operationstermin gemacht habe, ständig versucht, mich davon abzubringen. Und ich bin in dem Punkt ziemlich empfindlich, weil ich das verdammte Ding endlich geflickt haben will.«

»Verstehe«, erwiderte Lou.

Nachdem die Kapuzen festgezurrert waren und winzige, batteriebetriebene Ventilatoren dafür sorgten, dass ihre Atemluft durch hoch effiziente Luftpartikelfilter, sogenannte HEPA-Filter, geleitet und gereinigt wurde, betraten die beiden Männer den fensterlosen Obduktionssaal, in dem sich seit beinahe fünfzig Jahren praktisch nichts Entscheidendes verändert hatte. Die acht Obduktionstische aus Edelstahl waren stumme Zeugen der schätzungsweise fünfhunderttausend Leichen, die hier auf der Suche nach ihrem kriminalpathologischen Geheimnis mit äußerster Sorgfalt zerlegt worden waren. Über jedem Tisch hingen eine altmodische Federwaage und ein Diktiermikrofon. An einer Wand waren Arbeitsplatten aus Resopal und Waschbecken aus Speckstein zum Auswaschen der Innereien aufgereiht, während an einer anderen Wand gläserne Instrumentenschränke standen, die vom Boden bis zur Decke reichten und deren Inhalt sehr stark an ein Horrorkabinett erinnerte. Daneben befanden sich ein paar von hinten beleuchtete Röntgensichtgeräte. Die gesamte Szenerie wurde von

zahlreichen Leuchtstoffröhren in ein grelles, blauweißes Licht getaucht, das jedem im Raum befindlichen Gegenstand sämtliche Farbe zu entziehen schien, ganz besonders aber dem geisterhaft bleichen Leichnam auf dem ersten Tisch.

Während Vinnie sich weiter seinen Vorbereitungen widmete und Instrumente, Reagenzgläser, Konservierungsstoffe, Etiketten, Spritzen und Aufkleber zur Kennzeichnung von Indizien bereitlegte, traten Jack und Lou vor ein Röntgensichtgerät und schauten sich die Ganzkörperaufnahmen an, die Vinnie bereits eingelegt hatte – eines von vorne, das andere von der Seite aufgenommen.

Nach einem Blick auf die Inventarnummer betrachtete Jack sich die Bilder. Dann sagte er: »Ich glaube, du hast recht.«

»Inwiefern?«, wollte Lou wissen.

»In Bezug auf das Kaliber«, erwiderte Jack. Er deutete auf eine zylindrische, etwa fünf Millimeter lange, helle Stelle im unteren Bereich des Schädels. Da Pistolenkugeln aus Metall bestehen, absorbieren sie Röntgenstrahlen zu hundert Prozent, und da Röntgenbilder immer als Negative betrachtet werden, erscheinen sie immer in der jeweiligen Hintergrundfarbe.

»Kaliber zweiundzwanzig, würde ich sagen«, meinte Lou und beugte sich dicht vor das Sichtgerät.

»Ich denke, dass du auch mit der Vermutung, es könnte eine Hinrichtung gewesen sein, richtig liegst«, sagte Jack jetzt. »Auf dem Film sieht man jedenfalls eindeutig, dass die Kugel im Hirnstamm steckt, also genau da, wo ein professioneller Killer hinzielen würde. Sehen wir uns mal die Einschusswunde an.«

Mit Vinnies Unterstützung drehte Jack den Leichnam auf die Seite. Zuerst machte er ein digitales Foto. Dann schob er mit seiner behandschuhten Hand an der Stelle, wo die Kugel in den Schädel des Opfers eingedrungen war, die Haare beiseite. Da die Leiche im Hudson River getrieben hatte, war der Großteil des Blutes abgewaschen worden.

»Ein Schuss aus kurzer Entfernung«, sagte Jack, »aber nicht aufgesetzt, sonst wären die Wundränder sternförmig und nicht so kreisrund wie diese hier.« Er machte noch ein Foto.

»Aus welcher Entfernung?«, wollte Lou wissen.

Jack zuckte mit den Schultern. »Nach den Schmauchspuren zu urteilen, schätzungsweise dreißig Zentimeter. Wenn man die Position der Einschusswunde in Relation zur Lage der Kugel auf dem Röntgenbild setzt, dann würde ich sagen, dass der Täter sich in erhöhter Position hinter dem Opfer befunden hat. Vielleicht hat das

Opfer ja gegessen. Diese These wird dadurch gestützt, dass die Schmauchspuren unterhalb der Eintrittswunde ein kleines bisschen deutlicher zu erkennen sind als oberhalb.«

»Noch ein Argument für die Hinrichtungstheorie.«

»Dagegen lässt sich nichts sagen.«

Jack vermaß nun die Wunde und ihre genaue Lage und fotografierte sie noch einmal, diesmal mit einem daneben liegenden Lineal. Dann löste er mit einem Skalpell ein wenig Ruß aus verschiedenen, punktförmigen Schmauchspuren und ließ die Materialproben in ein Reagenzglas fallen. Schließlich machte er noch ein paar abschließende Fotos und bedeutete anschließend Vinnie, den Leichnam wieder auf den Rücken zu drehen.

»Kannst du mit diesen tiefen Schnitten am Oberschenkel etwas anfangen?«, wollte Lou wissen und deutete auf zwei parallel verlaufende, tiefe Furchen auf der Vorderseite des rechten Oberschenkels.

Jack machte zunächst ein Foto, dann besah er sich die Wunden und tastete sie ab. »Sie stammen in jedem Fall von einem scharfen Objekt«, sagte er nach einem Blick auf die glatten Wundränder. »Die Haut wurde durchgehend aufgetrennt. Ich schätze mal, die Verletzungen stammen von einer Schiffsschraube und sind garantiert postmortal. Ich kann keinerlei Einblutungen in das umgebende Gewebe erkennen.«

»Meinst du, das Opfer könnte erst von Bord geworfen und anschließend von einem Boot überfahren worden sein?«

Jack nickte, doch dann wurde seine Aufmerksamkeit von einer weitaus unauffälligeren Stelle gefesselt. Er stellte sich an die Knöchel und deutete auf einige seltsam geformte Hautabschürfungen.

»Was ist das?«, wollte Lou wissen.

»Ich weiß nicht genau«, entgegnete Jack. Er ging zur Arbeitsplatte und hob ein Präpariermikroskop von seinem Sockel. Dann untersuchte er mit auf die Tischplatte gestützten Ellbogen die Schürfwunden.

»Und?«, drängelte Lou.

»Es ist vielleicht ein bisschen gewagt«, meinte Jack zögerlich, »aber es sieht ganz danach aus, als ob seine Beine mit einer Kette gefesselt worden wären. Da sind nicht nur Abschürfungen, sondern auch entsprechend geformte Druckstellen zu sehen.«

»Die vor oder nach seinem Tod entstanden sind?«

»Auf jeden Fall nach seinem Tod. Ich kann auch hier keine Einblutungen erkennen.«

»Dann wäre es also denkbar, dass man ihn mit Ketten an ein Gewicht gefesselt und

ins Wasser geworfen hat und dass er eigentlich unten bleiben sollte. Könnte sein, dass da jemand Mist gebaut hat.«

»Könnte sein«, meinte Jack. »Ich mache mal ein Foto von der Stelle, auch, wenn man wahrscheinlich gar nichts erkennen kann.«

»Wenn da wirklich jemand Mist gebaut hat, dann könnte entscheidend sein, dass nichts an die Öffentlichkeit dringt«, sagte Lou.

»Wieso denn das?«

»Falls es sich um einen Bandenkrieg handelt, dann wird es noch mehr Leichen geben. Und ich hätte gern, dass sie alle an die Oberfläche kommen.«

»Unsere Lippen sind versiegelt«, meinte Jack.

»Können wir jetzt vielleicht mal weitermachen?«, beschwerte sich Vinnie. »Wenn ihr beiden alten Tratschtanten in dem Tempo weitermacht, dann stehen wir den ganzen Tag hier rum.«

Jack ließ die Arme sinken und starrte Vinnie mit entsetzter Miene an. »Halten wir den Super-Pathologieassistenten etwa von etwas Wichtigerem ab?«, erkundigte er sich.

»Ja, genau. Von einer Kaffeepause.«

Jack blickte zu Lou hinüber und sagte: »Jetzt siehst du mal, unter welchen Bedingungen ich hier arbeiten muss. Der Laden hier ist eindeutig auf dem absteigenden Ast.« Dann fasste er nach oben, stellte das Mikrofon ein und fing an, seinen Untersuchungsbericht zu diktieren.

Laurie schob David Jeffries' Akte in den Umschlag zurück. Zu den Unterlagen gehörten eine Liste mit allen notwendigen Arbeitsschritten, sein erst zum Teil ausgefüllter Totenschein, ein Verzeichnis seiner Patientenverfügungen und anderer medizinischjuristischer Unterlagen, zwei Blätter für Notizen während der Obduktion, eine Abschrift des genauen Wortlautes der Todesnachricht, die die Telefonzentrale entgegengenommen hatte, das vollständig ausgefüllte Formular mit seinen persönlichen Daten, der Untersuchungsbericht des kriminaltechnischen Assistenten, der Laborzettel für den HIV-Test sowie die Bestätigungen dafür, dass er gewogen, dass seine Fingerabdrücke genommen, er fotografiert und geröntgt worden war. Sie hatte sich die Unterlagen mehrfach durchgelesen, genau wie bei ihrem zweiten Fall, Juan Rodriguez, aber Jeffries interessierte sie sehr viel mehr.

Mit dem angenehmen Gefühl, angemessen vorbereitet zu sein, machte sie sich auf den Weg zum hinteren Fahrstuhl. Schon vor einer Viertelstunde hatte sie im Büro der

Leichenhalle angerufen und glücklicherweise Marvin Fletcher am Apparat gehabt. Sie hatte seine Stimme sofort erkannt und sich gefreut, denn Marvin war ihr Liebling unter den Pathologieassistenten. Er war effizient, intelligent, erfahren, arbeitswillig und immer gut gelaunt. Es gab auch launische Assistenten wie zum Beispiel Miguel Sanchez oder diejenigen, die sich immer in Zeitlupe zu bewegen schienen wie Sal D'Ambrosio, die waren Laurie deutlich weniger lieb. Auch mit dem sarkastischen schwarzen Humor, dem manche so ausführlich huldigten, konnte sie nur wenig anfangen. Sie hatte David Jeffries' Fall kurz geschildert, hatte deutlich gemacht, dass es sich um eine Infektion handelte, und Marvin gebeten, den Leichnam zur Obduktion vorzubereiten, und er hatte schlicht geantwortet: »Kein Problem. Gib mir fünfzehn Minuten, dann können wir loslegen.«

Während der Fahrt vom vierten Stock in das Kellergeschoss, in dem die Leichen aufbewahrt und obduziert wurden, überlegte sie, was Jeffries' Obduktion wohl ergeben würde. Dem Bericht des kriminaltechnischen Assistenten zufolge hatte der Mann alle Symptome eines toxischen Schock-Syndroms gezeigt: hohes Fieber, deutlich sichtbare Wundinfektionen an beiden Operationswunden, Durchfall in Verbindung mit Unterleibsschmerzen, Erbrechen, große Erschöpfung, niedriger Blutdruck, keine Reaktion auf medikamentöse Behandlung, kaum Urin, stark beschleunigte Herzfrequenz sowie Atemnot in Verbindung mit blutigem Schleim. Laurie schauderte, als sie daran dachte, wie schnell er der Krankheit erlegen war und wie aggressiv dieses Bakterium sein musste. Darüber hinaus konnte sie sich des besorgniserregenden Gedankens nicht erwehren, dass dieser Fall ein böses Omen war, da es sich um die gleiche Operation, ja, sogar um das gleiche Knie wie bei Jack gehandelt hatte. *Er* hatte diese Tatsache ja einfach ignoriert, aber das konnte sie nicht. Jetzt war sie fester entschlossen als je zuvor, Jack wenigstens zu einer Verschiebung seiner Operation zu überreden. So bewirkte David Jeffries' tragischer Tod vielleicht sogar noch etwas Gutes. Unter Umständen stieß sie bei der Obduktion ja auf etwas Neues oder Unerwartetes, das Jack veranlassen konnte, seine Meinung zu ändern. Das war auch der Grund, wieso sie diesen Fall übernehmen wollte. Ansonsten vermied sie es im Allgemeinen, mit Infektionsopfern in Berührung zu kommen. Sie hatte es noch niemandem gegenüber zugegeben, aber sie waren ihr irgendwie unangenehm. Doch als sie jetzt den Umkleideraum ansteuerte, da musste sie sich eingestehen, dass sie sich noch nie mit solcher Spannung und freudiger Erwartung an die Arbeit gemacht hatte.

Schnell zog Laurie sich um, schlüpfte zuerst in einen Satz Operationskleidung und dann in den Schutzanzug, der nach Gebrauch entsorgt wurde. Die neue Schutzkleidung

war zwar weitaus weniger sperrig und unhandlich als die alten »Raumanzüge«, aber trotzdem nörgelte sie, genau wie alle anderen, gelegentlich über die Schutzmaßnahmen. Doch jetzt, da sie es mit einer tödlich verlaufenen Infektionserkrankung zu tun hatte, war sie froh darüber. Sorgfältig reinigte sie den Gesichtsschutz aus durchsichtigem Plastik – selbst winzige Schmierspuren irritierten sie – und schaltete den Ventilator ein, bevor sie sich die ganze Vorrichtung über den Kopf stülpte. So vorbereitet trat sie in den Schacht.

Unmittelbar hinter der Tür blieb sie stehen und nahm das sich bietende Bild in sich auf. An vier Tischen wurde bereits gearbeitet. Auf dem, der am dichtesten bei ihr stand, lag die Leiche eines extrem blassen Asiaten. Drei Menschen umlagerten seinen aufgeklappten Schädel. Das blutige Gehirn schillerte im erbarmungslosen Neonlicht. Laurie konnte zwar keine Gesichter hinter den Schutzmasken erkennen, nahm aber an, dass es sich um Jack, Lou und Vinnie handelte, weil sie als Erste angefangen hatten.

Auch am nächsten Tisch waren drei Leute beschäftigt, und als Laurie genauer hinsah, wurde sie rot. Sie hatte ganz vergessen, dass der Chef, Dr. Harold Bingham, heute erwartet wurde. Er kam nur selten in den Obduktionssaal, da er den überwiegenden Teil seiner Zeit mit Verwaltungstätigkeiten oder im Zeugenstand bei wichtigen Prozessen verbrachte. Er war leicht zu erkennen, nicht nur aufgrund seiner beinahe quadratischen Silhouette, sondern auch wegen seiner durchdringenden Baritonstimme, die durch den gekachelten Raum dröhnte. Gerade hielt er eine seiner spontanen Vorlesungen, in deren Verlauf er jedes Mal erörterte, warum der gegenwärtige Fall ihn an einen seiner zahllosen vorangegangenen Fälle erinnerte. Während er redete, machte ein zartes Persönchen, das ihm gegenüber auf einem Hocker stand und bei dem es sich vermutlich um Lauries Büropartnerin Riva handelte, die eigentliche Arbeit. Dafür unterbrach Bingham seinen Monolog in regelmäßigen Abständen, um ein paar abfällige Bemerkungen über ihre Technik zu machen.

An den nächsten beiden Tischen standen jeweils zwei Personen. Laurie hatte keine Ahnung, wer sie waren. Auf dem fünften Tisch lag der Leichnam eines Afroamerikaners. Eine Gestalt – vermutlich Marvin – winkte ihr vom Kopf des Tisches zu und rief ihr über Binghams raue Stimme hinweg zu: »Wir wären dann so weit. Tisch fünf, Frau Dr. Montgomery!«

Binghams Kopf schoss in Lauries Richtung, sodass sie am liebsten im Erdboden versunken wäre. Die Deckenbeleuchtung spiegelte sich in seinem Gesichtsschutz, sodass sie sein Gesicht nicht sehen konnte und also keine Ahnung hatte, in welcher Stimmung er war. »Frau Dr. Montgomery, Sie kommen eine halbe Stunde zu spät!«

»Ich bin meine Fälle für den heutigen Vormittag durchgegangen, Sir«, sagte Laurie schnell und so respektvoll wie möglich. Sie konnte spüren, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Seit ihrer Kindheit hatte sie Schwierigkeiten mit Autoritätspersonen. »Außerdem habe ich mir bei Cheryl Meyers telefonisch noch ein paar fehlende Daten eingeholt.« Cheryl Meyers war eine kriminaltechnische Assistentin, bei der Laurie auf dem Weg von der Anmeldung zum Fahrstuhl noch kurz vorbeigeschaut hatte. Sie hatte zwar einen ziemlich guten Bericht über den Baustellenunfall – Lauries zweite Leiche – verfasst, aber Laurie war aufgefallen, dass sie nicht eingetragen hatte, wie weit von der Hauswand entfernt die Leiche nach ihrem tödlichen, zehn Stockwerke tiefen Sturz gelegen hatte. Wie Laurie schon vermutet hatte, hatte Cheryl die entsprechende Angabe zwar ermittelt, aber nicht in ihren Bericht aufgenommen.

»Das sollen Sie doch alles vor 7.30 Uhr erledigt haben«, polterte Bingham.

»Ja, Sir«, erwiderte Laurie, die keinerlei Interesse an einem Streit hatte. Im Gegensatz zu Jack hielt Laurie sich normalerweise ganz automatisch an die Vorschriften. Doch ausgerechnet das Gebot, dass Obduktionen pünktlich um 7.30 Uhr zu beginnen hätten, ignorierte sie grundsätzlich. Es vertrug sich einfach nicht mit ihrer Überzeugung, dass es besser war, den Fall schon vor der Obduktion genau zu kennen. In dem Versuch, jedes weitere Gespräch mit Bingham über dieses Thema zu vermeiden, trat Laurie zu Jack an den Tisch und erkundigte sich mit lauter Stimme, wie es mit seinem Fall voranging.

»Glänzend!«, witzelte Jack. »Einmal abgesehen von der unangenehmen Tatsache, dass der Patient gestorben ist. Das einzige Problem ist, dass wir kaum von der Stelle kommen. Wir könnten schon sehr viel weiter sein, wenn wir wenigstens einen vernünftigen Assistenten hätten.«

»Blödmann!«, sagte Vinnie. »Wenn ihr zwei alten Klatschweiber nicht die ganze Zeit am Tratschen wärt, dann könnten wir jetzt schon längst oben sitzen und Kaffee trinken.«

»Meine Herren«, ließ sich da Bingham vernehmen. »In meinem Obduktionssaal dulde ich weder Respektlosigkeiten noch Lästereien.«

Um nicht noch mehr Bemerkungen von Jack und Zurechtweisungen von Bingham zu provozieren, eilte Laurie mit schnellen Schritten zu Marvin und ihrem eigenen Fall. Als sie an Bingham's Tisch vorbeikam, zog sie vor lauter Angst, gleich angesprochen zu werden, den Kopf ein, doch zum Glück war Bingham gerade durch einen, nach seinen Worten, »katastrophalen Fehler« abgelenkt, den Riva bei der Sektion des Halses begangen hatte.

»Brauchst du irgendwas Besonderes?«, erkundigte sich Marvin, als Laurie an den fünften Tisch trat. So gut vorbereitet, wie sie war, wusste sie normalerweise schon im Voraus, welche besonderen Maßnahmen der jeweilige Fall erforderlich machte.

»Einen anständigen Vorrat Kulturröhrchen«, sagte Laurie, während sie David Jeffries' Leichnam begutachtete. Für einen Einundfünfzigjährigen schien der Mann in guter körperlicher Verfassung gewesen zu sein. Kein überschüssiges Fett, ganz im Gegenteil. Seine Muskeln, insbesondere die Brustmuskulatur und die Quadrizepse, waren so klar definiert, dass sie einem sehr viel jüngeren Mann zu gehören schienen.

Dann verzog Laurie hinter ihrem Gesichtsschutz aus Plexiglas das Gesicht. Neben den deutlich erkennbaren Entzündungsherden an den Operationsnarben zu beiden Seiten des rechten Knies war sein ganzer Körper mit kleinen Pusteln übersät, die sich im Laufe der Zeit zu Abszessen oder Furunkeln ausgebildet hätten. Noch auffälliger waren die Bereiche, wo eine starke Schuppenbildung der Haut eingesetzt hatte. Besonders an den Hüften waren relativ große Schorfflächen zu sehen.

»Siehst du seine Hände?«, fragte Marvin.

Laurie nickte.

»Wie kommt es, dass die Haut sich da so abgeschält hat?«

»Staphylokokken sondern eine Menge Giftstoffe ab. Einer davon bringt die Hautzellen dazu, ihre Nachbarzellen abzustößen.«

»Bääh«, sagte Marvin.

Laurie nickte erneut. Das hier war nicht die erste Staphylokokkeninfektion, die sie zu Gesicht bekam, aber mit Sicherheit die schlimmste.

»Was die Kulturröhrchen angeht, davon habe ich genug hier«, sagte Marvin.

»Wie sieht es mit Spritzen aus?«

»Auch jede Menge.«

»Also gut, dann wollen wir mal«, sagte Laurie und zog das an der Decke befestigte Mikrofon heran.

»Willst du noch die Röntgenbilder sehen? Ich hab den Film jedenfalls schon mal eingelegt.«

Laurie trat vor das Röntgensichtgerät und sah sich die Bilder an. Marvin stellte sich hinter sie und schaute ihr über die Schulter.

»Die Röntgengeräte sind ja eigentlich eher dazu da, Fremdkörper und Knochenbrüche zu entdecken«, sagte Laurie. »Aber trotzdem, auf den Bildern kann man die Lungenentzündung und ihre große Ausdehnung sehr schön erkennen. Sieht so aus, als wären die Lungen voller Flüssigkeit.«

»Hmmm«, sagte Marvin. Für ihn waren Röntgenaufnahmen ein einziges, großes Rätsel. Er hatte keine Ahnung, wie die Ärzte auf diesen verschwommenen Bildern auch nur ansatzweise etwas erkennen konnten.

Laurie wandte sich wieder dem Leichnam zu und schloss die äußere Untersuchung ab. Nachdem sie noch einmal überprüft hatte, ob der Endotrachealtubus korrekt in die Luftröhre eingeführt worden war, zog sie ihn heraus. Diesen Beatmungsschlauch hatten ihm die Ärzte gelegt, um seine Atemnot zu lindern. Sie fing den daran klebenden, blutigen Schleim in einem Kulturröhrchen auf. Dann überprüfte sie den korrekten Sitz der zahlreichen Infusionsschläuche, zog sie danach ebenfalls heraus und legte von jedem eine Kultur an. Sämtliche Schläuche und Infusionsnadeln mussten auf Anweisung der Gerichtsmedizin im Körper des Verstorbenen verbleiben, damit sichergestellt werden konnte, dass sie den Tod des Patienten nicht irgendwie mit verursacht hatten. Auch den Eiter, der sich an den Operationsnarben gebildet hatte, steckte sie in ein Kulturröhrchen.

Nach dem Abschluss der äußeren Untersuchung und dem Diktat ihrer Ergebnisse begann Laurie die innere Untersuchung, die üblicherweise mit einem Y-Schnitt eingeleitet wurde. Dazu führte sie das Skalpell von beiden Schultern ausgehend zur Körpermitte und dann in einem geraden Schnitt bis zum Schambein hinab. Sie arbeitete schweigend, ohne die üblichen Plaudereien mit Marvin, der ein gelehriger Schüler war.

Eine Zeitlang blieb auch Marvin stumm. Er spürte Lauries ehrfürchtiges Staunen angesichts der Bösartigkeit der Mikrobe, die in David Jeffries' Körper solch verheerende Schäden angerichtet hatte. Erst als Laurie das Herz und die Lunge entnahm und in die Pfanne legte, die er bereithielt, unterbrach er das Schweigen. »Scheiße, Mann«, meinte er. »Das Schätzchen wiegt ja eine Tonne.«

»Ist mir auch aufgefallen«, sagte Laurie. »Ich schätze mal, dass beide Lungenflügel randvoll mit Flüssigkeit sind.« Nachdem sie die beiden Lungenflügel voneinander getrennt und jeden separat gewogen hatte, zerschnitt sie das Gewebe mit zahlreichen Schnitten. Eine Mischung aus Ödemflüssigkeit, Blut, abgestorbenem Gewebe und Eiter trat hervor.

»Oh, Gott!«, sagte Marvin. »Das ist ja eklig.«

»Hast du schon mal was von *fleischfressenden Bakterien* gehört?«

»Ja, schon, aber ich habe gedacht, die sitzen in den Muskeln.«

»Hier haben wir einen ähnlichen Prozess, nur eben in den Lungen und mit einem sehr viel schnelleren Verlauf. Die offizielle Bezeichnung lautet »nekrotisierende

Pneumonie«, also tödlich verlaufende Lungenentzündung. Man kann sogar schon die Abszesse im Anfangsstadium erkennen.« Mit der Spitze ihres Skalpells deutete Laurie auf winzige Aushöhlungen.

»Ich habe das Gefühl, als hättet ihr viel zu viel Spaß miteinander«, sagte Jack, der sich lautlos an Lauries Seite geschoben hatte.

Laurie stieß ein kurzes, sarkastisches Lachen aus, sodass ihr Gesichtsschutz beschlug. Sie warf Jack einen kurzen Blick zu, bevor sie ihm den aufgeschnittenen Lungenflügel zeigte. »Wenn du einen besonders schlimmen Fall von nekrotisierender Pneumonie Spaß nennen willst, dann haben Marvin und ich gerade einen Heidenspaß.«

Jack prüfte mit seinem behandschuhten Zeigefinger die Schwellung des Lungengewebes. »Ziemlich übel, das muss ich zugeben. Da sieht man mal, was passieren kann, wenn man zu viele kubanische Zigarren raucht.«

»Jack«, sagte Laurie, ohne auf seinen etwas bemühten Scherz einzugehen, »warum bleibst du nicht noch ein bisschen hier? Ich finde, du solltest dir das volle Ausmaß dieser postoperativen Infektion einmal anschauen. Dieser arme Kerl hier ist buchstäblich und in rasantem Tempo von innen aufgeessen worden. Das ist die wahrscheinlich beste Propaganda gegen vermeidbare operative Eingriffe, die ich je gesehen habe.«

»Danke für die Einladung, aber ich habe noch zwei Fälle zu erledigen, bevor Lou mir aus den Latschen kippt«, meinte Jack. »Und außerdem ... ich weiß genau, wie du tickst, besonders nach deiner wenig zurückhaltenden Bemerkung, dass das Opfer unmittelbar vor seinem Tod noch auf dem OP-Tisch gelegen hat. Ich weiß genau, welches höhere Motiv hinter deiner freundlichen Einladung steckt. Also überlasse ich den Spaß wieder euch beiden.« Mit kurzem Winken wandte er sich zum Gehen.

»Wie war denn dein erster Fall?«, erkundigte sich Laurie. Gerade war ihr wieder eingefallen, wie sehr Lou sich dafür interessiert hatte. »Was hast du entdeckt?«

»Nicht besonders viel. Wir haben eine Kugel Kaliber 22 geborgen, was immer das nützen mag. Lou sagt, sie stammt aus einer Remington-Hochdruckhohlspitzpatrone, aber vielleicht wollte er damit ja bloß Eindruck schinden. Das Ding ist ein bisschen zerknautscht, nachdem es den Schädel durchschlagen hat. Außerdem hatte das Opfer ein paar Hautabschürfungen und Druckstellen an den Beinen, die darauf hindeuten, dass er mit Ketten gefesselt war, möglicherweise an ein Gewicht. Ich glaube, er sollte versenkt werden, das deutet darauf hin, dass er nicht vom Ufer, sondern von einem Schiff aus ins Wasser geworfen wurde. Lou glaubt, das sei wichtig. Davon und von einer leichten Leberzirrhose abgesehen, war der Kerl gesund.«

Als Jack sich humpelnd entfernt hatte, erkundigte sich Marvin, was Jack denn mit diesem höheren Motiv gemeint hatte.

»Wir sind uns über den Zeitpunkt seiner Knieoperation nicht einig«, sagte Laurie, ohne näher darauf einzugehen. »Und jetzt, zurück an die Arbeit.«

»Was hast du denn entdeckt?«, wollte Arnold Besserman jetzt wissen. Er arbeitete am Nachbartisch und hatte das Gespräch zwischen Laurie und Jack mitbekommen. Arnold war der dienstälteste Gerichtsmediziner hier am OCME. Jack hielt ihn für steinalt, unmodern und konfus, doch Laurie besaß zu ihm, wie zu den meisten anderen auch, einen freundschaftlichen Kontakt.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich kurz störe?«

»Aber natürlich nicht«, erwiderte Laurie mit ernster Miene. Genau diese gegenseitigen Besuche an den anderen Tischen machten ihre Arbeit im gerichtsmedizinischen Obduktionssaal der Stadt New York so erfreulich und anregend.

»Ein ziemlich ungewöhnlicher Fall«, sagte Laurie. »Schau dir mal diese Lunge an. Ich habe noch nie eine nosokomiale nekrotisierende Pneumonie von solchem Ausmaß gesehen, und sie hat sich anscheinend innerhalb von nicht einmal zwölf Stunden entwickelt.«

»Beeindruckend«, meinte Arnold beipflichtend, als er die Schnitte in David Jeffries' Lunge betrachtete. »Lass mich raten: eine Staphylokokkeninfektion. Hab ich recht?«

»Auf den Punkt.« Laurie war beeindruckt.

»Ich habe in den letzten drei Monaten drei ähnliche nosokomiale Fälle gehabt, der letzte ist ungefähr zwei Wochen her«, sagte Arnold. »Meine Fälle waren vielleicht nicht ganz so stark ausgeprägt, zumindest nicht alle, aber immer noch schlimm genug. Bei allen war der auslösende Keim ein methicillinresistenter Stamm, der nicht aus dem Krankenhaus selbst stammte, der sich aber allem Anschein nach mit klinikinternen Bakterien gekreuzt hat.«

»Genau denselben Fall scheine ich hier auch zu haben«, sagte Laurie und war noch tiefer beeindruckt.

»Der Stamm wird CA-MRSA genannt, im Unterschied zu der üblichen nosokomialen, im Krankenhaus erworbenen MRSA, der sogenannten HA-MRSA.«

»Ich kann mich erinnern, dass ich mal etwas darüber gelesen habe«, meinte Laurie. »Vor fünf oder sechs Monaten gab es da einen Fall, einen Footballspieler, der sich im Umkleidraum angesteckt hatte und den die Infektion einen Großteil seines

Oberschenkels gekostet hat.«

»Das war Kevins Fall«, erwiderte Arnold. Kevin Southgate hatte ein Jahr nach Arnold am OCME angefangen und gehörte damit ebenfalls zu den erfahreneren Mitarbeitern. Als die beiden Alten hatten sich Arnold und Kevin zu einem Team zusammengeschlossen, trotz ihrer gegensätzlichen politischen Ansichten. Beide waren im Kollegenkreis berüchtigt dafür, dass sie ständig versuchten, so wenig Fälle wie nur möglich zu bekommen. Es war, als würden sie bei vollem Gehalt halbtags arbeiten.

»Ich kann mich an seine Präsentation auf der Donnerstagskonferenz erinnern«, meinte Laurie. Neben den informellen, aber sehr effektiven Gesprächen im Obduktionssaal war die offizielle und für alle verpflichtende Donnerstagskonferenz die einzige Gelegenheit, bei der die insgesamt neunzehn Gerichtsmediziner der Stadt ihre Erfahrungen austauschen konnten. Laurie beklagte diesen Zustand, weil das OCME dadurch zahlreiche Trends verschlief. Sie hatte sich beschwert, konnte aber selbst auch keine Lösung anbieten, und so war das Ganze wieder im Sand verlaufen. Das OCME bearbeitete über zehntausend Fälle pro Jahr, die einfach nicht mehr Zeit zum Gespräch ließen, und um mehr als den einen zusätzlichen Rechtsmediziner, den sie dieses Jahr bekommen hatten, einzustellen, war nicht genügend Geld vorhanden.

»Dieses CA-MRSA-Bakterium ist ein ziemlich furchterregender Keim, wie dein Fall hier eindrücklich zeigt«, sagte Arnold. »Außerhalb der Krankenhäuser hat er sich zu einer richtigen kleinen Epidemie ausgewachsen. Das haben zum Beispiel Kevins Footballspieler und tragischerweise auch ein paar kleine, kerngesunde Kinder nach ein paar Hautabschürfungen auf dem Spielplatz zu spüren bekommen. Jetzt ist das Bakterium anscheinend auf dem Weg zurück in die Krankenhäuser. Das ist die schlechte Nachricht. Die gute Nachricht lautet: Es reagiert sehr empfindlich auf Antibiotika, aber die Behandlung muss sofort nach der Ansteckung eingeleitet werden, weil der Bakterienstamm, ob du es glaubst oder nicht, gerade durch seine größere Empfindlichkeit gegenüber Antibiotika noch ansteckender geworden ist. Diese CA-MRSA-Stämme besitzen, im Gegensatz zu den HA-MRSA-Stämmen, keine vollständigen Abwehrmolekülreihen zum Schutz vor Antibiotika und sind daher in der Lage, mehr Zeit und Energie in die Herstellung wirkungsvoller Toxine zu investieren und so ihre Virulenz zu erhöhen. Eines dieser Toxine ist das Panton-Valentin-Leukozidin, und ich bin mir sicher, dass das hier bei deinem Fall eine Rolle gespielt hat. Dieses PVL zerstört die Abwehrkräfte der Zellen, vor allem in den Lungen, und führt zu einer übermäßigen und völlig anomalen Ausschüttung von Zytokinen, die den Körper im Normalfall beim Kampf gegen eine Infektion unterstützen. Ist dir klar, dass

die Hälfte der Zerstörungen in diesen Lungenstücken in deiner Hand auf das vollkommen überreizte Immunsystem des Opfers selbst zurückzuführen sind?«

»Vergleichbar der Zytokinüberflutung, wie sie bei Opfern der H5N1-Vogelgrippe beobachtet wurde?«, fragte Laurie nach. Kurz durchfuhr sie der Gedanke, dass Jack seine Meinung über Besserman womöglich revidieren musste. Es war ja schon peinlich, wie viel mehr er über MRSA wusste als sie.

»Ganz genau«, sagte Arnold.

»Ich fürchte, ich muss mich erst einmal grundsätzlich in das Thema einarbeiten«, gestand Laurie. »Danke für all die vielen Informationen. Wie kommt es, dass du da ein solcher Experte bist?«

Arnold lachte. »Zu viel der Ehre. Aber vor einem Monat oder so haben Kevin und ich angefangen, uns dafür zu interessieren, weil wir jeder mehrere solcher Fälle auf den Tisch bekommen hatten. Wir haben einen kleinen Wissenswettbewerb daraus gemacht. Der MRSA-Keim ist ein gutes Beispiel für die genetische Anpassungsfähigkeit von Bakterien und wie schnell sie sich entwickeln können.«

Nur mit Mühe gelang es Laurie, ihr wie wild von einem Thema zum nächsten hüpfendes Hirn zu zügeln. Sie blickte auf das geschwollene, beinahe schon feste Lungenstück in ihrer Hand. Sie wusste, dass bakterielle Krankheitserreger wieder auf dem Vormarsch waren, aber was sie hier in puncto Zerstörungskraft vor Augen hatte, das sprengte ihr Vorstellungsvermögen.

»Also, die Fälle, von denen du vorhin gesprochen hast, das waren alles nekrotisierende Pneumonien?«, hakte sie nach. »So, wie es auch hier den Anschein hat?«

»Darauf würde ich tippen, aber wenn ich mir das Gewebe unter dem Mikroskop anschauen könnte, dann wären wir gleich schlauer. Ich würde gerne mal einen Blick darauf werfen.«

Laurie nickte. »Und Kevins Fälle haben auch so ausgesehen?«

»Weitgehend.«

»Waren das auch nosokomiale Infektionen?«

»Aber natürlich. Nosokomial, aber unter Beteiligung des nicht im Krankenhaus erworbenen Stamms, genau wie bei mir.«

»Warum hast du das in der Donnerstagskonferenz nicht angesprochen?«

»Tja, um ehrlich zu sein, es waren nicht besonders viele Fälle, und das wachsende Staphylokokkenproblem, insbesondere mit antibiotikaresistenten Stämmen, ist ja hinlänglich bekannt.«

»Sind die betroffenen Krankenhäuser gleichmäßig über die Stadt verteilt?«

»Nein, die liegen alle hier, mitten in Manhattan. Ich meine, es könnte natürlich auch Fälle in Queens oder Brooklyn gegeben haben, die dann bei den zuständigen Instituten in den entsprechenden Stadtteilen gelandet sind.«

»Welche Krankenhäuser hier in Manhattan?«

»Ich weiß zwar nicht mehr genau, wie die Verteilung auf die einzelnen Kliniken war, aber alle sechs Fälle sind aus drei Spezialkliniken gekommen: dem Angels Heart Hospital, dem Angels Cosmetic Surgery and Eye Hospital und dem Angels Orthopedic Hospital.«

Laurie verkrampfte sich unwillkürlich. Es war, als ob Arnold sie geschlagen hätte. »Niemand aus dem Manhattan General oder dem University Hospital oder aus einem anderen der großen Krankenhäuser in der Stadt?«

»Nein. Überrascht dich das?«

»Ja und nein«, erwiderte Laurie, verblüfft angesichts dieses Zufalls. In New York gab es eine Menge Krankenhäuser. Das führte automatisch zu der Frage: Warum nur drei?

»Hast du Kontakt mit den Kliniken aufgenommen oder die Fälle überhaupt näher untersucht? Ich meine, warum nur diese drei?«

»Kevin und ich dachten, dass es Zufall ist, aber wir haben die Sache bis zu einem gewissen Grad weiterverfolgt. Ich habe Cheryl Meyers um Hilfe gebeten, und ich habe im Angels Orthopedic Hospital angerufen und dort mit einer sehr netten Dame gesprochen. Allerdings fällt mir gerade nicht mehr ein, wie sie heißt. Ich habe ihre Nummer vom Verwaltungschef der Klinik erhalten. Sie ist die Vorsitzende der abteilungsübergreifenden Hygienekommission.«

»Konnte sie dir weiterhelfen?«

»Auf jeden Fall. Sie hat gesagt, dass die Klinik sich des Problems sehr wohl bewusst sei und dass sie beziehungsweise die Trägergesellschaft der Klinik eine ausgewiesene Expertin für Krankenhaushygiene eingestellt hätte. Also habe ich diese Expertin angerufen, und deren Namen habe ich nicht vergessen: Dr. Cynthia Sarpoulus.«

»Und, war sie dir auch behilflich?«

»Na ja, ich würde sagen, bedingt.«

»Wie meinst du das?«

»Sie war nicht gerade besonders kooperativ, aber andererseits gehe ich davon aus, dass sie gestresst war und sich angesichts der Umstände in die Enge getrieben fühlte.

Ich habe damals gedacht, dass ihre Vorgesetzten, also die Geschäftsführung von Angels Healthcare, ihr einfach das ganze Problem aufgehalst haben. Aber egal, im Prinzip hat sie mir zu verstehen gegeben, ich soll mich raushalten und dass sie die Situation sehr wohl im Griff hätten und vielen Dank noch mal. Hast du ja bestimmt auch schon erlebt. Aber was ich ihr zugute halten muss: Ich hatte durchaus das Gefühl, als wüsste sie genau, was zu tun ist. Sie hat mir erzählt, dass sie gegen den Widerstand der Unternehmensleitung die Schließung aller Operationssäle in allen drei Kliniken durchgesetzt hat, eine Maßnahme, mit der sie anscheinend wirklich alle gegen sich aufgebracht hat. Dann hat sie alle Operationssäle mit einem Alkoholreiniger desinfizieren lassen, was in einem solchen Fall die empfohlene Maßnahme ist. Außerdem hat sie eine rigorose Handwaschpflicht eingeführt. Zusätzlich hat sie noch das gesamte Personal auf Staphylokokken testen und alle, die einen positiven Befund hatten, medikamentös behandeln lassen. Ich muss zugeben, das hat mich beeindruckt. Man kann bestimmt nicht behaupten, dass sie nur herumgesessen und Däumchen gedreht hätten.«

»Danke für diese Informationen. Tut mir leid, dass ich dich so lange aufgehalten habe«, sagte Laurie.

»War mir ein Vergnügen«, entgegnete Arnold.

»Würde es dir etwas ausmachen, wenn ich nachher noch bei dir im Büro vorbeischaue und mir die Namen der Betroffenen abhole?«

»Aber nein! Kann sogar sein, dass ich noch ein paar Fallakten habe. Wenn du möchtest, leihe ich dir auch gerne die Notizen, die ich mir zum Thema CA-MRSA gemacht habe. Und du könntest noch mit Kevin sprechen. Damals, als wir zusammen daran gearbeitet haben, hat er, glaube ich, auch einmal einer der betroffenen Kliniken einen Besuch abgestattet, ich weiß nicht mehr, ob er mir erzählt hat, was er dort erfahren hat.«

Als Arnold wieder an seinem Tisch stand, blickte Laurie zu Marvin hinüber, der während des gesamten Gesprächs geduldig gewartet hatte. »Das ist ja wirklich unglaublich«, sagte sie.

»Was denn, dass er auf dich steht?«

»Nein, du Dummi. Was er gesagt hat! Er steht doch nicht auf mich!«

»Da hört man aber ganz was anderes, wenn man sich hier ein bisschen umhört. Meine Kollegen sind eigentlich durchgehend der Meinung, dass sowohl Southgate als auch Besserman sich für dich sogar vor einen fahrenden Zug werfen würden.«

»Unsinn«, sagte Laurie, obwohl ihr bei dem Gedanken, dass sie auch nur

ansatzweise Gegenstand von Klatsch und Tratsch sein könnte, überhaupt nicht wohl zumute war. Sie stand generell nicht gerne im Mittelpunkt, das war auch der Grund dafür, weshalb sie so ungern vor einer Gruppe redete.

Als Laurie mit Jeffries fertig war, hatte sie sehr viel mehr pathologische Befunde festgestellt als erwartet. Jedes Organ war aufs Schwerste von einer offensichtlich destruktiven Infektion oder zumindest einer entzündlichen Schwellung betroffen. An den Herzklappen entdeckte sie beginnende infektiöse Wucherungen. In der Leber hatten sich bereits erste Abszesse gebildet, genauso wie im Gehirn und in den Nieren, was darauf hindeutete, dass das Opfer an einer massiven Bakteriämie gelitten hatte. Im Bauchraum hatten sich Geschwüre gebildet, die deutlich machten, wie mühelos die Bakterien sich ausgebreitet hatten.

»Wann können wir den nächsten Fall drannehmen?«, wollte Laurie wissen, als sie mit dem Vernähen der gewaltigen Obduktionswunde fertig waren, die von David Jeffries' Brustkorb bis hinunter an sein Schambein reichte.

»So bald oder spät du möchtest«, erwiderte Marvin. »Wenn du erst mal eine Tasse Kaffee trinken willst, dann ziehe ich die Vorbereitungen ein bisschen in die Länge.«

»Ehrlich gesagt, wenn es dir nichts ausmacht, wäre es mir am liebsten, wenn ich dich anrufen könnte, wenn ich so weit bin. Ich habe noch ein paar Dinge zu erledigen, unter anderem will ich zusehen, dass ich Cheryl Meyers noch erwische, bevor sie zu einem Ortstermin muss.«

»Dann lasse ich mir Zeit«, sagte Marvin. »Ruf mich an, wenn du anfangen willst.«

»Denkst du bitte daran, noch eine Notiz für den Kollegen zu hinterlassen, der Jeffries' Leiche freigibt? Das Bestattungsunternehmen muss unbedingt Bescheid wissen, dass der Verstorbene eine schwere Infektion hatte, um entsprechende Vorsichtsmaßnahmen zu treffen.«

Auf dem Weg zur Tür blieb Laurie kurz an Jacks Tisch stehen.

»Ah! Die Unheilskünderin!«, witzelte Jack, als er sie bemerkte. »Fürwahr, Vinnie, hab Acht! Sie ist bestimmt gekommen, uns mit den abscheulichen Schreckensbildern ihrer nosokomialen postoperativen Infektion in Angst und Schrecken zu versetzen.«

Obwohl Vinnie hinter seinem stark spiegelnden Gesichtsschutz fast nicht zu erkennen war, konnte sie sehen, wie er die Augen verdrehte. Ihr ging es ähnlich. Es gab einfach Augenblicke, in denen sein durchaus origineller, aber oftmals respektloser schwarzer Humor nicht witzig war. Nachdem sie nunmehr fast ein Jahr lang mit ihm verheiratet war, empfand sie dieses Verhalten immer stärker als Flucht vor seinen eigentlichen Gedanken und Gefühlen.

»Ich muss tatsächlich mit dir über meinen Fall sprechen«, gab Laurie zu. »Es gibt da noch ein paar neue Erkenntnisse, die du erfahren solltest.«

»Wieso bin ich da nicht von selber drauf gekommen?«, meinte er scherzhaft.

»Aber ich kann so lange abwarten, bis du sie auch wirklich hören willst.«

»Dem Herrn sei Lob und Dank.«

»Wo steckt eigentlich Lou?«

»Er ist zwischen zwei Fällen buchstäblich am Obduktionstisch eingeschlafen. Ich hielt es für das Beste, ihn nach Hause zu schicken, nicht dass ihn einer der Assistenten noch mit einer Leiche verwechselt.«

»Wen bearbeitest du da gerade?« Laurie wechselte das Thema.

»Sara Barlow, und das ist sehr viel interessanter als die unbekannte Wasserleiche.«

»Wieso denn das?«

»Siehst du hier die deutlich erkennbaren Prellungen im Gesicht und an den Oberarmen? Sie ist offensichtlich regelmäßig geschlagen worden, aber glaubst du, dass eine dieser Prellungen die Todesursache ist, wie die Polizei vermutet?«

»Wahrscheinlich nicht, gibt es auch welche im vorderen Brustbereich?«, erkundigte sich Laurie. Das konnte sie nicht erkennen, da die beiden Brusthälften wie Schmetterlingsflügel auseinandergeklappt waren. Sie konnte sich noch an einen Fall ganz zu Anfang ihrer Zeit am OCME erinnern, bei dem sie erfahren hatte, dass Schlagverletzungen durch einen stumpfen Gegenstand im Bereich der Brust, auch wenn sie auf den ersten Blick nicht besonders gefährlich aussahen, durchaus tödlich enden konnten. »Irgendwelche Anzeichen für eine Herzerschütterung?«

»Nein! Der Brustkorb war sauber. Und wenn ich dir verrate, dass ich ein umfangreiches Lungenödem und stark gerötete Augen gefunden habe und dass die oberste Gewebeschicht in der Luftröhre sich an vielen Stellen abgelöst hatte?«

»Wie lautet also deine vorläufige Diagnose?«, fragte Laurie seufzend. Manchmal fand sie Jacks kriminalpathologische Ratespiele nervtötend, und das hier war so ein Fall.

»Und wenn ich dir verrate, dass unsere schlaue kriminaltechnische Assistentin Janice Jaeger in einer gläsernen Duschkabine diverse scharfe, geöffnete Reinigungsmittel, einen Eimer Wasser und ein feuchtes Tuch gefunden hat? Ihr war schon bei der ersten Begutachtung der Leiche aufgefallen, dass die Jeans der Frau im Kniebereich nass war und dass sie weder Strümpfe noch Schuhe getragen hat.«

»Dann müsste ich wissen, ob einige dieser Reinigungsmittel Hypochlorit enthalten haben, was ja nicht unüblich ist, und ob andere vielleicht säurehaltig waren, was noch

üblicher ist, und ob sie die Warnhinweise nicht beachtet und diese Mittel zusammengeschüttet hat.«

»Volltreffer!«, sagte Jack. »Nicht ihr Freund hat sie umgebracht, sondern das Chlorgas, das erste chemische Kampfmittel aus dem Ersten Weltkrieg. Ich frage mich immer wieder, wieso so viele Leute diese Warnhinweise einfach ignorieren. Aber egal, Lou wird sich freuen, dass er einen Mord weniger zu bearbeiten hat.«

»Es sei denn, der Freund hat sie gezwungen, diesen tödlichen Cocktail zusammenzumischen.«

»Hui, daran habe ich noch gar nicht gedacht«, gab Jack zu.

»Na ja, ich wünsche euch weiterhin viel Spaß«, sagte Laurie, während sie schon auf dem Weg zur Tür war. Sie empfand keine Befriedigung darüber, dass sie Jacks Quizfrage richtig gelöst hatte. Ihr wäre sehr viel wohler gewesen, wenn Jack sich nicht so verwirrend aufgeräumt gegeben hätte, ob seine gute Laune nun echt oder nur gespielt war. Es erstaunte und ärgerte sie, dass er den Zusammenhang zwischen ihrem MRSA-Fall und seiner bevorstehenden Operation entweder nicht sehen konnte oder nicht sehen wollte.

Normalerweise übernahmen die Hilfskräfte des Instituts den Transport der entnommenen Gewebeproben in die entsprechenden Labors, doch in Jeffries' Fall nahm Laurie sie selber mit. Sie wollte sowohl mit der Leiterin der mikrobiologischen Abteilung, Agnes Finn, als auch mit der Leiterin der Histologie, Maureen O'Connor, sprechen und versuchen, die Dinge etwas zu beschleunigen. Aber zunächst steuerte sie das Erdgeschoss mit den Büros der kriminaltechnischen Assistenten an. Da sie wusste, dass sie oft draußen bei irgendwelchen Tatortbesichtigungen waren, freute sie sich, Cheryl Meyers an ihrem Schreibtisch anzutreffen.

»Kann ich Ihnen noch irgendwie helfen?«, erkundigte sich Cheryl, eine aparte Afroamerikanerin mit fest geflochtenen, eng am Kopf anliegenden und mit Perlen verzierten Zöpfen. Sie gehörte zu den Alteingesessenen des OCME. Sie war als junge Frau eingestiegen, und mittlerweile hatten ihre beiden Söhne das College beendet.

»Das hoffe ich«, erwiderte Laurie. »Vorhin habe ich mit Dr. Besserman über ein paar Infektionsfälle in drei Kliniken gesprochen, die alle zu einem Unternehmen namens Angels Healthcare gehören. Er hat gesagt, er hätte Sie gebeten, sich die Fälle mal anzuschauen. Erinnern Sie sich?«

»Meinen Sie diese MRSA-Pulmonien?«

»Genau die! Haben Sie eine der Kliniken vielleicht einmal besucht?«

»Nein. Dr. Besserman hatte mich konkret darum gebeten, die Patientenakten zu

besorgen, also habe ich einfach nur in den Kliniken angerufen und mit der Patientenverwaltung gesprochen. Es war überhaupt kein Problem, da die Akten in den Angels-Kliniken digital verwaltet werden. Also haben sie mir das Material einfach zugemailt, und ich konnte mir die Fahrt dahin sparen.«

»Haben die Kliniken sich kooperativ verhalten?«

»Sehr kooperativ. Eine außerordentlich hilfsbereite Frau, eine gewisse Loraine Newman, hat mich sogar unaufgefordert zurückgerufen.«

»Wer ist das?«

»Sie ist die Vorsitzende der Hygienekommission der orthopädischen Klinik.«

»Dr. Besserman hat sie auch einmal erwähnt«, sagte Laurie. »Auf ihn hat sie auch einen sehr entgegenkommenden Eindruck gemacht. Warum hat sie angerufen?«

»Nur, um mir ihren Namen und ihre Durchwahl zu hinterlassen, für den Fall, dass ich noch zusätzliche Informationen benötige. Sie hat gesagt, dass diese Geschichte ihr eine Menge Kummer bereitet. Und dass sie vor dem Ausbruch der MRSA keine nennenswerten Probleme mit nosokomialen Infektionen hatten. Sie hat gesagt, dass sie deshalb nachts nicht schlafen kann. Um ehrlich zu sein, sie klang schon fast ein klein wenig verzweifelt.«

»Hat sie eine gewisse Cynthia Sarpoulus erwähnt?«

»Nicht, dass ich wüsste. Wer ist das?«

»Ich habe gerade eben noch einen MRSA-Fall aus dem Angels Orthopedic Hospital obduziert«, sagte Laurie, ohne auf Cheryls Frage einzugehen. »Ich hätte gerne Loraine Newmans Telefonnummer.«

»Kein Problem«, erwiderte Cheryl. Nach ein paar Mausklicks erschien sie auf ihrem Bildschirm.

»Dann brauche noch ein paar andere Telefonnummern«, meinte Laurie. »Das Center for Disease Control, also das Zentralinstitut für Infektionskrankheiten in Atlanta, hat im Rahmen eines umfassenden Programms zur nationalen Gesundheitsüberwachung auch eine MRSA-Datenbank angelegt. Ich hätte gerne den Namen und die Telefonnummer eines der zuständigen Epidemiologen. Und dann hätte ich gerne, dass Sie die Joint Commission for Accreditation of Healthcare Organizations, also die Aufsichtsbehörde für sämtliche im Gesundheitswesen tätigen Organisationen, anrufen und mir Namen und Telefonnummer eines Mitarbeiters besorgen, der für die Überwachung der gesetzlich vorgeschriebenen Hygienemaßnahmen zur Verhinderung von Infektionen in Krankenhäusern zuständig ist.«

»Ich werde mein Bestes tun«, sagte Cheryl.

»Der Name meines Falles lautet David Jeffries«, fuhr Laurie fort, »und ich hätte gerne seine Patientenakte.«

»Das ist kein Problem«, entgegnete Cheryl. »Aber ich weiß nicht, was Sie sich von einem Anruf bei der Joint Commission versprechen. Könnten Sie mir da auf die Sprünge helfen?«

»Die Joint Commission verlangt, dass jede Klinik eine Hygienekommission einsetzt, sonst bekommt sie keine Zulassung. Mich interessiert jetzt, ob diese Kommissionen ihrerseits irgendwie kontrolliert werden und ob sie verpflichtet sind, den Ausbruch bestimmter Infektionserkrankungen oder gewisse Häufungen zwischen den vorgeschriebenen Inspektionen zu melden. Ich weiß, das ist nicht gerade der übliche Weg«, fügte Laurie noch hinzu, »aber ich stehe unter großem Zeitdruck.«

»Ich bin Ihnen gerne behilflich«, meinte Cheryl gutmütig.

Laurie ließ die Büros der kriminaltechnischen Assistenten hinter sich und nahm nicht den hinteren Fahrstuhl, sondern die Treppe. Sie hatte den Tag mit dem egoistischen Bedürfnis begonnen, Jack von seiner bevorstehenden Operation abzubringen. Jetzt aber machte sie sich ernsthafte Sorgen um sein Wohlbefinden, vielleicht sogar um sein Leben. Sie selbst, Besserman und Southgate hatten es innerhalb der letzten drei Monate mit sieben Fällen einer nekrotisierenden Pneumonie, verursacht durch eine MRSA-Infektion, zu tun gehabt. Alle sieben Fälle stammten aus insgesamt drei Kliniken, die zu ein und derselben Betreibergesellschaft gehörten, und in einer davon hatte Jack seinen Operationstermin. Und was noch schlimmer war: Diese Fälle traten trotz der von Besserman als rigoros bezeichneten Gegenmaßnahmen auf. Laurie wusste zwar nicht allzu viel über Epidemiologie, doch die Frage lag nahe, ob es vielleicht in der Organisation von Angels Healthcare einen MRSA-Überträger gab, der bei seinen abwechselnden Besuchen in den drei Kliniken unwissentlich das MRSA-Bakterium verbreitete, so wie einst die als »Typhus-Mary« bekannt gewordene Mary Mallon, die selbst nicht an Typhus erkrankt war, aber dennoch den Erreger in sich trug und zahlreiche Menschen damit ansteckte. Laurie brauchte eine Menge Informationen, und angesichts von Jacks Dickköpfigkeit brauchte sie sie schnell, wenn sie darauf hoffen wollte, dass er seine Pläne noch einmal änderte.

Ihre nächste Station war die Mikrobiologie, die in einem Teil des Laborkomplexes im dritten Stock angesiedelt war. Laurie entdeckte die wortkarge und drahtige Agnes Finn in ihrem kleinen, fensterlosen Büro. Die Mikrobiologin entsprach mehr als alle anderen Angestellten des OCME dem gängigen Klischee einer Beschäftigten in einer Leichenhalle. Ihre gräulichgelbe Hautfarbe trug wesentlich dazu bei, man hatte fast den

Eindruck, als würde sie niemals das Tageslicht sehen. Aber keine Abteilungsleiterin am Institut war auch nur annähernd so hilfsbereit wie Agnes. Sie war wirklich immer mit vollem Einsatz dabei, fast so, als hätte sie gar kein Leben außerhalb des OCME.

Laurie setzte sich und erläuterte ihre Situation, womit sie Agnes eine kleine Vorlesung über MRSA entlockte, in der alles, was Besserman gesagt hatte, und noch etliches mehr enthalten war. Sie setzte ihr in allen Einzelheiten auseinander, wodurch die Staphylokokken ein solch pluripotenter Mikroorganismus und das vielleicht anpassungsfähigste und wirksamste menschliche Pathogen überhaupt waren.

»Wenn Sie das Ganze einmal aus der Perspektive des Bakteriums betrachten«, sagte Agnes, »dann handelt es sich tatsächlich um einen Superkeim. Er ist in der Lage, einen Menschen in erschreckend kurzer Zeit zu töten, doch kann derselbe Stamm einen Menschen auch nur besiedeln, meist im Bereich der Nasenlöcher. Dort fühlt sich der Keim besonders wohl, weil ihm der Überträger jedes Mal, wenn er den Finger in die Nase steckt, eine Möglichkeit bietet, auf den nächsten Menschen überzuspringen.«

»Gibt es Schätzungen darüber, wie viele Menschen Staphylokokkenüberträger sind?«

»Oh ja! Ungefähr ein Drittel der Weltbevölkerung, also über 2 Milliarden Menschen.«

»Großer Gott«, sagte Laurie. »Gibt es denn noch andere Stämme neben der im Krankenhaus erworbenen HA-MRSA und der außerhalb des Krankenhauses erworbenen CA-MRSA?«

»Sehr viele«, erwiderte Agnes. »Und sie entwickeln sich ununterbrochen weiter, in menschlichen Nasenlöchern und auf anderen feuchten Hautpartien, wo sie untereinander genetisches Material austauschen.«

»Wie unterscheidet man im Labor die einzelnen Stämme voneinander?«

»Da gibt es viele Möglichkeiten«, meinte Agnes. »Die Resistenz gegen Antibiotika ist eine davon.«

»Das kann aber, nach allem, was Sie bis jetzt gesagt haben, keine besonders differenzierte Möglichkeit sein.«

»Das ist richtig. Die differenzierteren Tests basieren alle auf genetischen Verfahren: Das einfachste und am weitesten verbreitete ist die Gel-Elektrophorese, das umfassendste wäre eine vollständige genotypische Erfassung. Dazwischen gibt es eine ganze Reihe anderer genetischer Analyseverfahren, alle auf Grundlage der Polymerase-Kettenreaktion.«

»Welches Testverfahren haben Sie hier in der Mikrobiologie zur Verfügung?«

»Nur das einfachste: Antibiotikaresistenz.«

»Und wenn Sie einmal einen aufwendigeren Test benötigen?«

»Das staatliche Prüflabor kann eine Gel-Elektrophorese durchführen. Für jede weitere Spezifizierung wäre wohl das CDC, das Institut für Infektionskrankheiten, die beste Anlaufstelle. Dort ist man übrigens gerade dabei, eine landesweite Datenbank mit MRSA-Stämmen anzulegen. Von dort können Sie also bestimmt eine Menge zusätzlicher Informationen bekommen. Das CDC freut sich außerdem ausdrücklich, wenn man ihm isolierte Keime zuschickt, da dort natürlich sämtliche Analyseverfahren zur Verfügung stehen. Selbstverständlich kann auch Dr. Lynch drüben in unserem DNA-Labor im neuen Hochhaus die Genotypisierung vornehmen, aber wir könnten ihnen nicht viel über den jeweiligen Stamm erzählen.«

»Welches ist denn der schnellste genetische Test? Ich stehe nämlich ziemlich unter Zeitdruck.«

»Um ehrlich zu sein, das weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass unser Standardtest auf Antibiotikaresistenz einschließlich Kultivierung zwischen vierundzwanzig und achtundvierzig Stunden dauert. Im Krankenhaus geht es auf jeden Fall deutlich schneller, weil dort mit monoklonalen Antikörpern gearbeitet wird. Die Geräte dafür sind interessanterweise ein Abfallprodukt der Weltraumforschung.«

Laurie schüttelte beschämt den Kopf. »Gestern noch habe ich gedacht, ich wüsste das eine oder andere über Staphylokokken. Das war ein schwerer Irrtum.«

»Wir lernen nie aus«, philosophierte Agnes. »Was haben Sie denn mit diesen Proben vor, die Sie da mitgebracht haben?«

»Eine davon bringe ich zu Ted Lynch ins DNA-Labor. Eine würde ich gerne hier lassen und Sie bitten, eine Kultur anzulegen, die anderen gehen ins Referenz-Labor. Außerdem hätte ich zum Vergleich gerne tiefgefrorene Gewebeproben von Dr. Bessermans und Dr. Southgates Fällen. Ich wüsste gerne, ob sie mit demselben Stamm infiziert waren. Ich könnte mir gut vorstellen, besonders nach allem, was Sie mir gerade erzählt haben, dass wir es mit einem Überträger zu tun haben, der gar nicht weiß, dass er hoch ansteckend ist.«

»Sagen Sie mir einfach, um welche Fälle es sich handelt. Ich werde versuchen, das Verfahren zu beschleunigen. Und was Ted Lynch angeht: Das müssen Sie mir überlassen. Für seine DNA-Analyse braucht er eine reine Kultur, und die bekommt er von mir.«

Als Laurie aus dem Labor hinaus- und auf den vorderen, schnelleren Fahrstuhl zueilte, drehte sich alles in ihrem Kopf. Sie drückte wieder und wieder auf die

Ruftaste, als könnte sie damit die Ankunft des Fahrstuhls beschleunigen, und versuchte den weiteren Verlauf dieses Vormittags zu planen. Die nächste Station war Maureen O'Connor im Histologielabor. Laurie wollte sie dringend bitten, die Gewebeproben aus David Jeffries' Lunge so schnell wie möglich auf Objektträger aufzuziehen. Die anderen Proben waren im Augenblick nicht so interessant, nur die Lunge. Sollten die pathologischen Befunde so dramatisch ausfallen wie erwartet, dann würde sie sowieso ein paar große Mikroficheaufnahmen anfertigen. Die würden sich als Gegenargument gegen Jacks Kreuzbandoperation in einer PowerPoint-Präsentation bestimmt großartig machen.

Laurie trat in den Fahrstuhl und drückte die Taste für den vierten Stock. Sie blickte auf ihre Armbanduhr. Es war kurz vor zehn. Kaum hatte die Fahrstuhltür sich geöffnet, rannte sie buchstäblich den Flur entlang und gelangte etwas atemlos in die Histologie.

»Oh-ha! Meine Damen«, ließ sich Maureen mit ihrem schweren, irischen Akzent vernehmen. »Ich glaube, ich rieche wieder mal einen akuten Notfall von Miss Montgomery. Ähhh ... Moment mal ... Mrs Montgomery-Stapleton, meine ich natürlich. Wer übernimmt denn diesmal die ehrenvolle Aufgabe, ihr mitzuteilen, dass ihr Patient bereits tot ist?«

Gelächter breitete sich unter den anderen Frauen in der Histologie aus. Dank Maureens deftigem Humor herrschte hier ein sehr gutes Arbeitsklima. Selbst Laurie spürte trotz ihrer Anspannung das Lächeln auf ihrem Gesicht. Und wie meist steckte auch in dieser humorvollen Bemerkung ein Körnchen Wahrheit. Laurie und Jack waren die einzigen Gerichtsmediziner, die zumindest gelegentlich die Objektträger mit ihren Gewebeproben möglichst schnell wiederhaben wollten. Alle anderen waren mit den normalen Zeitabläufen vollkommen zufrieden.

Maureen hörte sich Lauries Bitte und ihre Erklärung an und versprach, sich persönlich darum zu kümmern. Minuten später stand Laurie wieder auf dem Flur. Sie eilte auf das Büro von Arnold Besserman und Kevin Southgate zu. Durch ihr Klopfen schwang die Tür von alleine auf, und Laurie streckte den Kopf hinein.

Die Inneneinrichtung des Büros erinnerte Laurie daran, dass die beiden sehr unterschiedliche politische Neigungen hatten. Arnold, der Erzkonservative, besaß einen vorbildlich aufgeräumten Schreibtisch. Auf der einen Seite neben seinem Mikroskop lag eine einzelne Pappschachtel mit Objektträgern und auf der anderen ein neuer, gelber Schreibblock. Beide waren, zusammen mit einem exakt gespitzten Bleistift, absolut parallel zueinander ausgerichtet. Southgates Bürohälfte war das genaue Gegenteil. Auf seinem Schreibtisch und seinem Aktenschrank türmten sich

Diakästen, offene Fallakten, Laborberichte und alle möglichen anderen Unterlagen, die lediglich direkt vor seinem Stuhl einen schmalen Halbkreis frei ließen. Lange Reihen aus Post-it-Zetteln baumelten wie Dschungelmoos von der Schreibtischlampe. Für Laurie grenzte es an ein Wunder, dass die beiden schon so lange so gut miteinander auskamen.

Nachdem sie an der Tür eine Nachricht mit der Bitte um Rückruf hinterlassen hatte, ging sie weiter den Flur entlang und klopfte dabei bei allen anderen Gerichtsmedizinern kurz an, um zu erfahren, ob auch sie erst kürzlich mit einem MRSA-Befall zu tun gehabt hatten. Aber alle Büros waren leer, was vollkommen klar war, da morgens im Schacht immer am meisten los war, obwohl sie bisher weder George Wentworth noch Paul Plodget, noch seinen erst vor Kurzem eingestellten neuen Büropartner Edward Gonzalez gesehen hatte. Edward war ein hochbegabter Kriminalpathologe und war in einem Studiengang, den das OCME in Zusammenarbeit mit der New York University entwickelt hatte, ausgebildet worden.

Da sie im Augenblick keine weiteren MRSA-Fälle mehr auftreiben konnte, zog sich Laurie in ihr Büro zurück. Da fiel ihr Arnold Bessermans Bemerkung über Queens, Brooklyn und Staten Island wieder ein. Diese Bezirke hatten alle ein eigenes Gerichtsmedizinisches Institut. Jetzt wurde ihr klar, dass die Schlussfolgerung, es habe in den letzten drei Monaten in den städtischen Krankenhäusern keine anderen, tödlich verlaufenden MRSA-Fälle gegeben, voreilig war.

Das Karteikartenkarussell aufgeklappt vor sich stehend, rief sie zuerst Dick Katzenburg an, den Leiter der Gerichtsmedizin in Queens. Er hatte Laurie schon in der Vergangenheit gelegentlich geholfen, indem er sie auf Fälle aufmerksam gemacht hatte, die Parallelen zu den beiden Fallserien aufwiesen, mit denen sie bisher intensiver zu tun gehabt hatte. Während es klingelte, erinnerte sich Laurie, dass beide Serien sich letztendlich überraschenderweise als Mordserien herausgestellt hatten, ein Verdacht, der vorher nicht einmal ihr selbst gekommen war. Die Erinnerung ließ sie kurz überlegen, ob der Tod der Staphylokokkenopfer, mit denen sie sich gerade beschäftigte, vielleicht auch kein Zufall war, vor allem angesichts der Tatsache, dass ein Drittel der Weltbevölkerung mit Staphylokokken infiziert war.

Der Empfang des Gerichtsmedizinischen Institutes in Queens meldete sich, und Laurie ließ sich mit Dick verbinden. Sie wartete und klopfte dabei nervös mit den Fingern auf den Tisch. Sie hoffte sehr, dass er gerade am Platz war, und fand diese Hoffnung auch durchaus begründet. Die Verwaltungsaufgaben im Zusammenhang mit der Leitung der Außenstelle zwangen ihn oft genug an seinen Schreibtisch und

hinderten ihn daran, im Obduktionssaal zu stehen. Als es immer weiter klingelte, holte sie sich einen frischen Schreibblock, klemmte sich das Telefon zwischen Kinn und Schulter und zog zahlreiche parallele, senkrechte Linien, sodass eine Art Schachbrettmuster entstand. In diese Tabelle wollte sie alles eintragen, was sie über die einzelnen MRSA-Fälle in Erfahrung bringen konnte. Bei den beiden vorangegangenen Fallserien war es immer eine solche Tabelle gewesen, die ihr die entscheidenden Einsichten vermittelt hatte. In der Hoffnung auf einen ähnlichen Erfolg trug sie in die erste Spalte der ersten Zeile David Jeffries' Namen ein.

Da kam Dick ans Telefon. Er entschuldigte sich sofort für die lange Wartezeit. Nach ein paar höflichen Einleitungssätzen erkundigte sich Laurie, ob dem Institut in Queens im Verlauf der letzten drei, vielleicht auch vier Monate eine oder mehrere nosokomiale MRSA-Infektionen begegnet seien.

»Auf jeden Fall!«, sagte Dick ohne zu zögern. »Die hat aber Thomas Asher bearbeitet, nicht ich. Ich kann mich aber daran erinnern, weil es eine ziemlich scheußliche Angelegenheit war.«

»Was heißt das?«

»Nekrotisierende Pneumonie. Die Opfer, allesamt eigentlich kerngesunde Menschen, hatten nicht den Hauch einer Überlebenschance. Der Krankheitsverlauf hat mich an die Grippeepidemie von 1918 erinnert.«

Laurie empfand eine spontane, selbstsüchtige Enttäuschung. Die Tatsache, dass auch andere Krankenhäuser in der Stadt dasselbe Problem hatten wie die Angels-Healthcare-Kliniken, würde die Schockwirkung auf Jack zweifellos mindern.

»Wissen Sie vielleicht, ob diese Fälle in verschiedenen Krankenhäusern aufgetreten sind oder nur in einem?«, wollte Laurie wissen.

»Nur in einem. In einer orthopädischen Klinik. Warum fragen Sie?«

Laurie richtete sich auf. »Wie heißt diese Klinik?«

»Angels irgendwas. Ich glaube Angels Orthopedic Hospital. Es waren jedenfalls ausschließlich orthopädische Fälle.«

Ein leises, verschlagenes Lächeln umspielte Lauries Mundwinkel. Anstatt zu sinken, waren die Erfolgschancen in ihrem Streit mit Jack nun plötzlich gestiegen.

»Wir hatten hier auch ein paar Fälle«, sagte Laurie, »einschließlich des einen, den ich erst vorhin obduziert habe. Ich möchte der Sache auf den Grund gehen, auch wenn ich weiß, dass die betroffene Klinik selbst das Problem äußerst entschlossen angeht.«

»Wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann, dann sagen Sie Bescheid.«

»Können Sie mir die Namen der Opfer verraten?«

Laurie hörte das vertraute Klacken einer Computertastatur. Eine Minute später sagte Dick: »Philip Moore, Jonathan Knox und Eileen Dimalanta.«

Schnell trug Laurie die Namen in ihre Tabelle ein. »Sind alle drei Fälle abgeschlossen?«

»Ja, Sie können sie also jederzeit über die Datenbank abrufen.«

»Trotzdem würde ich mir gerne auch noch die Fallakten anschauen, dazu die Krankenhausunterlagen, falls Sie die haben, und eine Gewebeprobe hätte ich auch gerne, damit ich den Stamm genau bestimmen lassen kann – falls Sie das nicht schon gemacht haben.«

»Ich bringe alles, was ich habe, am Donnerstag mit zur Konferenz.«

»Es wäre mir lieber, wenn Sie die Sachen heute schon per Kurier schicken könnten. Ich stehe ein bisschen unter Zeitdruck.«

»Wie kommt's?«

»Etwas Persönliches«, erwiderte Laurie, ohne näher darauf einzugehen.

Als Nächstes rief Laurie Jim Bennett in Brooklyn und Margaret Hauptman in Staten Island an. Margaret hatte zwar keine MRSA-Fälle zu bieten, aber Jim drei Stück, genau wie Dick. Zwei Patienten waren, wie die anderen, an nekrotisierender Pneumonie gestorben, und zwar in derselben Klinik, während der Dritte einem tödlich verlaufenden toxischen Schock-Syndrom zum Opfer gefallen war, das sich im Anschluss an eine fulminante Endophthalmitis – eine schwere Entzündung des rechten Innenauges, unmittelbar nach einer Routineoperation, bei der ihm eine künstliche Linse eingesetzt worden war – ausgebildet hatte. Nach dem Ende des Telefonats fügte Laurie Carlos Suarez, Matt Collord und Kayla Westover ihrer rasant wachsenden Tabelle hinzu. Jetzt war sie felsenfest davon überzeugt, dass hier etwas nicht stimmte – überhaupt nicht stimmte.

Kapitel 3

3. April 2007, 10.20 Uhr

»Roger Naughton ist in Kürze für Sie da«, sagte die hochnäsige Sekretärin. »Möchten Sie vielleicht Platz nehmen?« Auf Angela wirkte die Frau nicht wie ein Mensch aus Fleisch und Blut, sondern eher wie ein Roboter. So oft, wie sie schon in Rogers Büro gesessen hatte, hätte sie eigentlich eine kleine Geste der Vertrautheit erwartet und nicht diese kühle Gleichgültigkeit. Aufgrund früherer Erfahrungen hatte Angela zwar mit einem solchen Empfang gerechnet, was aber nichts daran änderte, dass ihr ungutes Gefühl sich dadurch verstärkte.

So weit Angela zurückdenken konnte, war sie immer ein unabhängiger Mensch gewesen. Sie verabscheute es, andere um einen Gefallen zu bitten, sie wollte das, was getan werden musste, auch selbst schaffen. Je älter sie wurde, desto stärker zeigte sich dieser Charakterzug auch, wenn sie Geld brauchte. Und doch saß sie hier, inmitten der Säulen und des Prunks der Manhattan Bank and Trust, die sprichwörtliche Sammelbüchse in der Hand, und war gezwungen, um einen Kredit zu betteln.

Das einzig Positive daran war, dass Roger das genaue Gegenteil von Miss Darton war. Schon bei ihrem ersten Treffen hatte Angela ihn als freundlichen, hilfsbereiten und bemerkenswert sympathischen Menschen kennengelernt. Unter anderen Umständen hätte sie sich sogar auf ein Wiedersehen gefreut, aber heute nicht. Seit dem Augenblick, in dem sie aufgewacht war, während sie Michelle unter Fortsetzung der Diskussion über das Bauchnabelpiercing für die Schule fertig gemacht hatte, während des Gesprächs mit der Rechtsabteilung über den tödlichen MRSA-Fall des gestrigen Tages und während sie Cynthia Sarpoulus versicherte, dass niemand sie für das nicht enden wollende Infektionsproblem verantwortlich machte, hatte sie sich überlegt, wie sie Roger dazu bringen konnte, ihr einen beträchtlichen Privatkredit oder Angels Healthcare einen Geschäftskredit zu genehmigen.

Bedauerlicherweise war ihr absolut nichts eingefallen, außer vor ihm auf die Knie zu sinken und ihn anzuflehen. Selbst das hätte sie gemacht, wenn sie überzeugt wäre, dass es etwas nützt, so verzweifelt war ihre Lage.

»Mr Naughton kann Sie jetzt empfangen«, sagte Miss Darton. Abgesehen von ihren leicht gehobenen Augenbrauen und einem kurzen Flattern der Augenlider blieb ihre

Miene wie versteinert.

Angela kam sich vor wie eine Schülerin auf dem Weg ins Büro des Direktors, nachdem sie beim Rauchen auf dem Schulklo oder einem anderen Regelverstoß ertappt worden war, und betrat Rogers Büro.

»Angela!«, rief dieser dienstbeflissen und kam mit ausgestreckten Armen hinter seinem Schreibtisch hervorgeeilt. »Wie schön, Sie zu sehen. Es ist mir eine besondere Ehre. Normalerweise habe ich ja mit Ihrem Finanzdirektor zu tun – nicht, dass ich ihn nicht mag. Bob Frampton ist ein Gentleman durch und durch, aber wenn es nach mir ginge, dann würde ich die Verhandlungen lieber mit Ihnen persönlich führen. Aber nicht, dass Sie ihm das unter die Nase reiben!« Lachend schüttelte er Angela ausgiebig die Hand und brachte sie zu einem Sessel vor seinem Schreibtisch.

Angela setzte sich und sah zu, wie Roger zu seinem Ledersessel mit extra hoher Rückenlehne ging. Er sah gut aus, wirkte jungenhaft und sorgfältig gepflegt. Er besaß feines, kurz geschnittenes, blondes Haar und blassblaue Augen. Bei der Bank war er einer von mehreren Sachbearbeitern speziell für Unternehmen, die im Gesundheitswesen tätig waren. Als Geschäftsfeld mit unbegrenzten Wachstumsmöglichkeiten war das Gesundheitswesen für alle Banken und für die Manhattan Bank and Trust im Besonderen von großem Interesse. Vor fünf Jahren war Angela zum ersten Mal hier gewesen. Damals war es um die erste Baufinanzierung für Angels Healthcare gegangen, und man hatte ihr Roger zugeteilt. Während der folgenden Jahre war Roger das Bindeglied zwischen Bank und Angels Healthcare gewesen und hatte dem Kreditunternehmen damit einen stattlichen Gewinn verschafft. Mittlerweile hatte Angels Healthcare drei Multimillionen-Dollar-Kliniken gebaut, die bis zum Ausbruch dieser MRSA-Plage reichlich Profit abgeworfen hatten. Diese Punkte wollte Angela herausstreichen und, so hoffte sie, zu ihrem Vorteil nutzen.

»Wie geht es Ihrer Tochter?«, erkundigte sich Roger mit wirklichem Interesse, nicht nur, um Konversation zu machen.

»Abgesehen von der einen oder anderen präpubertären Verwirrung geht es ihr gut«, erwiderte Angela, während sie ununterbrochen überlegte, wie sie ihre Bitte um einen weiteren Kredit am besten formulieren sollte. »Und Ihrer?« Roger hatte auch eine Tochter, ein Jahr älter als Michelle, aber das war auch schon alles, was sie über das Privatleben ihres Gegenübers wusste.

»Sie hat mit denselben Dingen zu kämpfen. Ich stelle gerade fest, dass Töchter im Teenageralter eine echte Herausforderung sein können.«

Angela waren die Kämpfe ihrer eigenen Teenagerzeit noch allzu deutlich in

Erinnerung. Genau in dieser stressbeladenen Phase während der Mittelstufe waren die Probleme mit ihrem Vater eskaliert, ohne jemals wirklich gelöst zu werden.

»Angela«, sagte Roger jetzt. »Ich nehme an, Sie sind wegen meines Anrufs bei Ihrem Finanzdirektor zu mir gekommen. Ich möchte Ihnen versichern, dass es sich um eine reine Formalität handelt. Ich bekomme automatisch eine Meldung, wenn die vereinbarte Kreditlinie auf den Geschäftskonten von Angels Healthcare in Sichtweite ist. Das Problem, vor dem wir jetzt stehen, ist der Überbrückungskredit, den wir Ihnen vor einem guten Monat gewährt haben, in Kombination mit dem kürzlich erfolgten Verkauf einiger Wertpapiere aus Ihrem Firmendepot. Die internen Vorschriften unserer Bank besagen, dass ich als Ihr Sachbearbeiter Sie in einem solchen Fall anrufen muss. Ich will keinesfalls einen Ihrer Kredite kündigen, da können Sie sicher sein.«

»Das weiß ich zu schätzen«, sagte Angela und stöhnte innerlich auf. Seine Worte, die eigentlich zu Angelas Beruhigung gedacht waren, hatten genau den gegenteiligen Effekt. Im Prinzip hatte Roger ihr damit deutlich gemacht, dass Angels Healthcare keinerlei Kreditspielraum mehr besaß. Trotzdem räusperte sie sich und fügte hinzu: »Aber Ihr Anruf ist nicht der Anlass für meinen Besuch.«

»Oh«, meinte Roger. Er ließ sich gegen die Lehne sinken. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Sie wissen ja von unserem bevorstehenden Börsengang«, setzte Angela an. »Die Zeichnungsfrist läuft in etwas mehr als zwei Wochen ab, und ich habe eigentlich eine Schweigepflicht, daher darf ich jetzt nicht weiter ins Detail gehen. Aber man hat uns versichert, dass der Börsengang erfolgreich sein wird.«

»Das freut mich für Sie«, erwiderte Roger. »Eine Zeichnungsgarantie! Respekt!«

»Für Glückwünsche ist es vielleicht noch ein bisschen früh. Die Beseitigung unserer kurzfristigen Schwierigkeiten, die vor einem Monat bereits diesen Überbrückungskredit notwendig gemacht haben, hat erheblich mehr Geld verschlungen als vorgesehen. Wir brauchen noch einen Überbrückungskredit, aber nur für drei Wochen. Die Höhe des Zinssatzes spielt keine Rolle, und wir können ihn auf einen Schlag zurückzahlen.«

Roger beugte sich nach vorne. Sein Sessel quietschte. Er rieb sich die Stirn und blies den Atem mit vollen Backen aus. Dann blickte er Angela an. Schlagartig wirkte er müde und sogar ein bisschen traurig. »Um wie viel geht es denn?«

»Am liebsten wären uns zweihunderttausend, aber wir nehmen alles, was wir kriegen können.«

»Sie verlangen Unmögliches«, sagte Roger. Er holte tief Luft. »Als ich gesagt habe, dass die Kreditlinie auf Ihren Geschäftskonten in Sichtweite sei, da war ich nicht ganz aufrichtig zu Ihnen. Die Kreditlinie ist bereits erreicht. Ich fürchte, Sie sind am Ende der Fahnenstange angelangt.«

»Können Sie nicht eine Ausnahme machen?«, fragte Angela. Es war schrecklich, so zu betteln, aber sie hatte keine andere Wahl. »Wir arbeiten jetzt seit fast fünf Jahren zusammen. Sie kennen die wirtschaftlichen Zusammenhänge unseres Gesundheitswesens. Sie wissen, wie gut wir uns positioniert haben. Wir gehen als erstes Unternehmen für Spezialkliniken an die Börse, nachdem der Senat im vergangenen Oktober sein Moratorium aufgehoben hat. Sie wissen, dass wir unter Garantie fast grenzenlose Gewinne machen werden, weil die Krankenversicherungen Fallpauschalen abrechnen und dieses System besonders dann lukrativ ist, wenn man sich als Klinik auf die eigentlichen Eingriffe beschränken kann. Sie wissen auch, dass Angels Healthcare sich zu einem Großunternehmen entwickeln wird, und Sie wissen, dass wir auch in Zukunft der Manhattan Bank and Trust und Ihnen als unserem Sachbearbeiter treu bleiben werden. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort. Das können Sie sogar schriftlich haben.«

»Wie sieht es denn mit Ihren persönlichen Sicherheiten aus?«, wollte Roger wissen. »Ich könnte Ihnen eine private Hypothek auf Ihr Haus besorgen. Ich stelle die Unterlagen persönlich zusammen. Das Geld könnten Sie am ...«

»Das wird nichts nützen«, unterbrach ihn Angela. »Ich habe mein gesamtes privates Vermögen bereits beliehen, sogar meinen Schmuck. Alles!«

Einige Minuten lang herrschte Schweigen in Rogers Büro. Das einzige Geräusch war das Ticken der Tiffany-Uhr auf seinem Schreibtisch. Ein schmaler Sonnenstrahl fiel herein. Eine Million Staubkörnchen tanzten stumm darin herum.

Roger ließ sich gegen die Rückenlehne sinken und breitete die Arme aus. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich bedaure. Einen Kredit ohne Sicherheiten kann ich nicht genehmigen. Nicht, dass ich nicht wollte: Es liegt nur nicht in meiner Macht. Es tut mir leid, Angela. Ich bewundere Sie wirklich sehr, als Ärztin, als Unternehmerin und als angenehmen Mitmenschen. Aber das kann ich nicht machen.«

»Wie wäre es denn mit einem Ihrer Vorgesetzten? Es gibt doch bestimmt jemanden hier in der Bank, der einen solchen Kredit autorisieren kann, vor allem angesichts der Gewinne, die Sie kurzfristig bereits mit uns erzielt haben und langfristig noch erzielen werden.«

»Ich werde es versuchen«, erwiderte Roger wenig zuversichtlich. »Ich lege die

Anfrage meinen Vorgesetzten vor.«

»Sprechen Sie auch eine Empfehlung aus?«, wollte Angela wissen.

»Ich werde empfehlen, die Anfrage zu prüfen«, sagte Roger und drückte sich so um eine Antwort.

»Danke«, sagte Angela. Sie erhob sich, brachte ein schiefes Lächeln zustande und reichte Roger über seinen makellosen Schreibtisch hinweg die Hand. In diesem Augenblick registrierte sie, dass das Foto in dem einsamen Rahmen auf seinem Schreibtisch nur ein junges Mädchen zeigte. Keine Frau, keine Familie.

»Allerdings müssen Sie auch wissen, dass es, selbst dann, wenn der Kredit genehmigt würde, bestimmt mehrere Wochen dauern würde, bis das Geld tatsächlich ausgezahlt würde. Es tut mir leid, Angela. Bitte nehmen Sie es nicht persönlich. Wenn es meine Entscheidung wäre, ich würde sofort zusagen.«

Angela ging zur Tür. Fünf Minuten später stand sie auf der Straße und versuchte, ein Taxi in Richtung Downtown zu bekommen. Der Besuch bei der Bank war genau so gelaufen, wie sie erwartet hatte, trotzdem war sie enttäuscht. Aber wenigstens hatte der Termin bei Roger in einer herzlichen Atmosphäre stattgefunden. Das war bei ihrer zweiten Verabredung an diesem Vormittag nicht zu erwarten – herzlich waren die Treffen mit ihrem Exmann Michael Calabrese eigentlich nie. So sehr Angela ihre Tochter auch liebte und wertschätzte, so bedauerte sie doch oftmals, dass sie wegen des Kindes ständig Kontakt zu einem Mann halten musste, den sie am liebsten niemals kennengelernt, geschweige denn geheiratet hätte. Natürlich hatte sie selbst das Ganze noch dadurch verschlimmert, dass sie ihn – wider besseres Wissen – in den Anfangstagen von Angels Healthcare zum Kapitalmakler ihres frisch gegründeten Unternehmens gemacht hatte.

Ihre Zusammenarbeit war keineswegs das Resultat gründlicher Überlegungen gewesen. Da das gemeinsame Sorgerecht auch regelmäßigen Kontakt erforderlich machte, hatte Michael die Gelegenheit benutzt, Angela über ihre Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrem Wirtschaftsstudium auszufragen. Michael war zwar seit seinem Bachelor-Abschluss an der Columbia, wo er Angela kennengelernt hatte, in der Kreditsicherungsabteilung des Finanzdienstleisters Morgan Stanley tätig, hatte aber nie einen weiterführenden Abschluss gemacht. Seine Neugier in Bezug auf Angelas Studium und ihren MBA-Abschluss war eine Mischung aus wirklichem Interesse und einer Art Eifersucht. Wie ihr Vater, so hatte auch Michael Angelas medizinischen Dokortitel als Herausforderung empfunden, besonders, wenn seine Freunde ihn damit aufzogen, dass sie wohl das Hirn und er die Muskeln habe. Obwohl

die Scheidung damals bereits vollzogen war, hatte sie mit ihrem Master of Business Administration – also dem Gebiet, auf dem er sich für den Fachmann hielt – seine Verunsicherung angesichts ihres akademischen Erfolges zu neuem Leben erweckt. Ihre Diskussionen hatten unweigerlich zu beiderseitiger Verärgerung geführt, bis Angela ihm einmal eine Geschäftsidee präsentiert hatte, die sie im Rahmen eines ihrer Seminare ausgearbeitet hatte. Danach war Michael so beeindruckt gewesen, dass er sie ausdrücklich dazu ermutigt hatte, ihre Idee in die Tat umzusetzen. Er sagte, er könne ihr über seine »exklusiven« Klienten das Startkapital besorgen. Er hatte ihr nie verraten, was unter »exklusiven Klienten« zu verstehen war, aber Angela hatte allen Anlass, zu glauben, dass er nicht nur große Töne spuckte. Michael hatte damals schon nicht mehr bei Morgan Stanley gearbeitet, sondern eine eigene, kleine und edle Kapitalvermittlungsagentur gegründet. In dieser Eigenschaft kooperierte er bei diversen Börsengängen eng mit seinem früheren Arbeitgeber Morgan Stanley und verdiente sehr gut daran.

Durch Michaels Drängen ermutigt, hatte Angela mit etlichen ihrer Professoren gesprochen, die von ihrem Entwurf ebenfalls fasziniert waren, und hatte ihre Kontakte zur Gründung von Angels Healthcare genutzt. Michael hielt sein Wort und beschaffte bei seinen Klienten einen Teil des Startkapitals. Er war es auch, der schließlich den so wichtigen Großinvestor – ein Konsortium, bestehend aus eben diesen Klienten – aufgetrieben hatte, der alles in allem fünfzehn Millionen zuzüglich des vor Kurzem gewährten Überbrückungskredits, rückzahlbar in Aktien nach eigenem Ermessen, zur Verfügung gestellt hatte. Der eigentliche Erfolg jedoch war Angela zu verdanken, die den Rest des Startkapitals beschafft hatte. Während ihres Wirtschaftsstudiums hatte sie nebenbei in der Universitätsklinik gearbeitet und dabei – ganz die geborene Unternehmerin – eine ganze Reihe investitionswilliger Ärzte zusammengetrommelt, die wiederum bei anderen Kollegen Interesse für das Projekt wecken konnten, die wiederum noch mehr Ärzte aus anderen Einrichtungen ansprachen. So war eine regelrechte Lawine entstanden. Aber all diese Ärzte investierten nicht nur ihr Geld, sie beschafften den Kliniken nach der Fertigstellung auch scharenweise Patienten, und das war der entscheidende Faktor dieser Geschäftsidee und der Schlüssel für den Erfolg des Unternehmens.

Angela stieg aus dem Taxi und stand vor einem großen Bürogebäude aus Marmor und Glas, unweit der Stelle, wo einst die Türme des World Trade Center gestanden hatten. Michael teilte sich mit etlichen anderen unabhängigen Finanzmaklern ein größeres Büro. Sie verfügten alle über ihre privaten Büroräume, teilten sich aber die

gemeinsam genutzten Räume und die Sekretärinnen. Diese Regelung brachte allen Vorteile, da sich keiner von ihnen alleine diese Gegend oder eine komplette Einrichtung hätte leisten können.

Aus Michaels Büro hatte man einen beeindruckenden Blick auf den Hudson und die Freiheitsstatue auf ihrer briefmarkengroßen Insel mitten im Fluss. Am anderen Ufer waren schemenhaft die Wohntürme von New Jersey zu erkennen.

Michaels Tür stand offen, und da die gemeinsame Sekretärin ein beträchtliches Stück weit entfernt war, trat Angela einfach ein. Ihr Ex telefonierte gerade, hatte sich in seinem Schreibtischsessel zurückgelehnt und die gekreuzten Beine auf die Ecke seines Schreibtisches gelegt. Das Jackett über die Rückenlehne gehängt, die Krawatte gelockert und den obersten Hemdknopf aufgeknöpft, so bot er ein Bild legerer Lässigkeit. Ohne sein Gespräch zu unterbrechen, bedeutete er Angela, sie möge auf dem Sofa Platz nehmen.

Angela nahm den Mantel ab, legte ihn über die Sofalehne, stellte ihren Aktenkoffer auf den Boden und setzte sich. Auf dem Kaffeetischchen direkt vor ihr lagen die üblichen Insignien der Männlichkeit, darunter auch eine Karaffe mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit, etliche altmodische, geschliffene Kristallgläser sowie ein polierter Mahagoni-Humidor mit einem bündig eingelassenen Luftfeuchtigkeitsmesser. An der Wand hing ein Flachbildschirm, über dessen unteren Rand Börsenkurse wanderten, während darüber stumme Köpfe ihre Münder bewegten.

Allein der Anblick ihres ehemaligen Gatten ließ ihr das Herz schneller schlagen, allerdings bestimmt nicht, weil sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Obwohl sie zugeben musste, dass er mit seinem grobkantigen, rechteckigen Gesicht und den anthrazitfarbenen, zurückgegelten Haaren eine gewisse, irgendwie düstere Attraktivität ausstrahlte. Mit der einen Hand hielt er das Telefon, während er mit der anderen wild in der Gegend herumgestikulierte. Offensichtlich versuchte er, irgendjemanden von irgendetwas zu überzeugen.

Angela und er hatten sich während des Studiums an der Columbia University kennengelernt, als sie noch im Vorstudium und er bereits im Hauptstudium war, er hatte ihr Herz im Sturm erobert. Sie hatte geglaubt, dass er genau der Mann war, nach dem sie sich immer gesehnt hatte. Er war ohne Zweifel maskulin, ein guter Student, irgendwie auch rebellisch, direkt, machte einen ehrlichen Eindruck, war beliebt bei und loyal gegenüber seinen Freunden, den alten genauso wie den neuen, war leidenschaftlich und freimütig in Bezug darauf, wie sehr er sich zu ihr hingezogen fühlte, bewies mit kleinen Gesten wie Blumensträußen zu besonderen Gelegenheiten

seinen Hang zur Romantik und hatte – was ihr besonders wichtig war – keine Angst davor, seine Gefühle zu zeigen. Kurz gesagt, er war das genaue Gegenteil ihres Vaters, und das war ein Persönlichkeitsprofil, das Angela von jedem potenziellen Kandidaten für eine längere Beziehung erwartete. Sogar seine Herkunft aus dem Arbeitermilieu und seine Treue gegenüber seinen Freunden aus der Highschool, von denen nur wenige das College besucht hatten, wusste sie zu schätzen. Daraus schloss sie auf sein positives Wertesystem. Der einzige kleine Kratzer in ihrem Bild von Michael entstand, als er ihr eines Abends erzählte, dass sein dominanter Vater in seinem übersteigerten Ehrgeiz, seine beiden Söhne an einer Eliteuniversität unterzubringen, alles andere als zurückhaltend mit dem Gürtel umgegangen sei. Aber da dieses Verfahren zwar nicht bei Michaels älterem Bruder, jedoch bei Michael selbst Erfolg gezeigt hatte, ignorierte Angela das alte Sprichwort: »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.« Das war ein Fehler. Der prophetische Charakter dieser Worte sollte sich bald schon aufs Abscheulichste herausstellen.

»Also gut, also gut!«, sagte Michael schließlich und schlug mit seiner freien Hand ein paar Luftlöcher, als wollte er ein lästiges Insekt verscheuchen. »Ich erwarte Ihren Anruf!« Er brachte den Telefonhörer knapp zehn Zentimeter über der Gabel in Position und ließ ihn fallen. »Gott, manche Leute sind *solche* Arschlöcher!«

Angela hielt klugerweise den Mund.

»Also dann«, sagte Michael anschließend und erhob sich zu seiner vollen Größe von einem Meter neunzig. »Was gibt's?« Er kam um seinen Schreibtisch herum, schnappte sich einen Stuhl, beförderte ihn mit Schwung an den Kaffeetisch hinüber und setzte sich rittlings darauf. Die gekreuzten Arme auf die Stuhllehne gelegt, musterte er Angela mit einem spöttisch-herausfordernden Lächeln, das bedauerlicherweise so viele ungute Erinnerungen in Angela hervorrief, dass sie ihren ursprünglichen Plan, nämlich das Gespräch strikt auf die verzweifelte finanzielle Situation ihres Unternehmens zu beschränken und anschließend sofort zu gehen, spontan änderte. Stattdessen sagte sie: »Zunächst einmal sollten wir ein paar kleinere Dinge besprechen.«

»Okay. Was stellst du dir unter kleineren Dingen vor?«

»Wie, um alles in der Welt, kannst du unserer zehnjährigen Tochter erlauben, sich den Bauchnabel piercen zu lassen, ohne vorher mit mir Rücksprache zu halten?«

»Die Kleine möchte es gerne. Warum nicht?«

»Und das reicht als Begründung aus?«, hakte Angela nach, ohne ihr ungläubiges Staunen zu verbergen. »Dass sie es gerne möchte?«

»Sie hat gesagt, alle ihre Freundinnen hätten eins.«

»Und du hast ihr geglaubt?«

»Wieso denn nicht? Ist doch grade im Trend.«

Angela wusste instinktiv, dass jede Fortsetzung dieses Gesprächs reine Zeitverschwendung wäre. Michael war nie ein guter Vater gewesen – so wenig wie ein guter Ehemann. Erst nach ihrer Heirat hatte Angela erfahren, dass Michael eine sehr traditionelle Vorstellung in Bezug auf die eheliche Rollenverteilung besaß. Seine Rolle bestand darin, von der Arbeit nach Hause zu kommen, sich vor den Fernseher zu setzen und seine Familie mit neuesten Meldungen insbesondere aus der Welt des Sports zu versorgen. Aber nur an den Abenden, an denen er sich nicht zu angeblichen Geschäftsessen mit seinen Freunden im südlichen Manhattan treffen musste. Vorbei war es mit den romantischen Gesten und den Komplimenten. Angela wurde schwanger und fand sich mit ihrer scheiternden Beziehung ab, begleitet von der vagen Hoffnung, dass die Geburt ihres vermeintlich so lang ersehnten Kindes Michael wieder zu dem Menschen machen würde, der er während der Werbungsphase gewesen war. Doch nach Michelles Ankunft war Angelas Leben nur noch schwieriger geworden, weil sie verzweifelt versuchen musste, ihre Facharztausbildung zur Internistin und die täglichen Zwänge als Mutter eines Neugeborenen unter einen Hut zu bringen. Abgesehen von einigen wenigen, äußerst oberflächlichen Hilfeleistungen hatte Michael sich glatt verweigert. Er prahlte sogar öffentlich damit, dass er kein einziges Mal Michelles Windeln gewechselt hatte. Solche Aufgaben waren schlichtweg unter der Würde eines jungen, wilden und rasant aufsteigenden Investmentbankers.

»Hör zu«, sagte Angela und versuchte dabei so ruhig wie möglich zu bleiben. »Lass uns nicht darüber streiten, aber ich kann dir versichern, dass nicht alle ihre Freundinnen eines haben, und dann wäre da ja noch das Infektionsrisiko.«

»Es besteht ein Infektionsrisiko?«

»Oh ja, in der Tat! Der entscheidende Punkt aber ist der: Wenn die Rede wieder einmal auf ein ähnliches Thema kommen sollte und du dir auch nur ansatzweise vorstellen kannst, dass ich dazu eine eigene Meinung haben könnte, dann sollst du mit mir reden, bevor du irgendetwas entscheidest.«

»Na gut«, sagte Michael und verdrehte die Augen. »Okay, jetzt hast du also deine Meinung zu dieser Piercing-Geschichte klargemacht. Sonst noch was? Das klang vorhin so, als hättest du noch mehr auf Lager.«

»So ist es«, erwiderte Angela und suchte nach Worten. »Ich möchte hiermit ganz unmissverständlich deutlich machen, dass es absolut inakzeptabel ist, wenn du

Michelle erzählst, dass unsere Scheidung allein meine Schuld ist. Es ist absolut nicht in Ordnung, ein Problem zwischen uns beiden dazu zu benutzen, Michelle auf deine Seite zu ziehen. Das muss sofort aufhören.«

»He, ich war doch nicht derjenige, der die Scheidung eingereicht hat«, erwiderte Michael. »Ich wollte nicht geschieden werden.«

»Wer die Scheidung einreicht, ist keineswegs automatisch auch dafür verantwortlich«, zischte Angela zurück. »Der einzige Grund für unsere Scheidung war dein Verhalten.«

»Also gut, ich war betrunken und habe dich geschlagen. Ich habe mich dafür entschuldigt. Bist du vielleicht perfekt?«

»Ich habe keine Affären gehabt. Und du hast dich mehr als einmal betrunken und mich dann geschlagen.«

»Ich hatte keine Affären. Ich habe lediglich Dampf abgelassen. Das machen viele Typen so, vor allem im Sommer, wenn ihre Frauen sich in die Hamptons zurückziehen. Das hat nichts zu bedeuten. Man trinkt und hat ein bisschen Spaß dabei.«

»Wir leben in vollkommen unterschiedlichen Welten«, sagte Angela. »Aber ich bin nicht hierhergekommen, um mit dir zu streiten. Unsere Vergangenheit ist Vergangenheit, einmal abgesehen von Michelle und Angels Healthcare. Also bitte, um Michelles willen, sprich nicht über die Frage, wer die Schuld an unserer Scheidung trägt. Du kannst deine persönliche Meinung haben und ich meine. Aber bring das Kind nicht durcheinander, indem du mit dem Finger auf mich zeigst. Ich sage ihr immer nur, dass es eben nicht funktioniert hat. Ich versuche nicht auf ihre Beziehung zu dir irgendwie Einfluss zu nehmen. Was zwischen euch geschieht, geht nur dich und sie etwas an.«

»Also gut«, wiederholte Michael und verdrehte noch einmal die Augen. Letztendlich war es ihm sowieso egal. Aus seiner Sicht führte er heute ein sehr viel angenehmeres Leben als während seiner Ehe. Aber damals hatte es ihn gewurmt, dass Angela die Stirn hatte, einen Scheidungsantrag zu stellen und ihn bloßzustellen. Damit hatte er niemals gerechnet. Von den anderen Typen war keiner geschieden. Verdammt noch mal, manche hatten sogar eine feste Freundin, mit der sie sich in der Öffentlichkeit sehen ließen.

»Aber worüber wir wirklich reden müssen, das ist Angels Healthcare«, sagte Angela.

»Ich hoffe bloß, du willst mir nicht erzählen, dass dieser Buchhalter das verdammte Acht-K abgeschickt hat.«

»Nein, darum geht es nicht«, sagte Angela und schüttelte den Kopf. »Ich habe ihn heute noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Ich war auch nur kurz im Büro, dann musste ich zur Bank, und danach bin ich hierhergekommen. Aber warum fragst du mich, ob er es abgeschickt hat? Du hast mir doch zugesichert, dass du jemanden kennst, der mit Paul Yang spricht und dass es diesbezüglich keine Probleme mehr geben würde.«

»Stimmt«, erwiderte Michael nur. »Und worüber willst du jetzt mit mir sprechen?«

»Ich brauche unbedingt noch mehr Geld. Wenn ich nichts mehr auftreiben kann, dann schaffen wir es mit den momentanen Umsätzen womöglich nicht bis zum Börsengang. Du musst uns helfen!«

»Das ist nicht dein Ernst!«

»Das ist mein voller Ernst!«

»Was, zum Teufel, ist denn mit der Viertelmillion passiert, die ich dir vor einem Monat besorgt habe?«

»Das ist mehr als einen Monat her.«

»Ihr jagt das Geld ja in einem Höllentempo durch den Schornstein.«

»Es ist noch nicht alles weg, aber du hast recht: Es wird wahnsinnig schnell weniger. Einen großen Teil mussten wir an unsere Zulieferer abgeben. Aber die eigentliche Herausforderung besteht darin, mit minimalen Umsätzen drei Kliniken am Laufen zu halten.«

»Als du das letzte Mal hier warst, da hast du mir erzählt, dass ihr irgendwelche Schwierigkeiten mit einer Infektion habt, die aber bald überwunden sei. Du hast gesagt, dass die Umsätze schon in Kürze wieder steigen würden.«

»Das hat sich nicht bewahrheitet.«

»Wieso nicht, verdammt noch mal?«, wollte Michael wissen.

»Als ich das letzte Mal hier war, da waren unsere Operationssäle geschlossen. Abgesehen von den dadurch entstandenen Verlusten hat uns die Bekämpfung dieser Infektion viermal mehr gekostet als erwartet. Aber jetzt geht es aufwärts. Die Operationssäle sind wieder in Betrieb, stehen aber noch relativ oft leer. Von ein paar Unerschütterlichen einmal abgesehen, sind unsere Belegärzte immer noch ziemlich verunsichert. Das wird sich zwar schnell wieder ändern, aber eben nicht schnell genug.«

Michael fuhr sich nervös mit der Hand über die Stirn und ließ den Blick nach draußen über den friedlich daliegenden Hudson River gleiten.

Angela betrachtete ihn und kannte ihn gut genug, um echte Besorgnis zu erkennen.

Was er da zu hören bekam, schmeckte ihm überhaupt nicht. Als sie ihm vor einem Monat ihr Leid geklagt hatte, da war er ziemlich ungehalten gewesen, jetzt war seine Verärgerung noch deutlich größer. Er hatte nicht nur eine Menge Geld seiner Klienten auf Angels Healthcare gesetzt, sondern auch einen großen Batzen seines eigenen Vermögens, ganz zu schweigen von seinen beruflichen Kontakten zu Morgan Stanley, die er als Emissionsbank für den Börsengang gewonnen hatte.

Jetzt wandte Michael sich wieder Angela zu. Er leckte sich nervös die Lippen. »Um wie viel Geld geht es denn?«

»Mein Finanzdirektor sagt, mit zweihunderttausend könnten wir leben.«

»Ach, du Scheiße!«, rief Michael, sprang von seinem Stuhl auf und fing an, auf und ab zu gehen. »Sag, dass das ein Witz ist.« Er blieb ruckartig stehen und starrte Angela erwartungsvoll an. »Los, sag es. Du willst mich reinlegen. Das ist irgend so ein psychologischer Trick.«

»Ich will dich nicht reinlegen. Die Situation ist viel zu ernst, um Witze zu machen oder Spielchen zu spielen.«

»Was, zum Teufel, stellt dein beknackter Finanzdirektor eigentlich mit der ganzen Kohle an?«

»Michael, drei Kliniken zu betreiben ist teuer. Du kennst unsere Bücher. Allein die Gehälter sind eine riesige Belastung, und die Kosten laufen weiter, auch ohne Umsätze. Die Augen- und die Herzklirik laufen wenigstens noch auf Sparflamme weiter, aber die Orthopädie hat so gut wie gar keine Umsätze mehr. Wir haben ein paar Leute entlassen, aber wir müssen vorsichtig sein – schließlich wollen wir niemanden auf unseren Liquiditätsengpass aufmerksam machen. Viele Führungskräfte verzichten seit Monaten auf ihr Gehalt.«

»Ich kriege so langsam ein ganz schlechtes Gefühl. Gestern rufst du mich wegen diesem Buchhalter an. Heute tauchst du hier auf und willst, dass ich noch mal zweihundert Riesen auftreibe! Was soll's denn morgen sein?«

»Moment mal!«, sagte Angela. »Du hast doch von dir aus deine Hilfe angeboten, als vor einer Woche das Problem mit dem Buchhalter aufgetaucht ist. Du hast gesagt, dass du Leute kennst, die ihn davon überzeugen könnten, dass das Acht-K nicht eingereicht werden muss.«

Nach einer kurzen Unterbrechung fuhr Angela fort: »Wir brauchen das Geld nur für drei Wochen, höchstens. Dann schwimmt Angels Healthcare im Geld, und das trotz dieser obszönen Summe, die wir an Morgan Stanley abtreten müssen.«

»Was gibt es denn an Morgan Stanleys Anteil auszusetzen? Sie sind schließlich das

höchste Risiko von allen eingegangen, nach allem, was du erzählst, ist es sogar noch größer als gedacht.«

»Sprich noch einmal mit deinen Klienten. Biete ihnen alles an, was du willst. Ich hab's schon bei der Bank probiert und habe Roger angefleht, aber da bin ich auf Granit gestoßen.«

»Ich kann nicht noch einmal mit meinem Klienten sprechen«, sagte Michael, und sein Tonfall machte klar, dass er nicht bereit war, darüber zu diskutieren.

»Mit deinem Klienten? Ich dachte, es wären mehrere?«, hakte Angela nach. Sie war verwirrt. Er hatte immer nur von *Klienten* gesprochen, hatte sogar den Begriff *Syndikat* benutzt. Da war sie sich sicher.

»In Wirklichkeit ist es nur einer«, gab Michael zögerlich zu.

»Wieso kannst du nicht noch einmal mit ihm sprechen? Er besitzt doch so viele Aktien und Optionsscheine, dass er bestimmt keinen Ausfall der zu erwartenden, großzügigen Ausschüttung riskieren will.«

»So habe ich schon argumentiert, als ich ihn wegen der Viertelmillion angepumpt habe.«

»Dann sag ihm das Gleiche noch mal. Er ist ein kluger Mann, nehme ich an. Richte ihm wortwörtlich aus, was ich dir gesagt habe, nämlich dass alle Operationssäle in Betrieb sind.«

»Es ist wirklich ein kluger Mann, vor allem, was das Finanzielle angeht. Wenn ich ihn jetzt noch einmal anspreche, dann nimmt er an, dass wir in einer verzweifelten Lage stecken.«

»Wir *sind* in einer verzweifelten Lage.«

»Mag ja sein, aber das ist keine gute Verhandlungsposition. Es könnte sein, dass er als Gegenleistung eine Mehrheitsbeteiligung haben will.«

Jetzt war Angela diejenige, die zum Fenster hinaus auf den Fluss starrte. Die Vorstellung, nach all ihren Anstrengungen die Kontrolle über ihr eigenes Unternehmen zu verlieren, klang wie ein Fluch. Aber welche Wahl hatte sie sonst? Sie dachte kurz daran, wieder als praktische Ärztin zu arbeiten und ihr Leben als Unternehmerin aufzugeben. Aber nur kurz. Sie war Realistin genug und wusste, dass sie auf die Freiheiten, die ihr momentaner Lebensstil ihr ermöglichte – oder ihr zumindest vor diesem Liquiditätsengpass ermöglicht hatte –, nicht mehr verzichten konnte.

Unwillkürlich musste sie an die katastrophalen Erfahrungen, die sie mit ihrer Hausarztpraxis gemacht hatte, und an das gegenwärtige Vergütungssystem im Gesundheitswesen denken, auf das sie nicht den geringsten Einfluss hatte. Und

außerdem, so sagte sie sich, war sie auf jeden Fall beharrlich. Sie würde nicht aufgeben, nicht jetzt, wo sie noch fünfzig Meter vom Ziel eines Zehntausend-Meter-Laufs entfernt war.

»Lass mich selbst mit deinem Klienten reden.« Angela unterbrach die Stille. Jetzt galt ihre ganze Aufmerksamkeit wieder Michael, der zurückgelehnt auf seinem Schreibtischsessel saß. An seinem Haaransatz hatten sich ein paar Schweißperlen gebildet.

»Oh, na klar, sicher!«, erwiderte Michael ironisch, als ob das der lächerlichste Vorschlag überhaupt sei.

»Warum nicht? Dann könnte er sich mit den Fragen, die er möglicherweise hat, direkt an mich wenden. Ich könnte ihn beschwichtigen. Mittlerweile habe ich eine Menge Erfahrung im Umgang mit Investoren.«

»Mein Klient hat unmissverständlich deutlich gemacht, dass er ausschließlich mit mir über Geldanlagen sprechen will.«

»Ach, nun komm schon, Michael. Ich will dir doch deinen Klienten nicht wegnehmen. Jetzt werd doch nicht gleich paranoid.«

»Nicht ich bin paranoid, sondern er. Nur, um dir klarzumachen, wie das Ganze abläuft: Er hat als Puffer zwischen seiner Person und Angels Healthcare sowie anderen geschäftlichen Aktivitäten mehrere Kapitalgesellschaften eingeschaltet.«

»Warum diese Geheimniskrämerei? Gibt es da vielleicht etwas, was du mir nicht verraten willst?«

»Ich befolge lediglich seine Anweisungen.«

»Ist er dein wichtigster Klient?«

»Sagen wir mal, er spielt eine bedeutende Rolle. Genaueres kann ich nicht sagen.«

Angela sah ihren Ex scharf an. Diese Heimlichtuerei verstärkte ihr ungutes Gefühl. Sie wusste zwar nicht, warum, aber es war offensichtlich, dass Michael nicht die Absicht hatte, sie einzuweihen. Also bohrte sie nicht weiter nach, sondern sagte: »Warum fragst du dann nicht bei deinen anderen Klienten nach? Verschaff einem von ihnen ein gutes Geschäft.«

»Dafür ist die Zeit zu knapp. Ich wüsste nicht, wen ich jetzt noch ansprechen könnte.«

»Was ist mir dir? Ich habe schon alle meine Reserven ausgeschöpft.«

»Ich auch.«

»Und dein Privatflugzeug?«

»Ist bis zum Anschlag mit Hypotheken belastet. Verdammt noch mal, es ist sowieso

die ganze Zeit an irgendwelche anderen Leute verchartert.«

Angela warf die Hände in die Luft und erhob sich. »Tja, dann gibt es wohl nichts, was ich noch tun oder sagen könnte. Ich fürchte, unser aller Schicksal liegt in deinen Händen, Michael. Du bist unser Kapitalmakler, in guten wie in schlechten Zeiten.«

Michael stieß vernehmlich den Atem aus. »Vielleicht kann ich ja noch irgendwo fünfzig Riesen auftreiben«, meinte er dann zögerlich. Nach all den Zusagen, die er verschiedenen Leuten gemacht hatte, war ihm klar, dass er mächtige Schwierigkeiten bekommen würde, falls aus dem Börsengang nichts wurde, und zwar nicht nur in finanzieller Hinsicht.

»Das wäre schon mal ein Anfang«, sagte Angela. »Ich kann nichts garantieren, aber wir würden uns sehr darüber freuen. Was erwartest du als Gegenleistung?«

»Zwölf Prozent Zinsen oder aber Vorzugsaktien im Wert von hunderttausend Dollar.«

»Großer Gott!«, murmelte Angela und fügte dann in normaler Lautstärke hinzu: »Ich sage Bob Frampton, er soll dich anrufen, sobald ich im Büro zurück bin. Wann können wir das Geld haben?«

»Morgen oder so«, erwiderte Michael abwesend. Er war schon dabei, zu überlegen, wie er das Geld zusammenkratzen konnte. Als er Angela gesagt hatte, dass seine privaten Mittel erschöpft seien, hatte er nicht gelogen, aber für den äußersten Notfall hatte er noch ein paar Gold-Termingeschäfte zurückgehalten. Das hier, so dachte er, könnte dieser Notfall sein.

»Falls du noch eine gute Idee hast – ich gehe jetzt ins Büro und versuche, ein paar Brandherde zu löschen«, sagte Angela, während sie ihren Mantel und ihren Aktenkoffer nahm. Bevor sie zur Tür hinausging, blickte sie noch einmal zu Michael zurück. Er starrte bereits wieder zum Fenster hinaus.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl überkam sie der unbestimmte Gedanke, dass Michael selbst sein ärgster Gegner war. Und sie musste an das alte Sprichwort denken, dass ein Mensch zwar seine Heimat, oder in diesem Fall sein Wohnviertel, verlassen kann, die Heimat aber niemals den Menschen verlässt. Das galt besonders angesichts der Tatsache, dass Michael nach der Scheidung wieder in seine alte Gegend zurückgezogen war. Seine Lebensgeschichte erinnerte Angela an eine griechische Tragödie. Michael war ein schlauer, gebildeter, gut aussehender und oft charmanter Mann, der das Zeug hatte, in vielen Bereichen erfolgreich zu sein, und doch besaß er eine tragische Schwäche: Er war ein Gefangener seiner Vergangenheit, aus der er, ohne es zu wollen, unauslöschliche und letztendlich schädliche Bindungen,

Geisteshaltungen und Wertvorstellungen übernommen hatte.

Während sie über Michael nachdachte, musste Angela unwillkürlich auch für einen kurzen Augenblick an sich selbst denken. Sie war Realistin, ihr war klar, dass auch sie einiges an emotionalem Ballast aus der Vergangenheit mit sich herumschleppte, und dass ihr momentanes Leben alles andere als heiter und gelassen war. Als sie den Fahrstuhl betrat, fragte sie sich, ob auch sie eine tragische Schwäche besaß, mit der sich erklären ließ, wie aus einer äußerst idealistischen Medizinstudentin im ersten Semester die Frau hatte werden können, die sie heute war: Eine Frau, die einen Mann, den sie zutiefst verachtete, um Geld anbettelte, um damit ein aufstrebendes Finanzimperium zu stützen.

Kapitel 4

3. April 2007, 11.25 Uhr

Laurie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal so aufgeregt gewesen war. Mit hastigen Schritten verließ sie nach dem Gespräch mit Paul Plodget und Edward Gonzalez deren Büro. Sie hatte schon wieder einen Volltreffer gelandet. Der erste war ihr vor einer halben Stunde bei George Fontworth gelungen, der schon fast so lange Gerichtsmediziner am OCME war wie Arnold und Kevin. Er hatte ihr von vier MRSA-Fällen berichtet, die er in den letzten drei Monaten bearbeitet hatte. Jetzt hatte sie erfahren, dass Paul in diesem Zeitraum ebenfalls vier MRSA-Fälle hatte und Edward einen. Zwar stammte einer von Pauls Fällen aus dem Manhattan General – der tragische Fall eines vollkommen gesunden fünfjährigen Mädchens, bei dem aus einer verbrennungsartigen Wunde, die es sich auf dem Spielplatz zugezogen hatte, eine fulminante nekrotisierende Pneumonie geworden war –, aber alle anderen kamen aus einer der Angels-Healthcare – Kliniken. Zunächst war Jonathan Wilkinson einer nekrotisierenden Pneumonie zum Opfer gefallen, nachdem er einen dreifachen Herzbybypass bekommen hatte. Dann hatte Judith Astor nach einer Gesichtsstraffung durch eine Art Toxisches Schock-Syndrom den Tod gefunden, und der Dritte war Gordon Stanek, der nach einer Operation an der Muskelsehnenkappe seines Schultergelenks ebenfalls an nekrotisierender Pneumonie erkrankt und verstorben war. Edwards Fall war Leroy Robinson, der an einem offenen Bruch des Handgelenks operiert worden war und sich anschließend eine nekrotisierende Pneumonie zugezogen hatte.

Laurie stürmte im Laufschrift in ihr Büro, so schnell, dass sie auf dem stark gewachsenen Vinylboden kurz ins Rutschen kam. Sie setzte sich, zog den Stuhl dicht an ihren Schreibtisch und griff nach ihrer schnell wachsenden Tabelle, um Pauls und Edwards Fälle einzutragen.

»Kannst du mich beim nächsten Mal vielleicht vorher daran erinnern, dass ich nie wieder einen Fall zusammen mit unserem geliebten Chef bearbeiten wollte?«, sagte Riva und drehte sich zu Laurie um. Das war ein weit verbreiteter Scherz im OCME, wenn jemand gezwungen war, mit Bingham zu obduzieren. Riva war zwischen zwei Obduktionen schnell ins Büro gekommen, um ein paar Telefonate zu erledigen. Sie

musterte Laurie, die sich gewissenhaft an ihre Arbeit gemacht hatte, und fragte sich, wieso ihre Kollegin ihr nicht einmal »Guten Tag« gesagt hatte. Das sah ihr eigentlich gar nicht ähnlich.

»He!«, rief Riva, nachdem etliche Minuten verstrichen waren. »Was machst du denn da?«

Lauries Kopf schnellte nach oben. Sie bemerkte ihren Fauxpas und entschuldigte sich. »Ich bin da auf etwas ziemlich Ungewöhnliches gestoßen.«

»Was denn?« Leises Misstrauen schwang in Rivas Stimme mit. Sie kannte Laurie als leidenschaftlichen Menschen, der seine Arbeit liebte und sich immer wieder mit großer Begeisterung auf besonders problematische Fälle stürzte. Manchmal war diese Begeisterung angemessen und manchmal nicht.

»Eine kleine Epidemie mit nosokomialen MRSA-Infektionen, die weitgehend unerkannt geblieben ist.«

»Also, weitgehend unerkannt würde ich nicht sagen«, erwiderte Riva. »Das gibt es doch seit einem Jahrzehnt oder sogar noch länger, nicht nur hier bei uns, sondern in vielen andere Ländern. Hat das nicht in Großbritannien angefangen?«

»Dann drücke ich es mal anders aus. Innerhalb der letzten ungefähr dreieinhalb Monate sind in drei Krankenhäusern des Klinikunternehmens Angels Healthcare eine ganze Anzahl schwerer MRSA-Erkrankungen mit fulminantem Verlauf aufgetreten. Die Patienten sind allesamt gestorben.«

»Nur in diesen drei Kliniken?«

»Nur dort. Bis auf einen Fall, von dem ich erst vor fünf Minuten erfahren habe und der sich im Manhattan General abgespielt hat, stammen alle aus diesen drei Kliniken.«

»Um wie viele Fälle geht es denn?«

Laurie betrachtete sich ihre stetig wachsende Tabelle und zählte. »Bis jetzt einundzwanzig, aber ich muss noch mit Chet, unserem stellvertretenden Chef und eigentlich auch noch mit Jack sprechen.«

»Geht es dabei um diesen neueren, nicht im Krankenhaus erworbenen CA-MRSA-Stamm in Verbindung mit nekrotisierenden Pneumonien?«

»In den meisten Fällen, ja«, antwortete Laurie. »In einigen anderen Fällen wird ein Toxisches Schock-Syndrom beschrieben. Das sind die Fälle mit einer großflächigen Lungenentzündung, ausgelöst durch die bakteriellen Toxine und die übermäßige Ausschüttung von Zytokin des Verstorbenen, während der eigentliche Infektionsherd sich an einer anderen Stelle befindet. Und was den Bakterienstamm angeht: In den Fällen, bei denen ich die Fallakten eingesehen habe, war es eine CA-MRSA. Das

Problem ist, dass ich bisher nur wenige einsehen konnte.«

»Wenn das so ist, dann hast du jetzt keine einundzwanzig, sondern dreiundzwanzig Fälle.«

»Wie denn das?«, fragte Laurie erstaunt. Sie wandte sich ihrer Tabelle zu und wollte noch einmal anfangen zu zählen.

»Weil ich auch zwei hatte«, erläuterte Riva. »Vor drei Monaten, nur ein, zwei Wochen auseinander.« Sie ließ ihren Bürostuhl herumwirbeln und holte ein kleines, gebundenes Notizbuch aus dem Regal oberhalb ihres Schreibtisches. Im Gegensatz zu den anderen Gerichtsmedizinern führte Riva ein handschriftliches, chronologisches Verzeichnis aller ihrer Fälle. Laurie wäre schon des Öfteren froh gewesen, wenn sie auch so etwas hätte. In dieses Verzeichnis trug Riva persönliche Beobachtungen und Eindrücke ein, die für den offiziellen Bericht ungeeignet waren. Eigentlich war es eher eine Art Tagebuch als eine bloße Zusammenfassung der jeweiligen Fälle. Riva blätterte rasch bis an die Stelle mit den betreffenden Eintragungen. Sie las sie schnell durch, dann hob sie den Blick und schaute Laurie an. »Ganz eindeutig dreiundzwanzig Fälle: Der eine im Angels Orthopedic Hospital, der andere im Angels Cosmetic Surgery and Eye Hospital.«

»Darf ich mal sehen?«, bat Laurie aufgeregt.

Riva reichte ihr das Buch und deutete auf die beiden Einträge.

Laurie las sie eilig durch. Als außergewöhnlich gründliche Pathologin hatte Riva auch den Namen der Klinik und sogar die spezifische Bezeichnung des Bakterienstammes notiert. Sie lautete in beiden Fällen: CA-MRSA, USA400, MW2, SCCmecIV, PVL.

Laurie schaute Riva an. »In den wenigen Fallakten, die ich bisher zu sehen bekommen habe, wurde das Bakterium nicht so genau spezifiziert. Gab es bei dir einen besonderen Grund dafür?«

»Ich habe eine genaue Bestimmung des Subtyps vornehmen lassen«, erläuterte Riva. »Die Pathologie der Lunge hat mich genauso beeindruckt wie dich. Also habe ich, mehr aus allgemeinem Interesse, eine isolierte Probe jedes Falls an das Institut für Infektionskrankheiten geschickt. Ich habe gelesen, dass sie dort ein MRSA-Verzeichnis angelegt haben und dafür möglichst vielen Proben suchen.«

»Weißt du eigentlich, was diese ganzen Buchstaben-Zahlen-Kombinationen bedeuten?«

»Keine Ahnung«, gestand Riva. »Wenn du noch ein Stückchen weiterliest, dann siehst du, dass ich mir fest vorgenommen hatte, das nachzuschlagen, aber leider war

auch das wieder mal nur ein guter Vorsatz, den ich nicht in die Tat umgesetzt habe.«

»Haben die beim Institut für Infektionskrankheiten sich darüber gewundert, dass es derselbe Stamm war, obwohl die Proben aus zwei unterschiedlichen Kliniken stammen?«

»Ich glaube, ich habe gar nicht erwähnt, dass zwei Kliniken betroffen waren.«

Laurie nickte, aber sie dachte an Agnes' Worte und daran, wie leicht Staphylokokken genetisches Material austauschen können. Es machte sie unruhig, dass die beiden Stämme identisch gewesen waren. Zum Glück hatte sie Cheryl gebeten, ihr einen Kontakt zu jemandem beim Institut für Infektionskrankheiten zu vermitteln, der mit MRSA zu tun hatte. So konnte sie diese Frage mit einem Spezialisten besprechen.

»Hier steht, dass du dir auch die Patientenakten aus den Kliniken besorgt hast«, sagte Laurie. »Hast du die noch?«

»Wahrscheinlich«, erwiderte Riva. »Sie sind per E-Mail gekommen. Die speichere ich normalerweise genau für solche Gelegenheiten.«

Sie wandte sich ihrem Computer zu und fing an zu tippen. Laurie griff nach ihrem eigenen Telefon und rief Cheryl Meyers an. Zum Glück war sie immer noch an ihrem Platz. Laurie entschuldigte sich zunächst für die Mühe, die sie ihr machte, und sagte ihr dann, dass sie noch eine ganze Reihe weiterer Patientenakten aus den Angels-Healthcare-Kliniken benötigte.

»Kein Problem«, meinte Cheryl. »Schicken Sie mir die entsprechenden Namen einfach per E-Mail.«

»Ich habe die Patientenakten noch«, sagte Riva, nachdem Laurie aufgelegt hatte.

Laurie stand auf und blickte Riva über die Schulter. »Fantastisch!«, rief sie. »Die kann ich wahrscheinlich auch von meinem Computer aus öffnen. Wie heißt die Datei?«

Wenige Minuten später hatte Laurie die medizinischen Daten der Patienten Longstrome und Lucente auf dem Schirm. Bisher hatte sie von keinem der während der vergangenen vier Monate hier obduzierten MRSA-Fälle eine solche Patientenakte gesehen. Arnold Besserman hatte ihr zwar sämtliches Material überlassen, das er noch hatte, aber Patientenakten waren nicht dabei.

»Tja, ich muss dann mal nach unten und mich meinem nächsten Fall widmen«, sagte Riva.

Laurie winkte ihr geistesabwesend über die Schulter hinweg zu. Sie war ganz mit dem Ausdruck der Dokumente beschäftigt.

»Hast du nicht auch noch einen zweiten Fall anstehen?«, erkundigte sich Riva.

»Ach, du Scheiße!«, sagte Laurie. Den hatte sie über ihrem stetig größer werdenden

Interesse an den MRSA-Fällen völlig vergessen. Es war ihr peinlich, dass sie Marvin so lange hatte warten lassen.

»Du bist mit deinen Gedanken doch ganz woanders«, sagte Riva. »Ich finde bestimmt jemand anderen dafür.«

»Ich mache es«, erwiderte Laurie. Einerseits hätte sie sich gerne weiter mit ihrem augenblicklichen Projekt beschäftigt, aber andererseits plagte sie das schlechte Gewissen, weil sie ihre tägliche Arbeit vernachlässigte. »Falls du Marvin siehst, dann sag ihm, dass ich mich gleich bei ihm melde.«

Mit einem abschließenden Kopfnicken war Riva verschwunden. Die Tür ließ sie offen stehen.

Laurie wandte sich wieder ihrem Computer zu und schickte mit einem letzten Mausklick das zweite Dokument an den Drucker. Da sie wusste, dass es fünf bis zehn Minuten dauern würde, bis die beiden Dokumente ausgedruckt waren, beugte sie sich noch einmal über ihre Tabelle und fügte die beiden Fälle ein, die sie von Riva bekommen hatte. Als sie damit fertig war, lehnte sie sich zurück. Es war eine ziemlich umfangreiche Liste geworden, deutlich größer jedenfalls als die beiden, die sie in der Vergangenheit angefertigt hatte. Jetzt musste sie sich überlegen, welche Daten sie eigentlich erfassen wollte. Teilweise waren sie absolut naheliegend: Alter, Geschlecht, Hautfarbe, behandelnder Arzt, Datum, behandelndes Krankenhaus, Diagnose, Art der Operation, Vorbedingungen, erbliche Vorbelastungen, Narkoseart und Staphylokokken-Typ. Dann zeichnete Laurie zusätzliche senkrechte Linien ein. Sie wusste, dass sie für Angaben wie Alter und Geschlecht weniger Platz benötigte als für Erbanlagen und die Diagnose. Als sie fertig war, versicherte sie sich, dass sie noch Platz für weitere Spalten hatte. Genau aus diesem Grund war sie froh über die Patientenakten. Wenn sie die durchgearbeitet hatte, dann würden ihr noch mehr sinnvolle Kategorien einfallen, das wusste sie.

Zufrieden mit ihren Fortschritten, sprang Laurie auf, um in den Computerraum hinunterzulaufen, doch dann prallte sie im Türrahmen mit Jack zusammen. Sie waren beide verblüfft, Laurie ein wenig mehr als Jack, sie schrie unwillkürlich auf. Jack packte Laurie an den Oberarmen und ließ dabei Patientenakten und Krücken zu Boden fallen.

»Mein Gott!«, witzelte er. »Was ist denn los, brennt es da drin vielleicht?«

Laurie legte eine Hand auf die Brust und holte ein paarmal tief Luft, bevor sie wieder sprechen konnte. »Tut mir leid«, presste sie hervor. »Ich bin ganz in Gedanken, und außerdem habe ich's eilig.«

»Ich hab schon gehört, wieso du so in Gedanken bist«, erwiderte Jack. »Am Fahrstuhl habe ich Riva getroffen. Sie hat gesagt, du seist da auf etwas besonders Interessantes gestoßen, aber mehr wollte sie nicht sagen. Was ist es denn?«

»Hast du in den letzten drei Monaten vielleicht einen MRSA-Fall mit Befall der Atmungsorgane gehabt?«

»Da musst du mir ein bisschen auf die Sprünge helfen. Abkürzungen sind nicht gerade meine Stärke, das weißt du doch.«

»Methicillinresistenter Staphylococcus aureus«, erwiderte Laurie.

»A-ha. Ist das eine Fangfrage? Dein Kreuzbandfall von heute Morgen, hatte der nicht auch MRSA?«

»Genau«, gab Laurie zu. Dann wollte sie sich bücken, um Jacks Akten und seine Krücken aufzuheben.

Jack hielt sie immer noch an den Oberarmen gepackt und bückte sich dann selbst. »Ich kann mich an keinen einzigen MRSA-Fall erinnern«, sagte er dann, während er sich aufrichtete.

»Und Chet?«

»Könnte schon sein. Ich glaube, ich habe ihn am Telefon mit der ewig lächelnden Agnes Finn über Staphylokokken sprechen hören. Aber ob es da um MRSA ging, weiß ich nicht.«

»Danke für den Hinweis. Ich werde ihn fragen.«

»Dann ist also diese MRSA schuld daran, dass du in Gedanken versunken bist und es so eilig hast?«

»Was das In-Gedanken-Sein angeht, auf jeden Fall, aber eilig habe ich's, weil ich vergessen habe, dass ich noch einen Fall obduzieren muss. Der arme Marvin wartet schon seit Stunden auf mich.«

»Das hat Riva auch erwähnt. Sie hat gesagt, sie hätte dir angeboten, dass jemand anders den Fall übernehmen könnte. Und dass du ihr Angebot abgelehnt hast, obwohl sie eigentlich das Gefühl hatte, als wäre es dir eigentlich ziemlich recht.«

Laurie stieß ein leises Lachen aus. »Das ist ja fast schon beängstigend sensibel von ihr.«

»Dann überlass ihn doch mir«, sagte Jack. »Ich bin schon fertig für heute, und nach allem, was Riva gesagt hat, müsste dein nächster Fall eine klare Sache sein. Ich meine, der Kerl ist aus dem zehnten Stock auf eine Betonfläche gestürzt, also wird es sich um ein massives stumpfes Trauma handeln.«

»Und es macht dir wirklich nichts aus?«, fragte Laurie nach. »Vielleicht solltest du

es dir noch einmal überlegen. Riva hat vorhin noch gesagt, dass es da drei unterschiedliche Parteien gibt, die in Bezug auf die Todesursache unterschiedliche Interessen haben. Also musst du auf jeden Fall bei zweien mit einer Enttäuschung rechnen, egal, was du herausfindest. Solche Fälle magst du doch eigentlich gar nicht.«

»Ich schätze, ich komme damit klar.«

»Tja, also dann nehme ich dein Angebot an. Ich habe mir bei Cheryl vorhin noch ein wichtiges Detail besorgt, das nicht in ihrem Bericht steht. Es könnte aber wichtig sein. Der Körper ist in 6,40 Metern Entfernung vom Gebäude auf dem Boden aufgeschlagen.«

»Klingt ja fast so, als müsste ich meine Schulphysikkenntnisse wieder ausgraben«, meinte Jack. »So, nachdem wir das geklärt haben: Warum beschäftigst du dich so intensiv mit diesen MRSA-Infektionen? Das ist doch nichts Neues, die Krankenhäuser haben schon länger damit zu kämpfen. Oder soll ich lieber gar nicht fragen?«

»Frag lieber nicht!«, meinte Laurie. »Erst will ich mir noch mehr Informationen besorgen. Und dann haue ich dir eine überzeugende PowerPoint-Präsentation um die Ohren.«

»Wieso habe ich plötzlich so ein komisches Gefühl, was den Sinn und Zweck dieser angeblichen Präsentation angeht?«

»Weil du Angst hast, dass ich dich damit zum Umdenken bringe.«

»Ziemlich unwahrscheinlich, Laurie! Am kommenden Donnerstag lasse ich mich am Knie operieren.«

»Wir werden ja sehen«, erwiderte Laurie zuversichtlich. »Und jetzt komm! Ich nehme auch den Fahrstuhl. Ich muss mir noch ein paar Unterlagen abholen, die ich gerade ausgedruckt habe.«

Auf dem Weg durch den Flur erkundigte sich Laurie nach Jacks letztem Fall, dem dritten Mord, an dem Lou interessiert gewesen war. Sie hatte heute Morgen mitbekommen, was Lou über die Tochter dieses Detective Sergeant und den Baseballschläger gesagt hatte.

»Das ist wirklich spannend«, sagte Jack, der die Krücken schwang, als hätte er nie etwas anderes gemacht. »Wieder mal eine Gelegenheit für unsere kriminaltechnischen Assistenten, zu glänzen. Steve Mariott hat festgestellt, dass in der ausgiebigen Blutlache auf dem Boden keine Fußabdrücke zu sehen waren. Ich meine, das allein hat noch nicht besonders viel zu besagen, aber deshalb hat er den ganzen Tatort ein bisschen gründlicher untersucht als sonst, und das war das Entscheidende. Die Stirn des Opfers war eingedrückt, und es war sogar ein wenig Gehirnmasse ausgetreten,

aber insgesamt war die Wunde nicht so konkav, wie man das nach einem Schlag mit einem Baseballschläger erwarten dürfte. Ich habe einen Gipsabdruck von der Wunde gemacht, und sie verläuft geradlinig.«

»Du meinst also, dass sie eher von einem scharfkantigen Gegenstand stammt?«, fragte Laurie, während sie den Fahrstuhl betraten.

»Ganz genau«, erwiderte Jack und nahm beide Krücken in eine Hand, damit er die UG-Taste drücken konnte. Laurie beugte sich nach vorne und drückte die Taste für das Erdgeschoss. Der OCME-Drucker stand im Computerraum des Verwaltungstraktes.

»Steve hat auf der gusseisernen Einfassung eines Kaffeetischchens aus Granit ein paar Blutspuren bemerkt. Er hat sie sogar fotografiert, genau wie den Schläger. Ich glaube, Satan Thomas war gerade dabei, im Alkohol- und Drogenrausch die Wohnung kurz und klein zu schlagen, und dabei ist er gestürzt und mit der Stirn auf die Kante des Kaffeetischchens geknallt. Deshalb habe ich einen der kriminaltechnischen Assistenten noch einmal zum Tatort geschickt, um einen Gipsabdruck von der Tischkante zu besorgen.«

»Das ist ja großartig«, sagte Laurie. »Da wird Lou sich aber freuen.«

»Am meisten wird sich wohl die Freundin freuen.«

Die Fahrstuhltür glitt auf. Laurie drückte Jack kurz an sich und bedankte sich, dass er ihren Fall übernehmen wollte.

»Ich werd' mir eine geeignete Gegenleistung überlegen«, erwiderte Jack und zwinkerte ihr lächelnd zu.

Nachdem die Fahrstuhltür sich geschlossen hatte, machte Laurie sich mit hastigen Schritten auf den Weg zum Bürodruker im Computerraum. Sie war fest entschlossen, diese unerwartete freie Zeit zu nutzen. Mit Hilfe der Patientenakten von Rivas Fällen wollte sie ihre Tabelle erweitern, zusätzliche Spalten anlegen und alle verfügbaren Daten nachtragen. Sie suchte nach einem verborgenen Zusammenhang, der eine Erklärung für diese plötzliche Häufung an MRSA-Fällen liefern konnte.

Außerdem wollte sie sich wegen der Telefonnummern noch einmal mit Cheryl Meyers in Verbindung setzen, falls diese sich nicht sowieso schon gemeldet hatte. Sie wollte im Institut für Infektionskrankheiten und bei der Joint Commission anrufen, aber vor allem wollte sie Kontakt mit Loraine Newman aufnehmen. Langsam, aber sicher war in Laurie die Überzeugung gereift, dass ein persönlicher Besuch des Angels Orthopedic Hospital und vielleicht sogar in der Unternehmenszentrale von Angels Healthcare angezeigt war, auch wenn solche Exkursionen von ihrem Chef nicht gerne gesehen wurden. Vor zehn Jahren hatte er sie einmal zu sich ins Büro gerufen und sie

wegen eines vergleichbaren Ortstermins ordentlich zusammengefaltet. Bingham war der festen Überzeugung, dass für Tatortbesichtigungen die kriminaltechnischen Assistenten zuständig waren und nicht die Gerichtsmediziner. Doch unter diesen Umständen erschien ihr ein solcher Schritt gerechtfertigt, ja fast schon notwendig, und das keineswegs nur, um mehr Argumente gegen Jacks Operation in die Hand zu bekommen. Ihre Intuition sagte ihr, dass hinter dieser MRSA-Serie eine unheimliche Bedrohung steckte, die über die Theorie der Typhus-Mary hinausging.

Jacks Obduktionsergebnisse vom heutigen Vormittag verstärkten ihr ungutes Gefühl zusätzlich. In zwei Fällen hatte sich herausgestellt, dass es, im Gegensatz zu den ursprünglichen Erwartungen, nicht Mord, sondern ein Unfall gewesen war. Solche Überraschungen machten ihr wieder einmal bewusst, wie wichtig es war, bei der Untersuchung der Todesursache bis zum Schluss möglichst vorurteilsfrei zu bleiben. Selbst der beste Gerichtsmediziner konnte sich irren.

Nun wandte Laurie sich der Frage zu, ob diese gegenwärtige MRSA-Serie vielleicht eine andere, furchterregendere Ursache haben konnte als bislang angenommen. Bisher lautete die offizielle Todesursache »Therapeutische Komplikationen« und war eine relativ neue Wortschöpfung Binghams, die den bisher verwendeten Begriff »unbeabsichtigt« im Zusammenhang mit einem im Krankenhaus erfolgten Tod ersetzen sollte. Laurie dachte an die beiden Serien, die sie vor fünfzehn beziehungsweise vor zwei Jahren bearbeitet hatte und bei denen sie ebenfalls zunächst von einem unbeabsichtigten und natürlichen Tod ausgegangen war, bis sie schließlich erschüttert festgestellt hatte, dass es Mord gewesen war. Sie konnte nicht ausschließen, dass es sich bei dieser Serie ebenso verhielt. Doch wenn sie diesen Verdacht bereits jetzt laut äußerte, würde sie nur auf mildes Lächeln stoßen, das war ihr klar. Sie musste handfeste Beweise dafür liefern, und zwar schnell.

Kapitel 5

3. April 2007, 11.55 Uhr

Den Mantel über den Arm gelegt, trat Angela im einundzwanzigsten Stockwerk des Trump Tower aus dem Fahrstuhl und ging mit entschlossenen Schritten in Richtung Angels Healthcare. Auf der Fahrt von Michaels Büro hierher hatte sie mit ihrem BlackBerry ihre E-Mails abgefragt und war sich daher einigermaßen sicher, bei ihrer Ankunft im Büro nicht mit Nachrichten überschwemmt zu werden. Wie hatten die Leute eigentlich ihr Leben bewältigt, bevor es das Internet gab?

Sie nickte ihrer Sekretärin Loren zu, die gerade telefonierte, und betrat ihr Büro. Als sie ihren Mantel aufhängen wollte, erstarrte sie. Auf einer Ecke ihres Schreibtisches thronte eine riesige, durchsichtige Glasvase voller üppiger roter Rosen. Sie hoben sich vor dem Hintergrund der spärlichen, weißen Inneneinrichtung besonders kraftvoll ab. Schließlich hängte sie den Mantel an den Haken und suchte – neugierig, wer ihr die Blumen geschickt haben könnte und weshalb – nach einer beigefügten Karte. Es war keine zu sehen. Noch neugieriger geworden, beugte sie sich zur Tür hinaus. Sie musste winken, um Loren auf sich aufmerksam zu machen.

»Was sind das für Blumen?«, ließ sie ihre stummen Lippen sagen. Loren war immer noch am Telefon. Aus den einzelnen Fetzen, die sie aufschnappen konnte, schloss Angela, dass es sich um den Gewerkschaftssekretär handelte, der ständig versuchte, die Angels-Healthcare-Kliniken gewerkschaftlich zu organisieren. Das wollte Angela unter allen Umständen verhindern, aber bei allem, was sonst noch los war, hatte sie weder die Zeit noch die Geduld, sich damit zu beschäftigen, deshalb musste Loren ihn abwimmeln.

Loren legte die Hand über die Sprechmuschel. »Tut mir leid. Da war eine Karte dabei. Sie liegt da auf der Ecke.« Sie deutete mit einer Kopfbewegung in Richtung des Umschlags.

Angela nahm ihn in die Hand, riss mit dem Finger die Lasche auf und holte die Karte heraus. Darauf stand nur: *Grüße von dem Ausgenutzten*.

»Was, zum Teufel ...?«, murmelte Angela. Sie drehte die Karte um, aber die Rückseite war leer. Sie war zwar neugierig, aber mit all den anstehenden Dingen überlastet, deshalb steckte sie die Karte einfach in den Umschlag zurück. Sie würde

später darüber nachdenken.

Angela tippte Loren auf die Schulter und bedeutete ihr, noch einmal die Sprechmuschel abzudecken. Dann sagte sie: »Machen Sie einen Termin mit ihm, in drei Wochen. Damit dürfte er zufrieden sein. Dann rufen Sie Bob Frampton und Carl Palanco an. Sie sollen so schnell wie möglich zu mir ins Büro kommen. Wo sind meine Termine für den Nachmittag?«

Loren holte den Terminplan hervor und reichte ihn ihr.

Angela zog sich in ihr Büro zurück und machte die Tür hinter sich zu, setzte sich an ihren Schreibtisch und sah sich den Terminplan durch. Die alltäglichen Routineaufgaben des Klinikbetriebes lagen in der Verantwortung der jeweiligen Abteilungsleiter, die sich jedoch gegenüber den Direktoren der betreffenden Klinik ebenso verantworten mussten wie gegenüber ihren Vorgesetzten in der Angels-Healthcare-Zentrale, die wiederum Carl Palanco als dem Exekutivdirektor und letztendlich Angela als Vorstandsvorsitzender des Unternehmens Bericht erstatten mussten. Mithilfe dieses Terminplans konnte Angela zumindest ungefähr abschätzen, wie der Rest des Nachmittags verlaufen würde. Zuerst hatte sie ein Gespräch mit der Rechtsabteilung, wo es höchstwahrscheinlich um den MRSA-Todesfall vom gestrigen Tag und darum gehen würde, wie man einen Prozess verhindern wollte, anschließend mit dem Leiter der Risiko-Management-Kommission zum selben Thema, gefolgt vom Leiter der Kommission für Patientenschutz. Danach musste sie ins Angels Orthopedic Hospital zu einer Versammlung des medizinischen Personals. Zu guter Letzt war ein Treffen mit der Spezialistin für Krankenhaushygiene, Cynthia Sarpoulus, in ihrem Büro angesetzt, damit diese Angela darlegen konnte, was sie über den MRSA-Todesfall von gestern in Erfahrung gebracht hatte und was sie nun unternehmen wollte.

Der wichtigste Termin war sicherlich das Treffen mit den Ärzten. Dort würde Angela eine Chance bekommen, wenigstens die Ärzteschaft der orthopädischen Klinik davon zu überzeugen, dass eine Steigerung der Patientenzahlen – trotz des kleinen Rückschlags in Gestalt von David Jeffries' Tod – von existenzieller Bedeutung war. Es gab nur eine Möglichkeit, den negativen Kapitalfluss in einen positiven zu verwandeln: Die Operateure mussten operieren. Angela war sich mehr als alle anderen darüber im Klaren, dass der Erfolg einer Spezialklinik ausschließlich darauf beruhte, dass die Ärzte, die gleichzeitig Mitinhaber waren, dort ihre zahlenden Patienten behandelten, also diejenigen, die Mitglied einer privaten oder der staatlichen Krankenversicherung waren oder über das notwendige Kleingeld verfügten. Im Spezialklinikgeschäft war laut Angelas Geschäftsidee kein Platz für

Sozial- oder andere Fälle, bei denen die Kosten möglicherweise die Einnahmen überstiegen.

Angelas Telefon klingelte. Das war Loren, die ihr mitteilte, dass der Finanzdirektor und der Operativdirektor eingetroffen waren.

»Schicken Sie sie rein«, sagte Angela und legte ihren Nachmittagsplan beiseite.

Zwei in Erscheinung und Auftreten vollkommen unterschiedliche Männer betraten den Raum. Carl Palanco federte herein, schnappte sich einen der vier modernen Stühle mit senkrechter Lehne von der hinteren Wand, stellte ihn vor Angelas Schreibtisch und setzte sich darauf. Seine Mimik und die Tatsache, dass er ununterbrochen in Bewegung war, ließen vermuten, dass er ungefähr acht Tassen Kaffee getrunken hatte. Im Gegensatz dazu bewegte sich Bob Frampton wie in Öl, und sein Gesichtsausdruck ließ nur eine Vermutung zu: dass er dringend Schlaf benötigte. Doch trotz ihres so gegensätzlichen Äußeren wusste Angela, dass beide Männer gleichermaßen klug und erfinderisch waren, und genau deshalb hatte sie von Anfang an alles darangesetzt, die beiden für sich zu gewinnen und zu ihren engsten Mitarbeitern zu machen.

Es dauerte eine Ewigkeit, bis Bob endlich einen zweiten Stuhl neben Carls geschoben hatte, Angela war schon versucht, aufzuspringen und es selbst zu erledigen. Doch sie blieb sitzen und wurde sich dabei ihres eigenen, völlig aufgedrehten Zustandes bewusst. Ob sie wohl auch so hypernervös wirkte wie Carl?

»Ist heute Morgen irgendetwas passiert, was ich wissen müsste, abgesehen von den E-Mails, die Sie mir geschickt haben?«, fing Angela an.

Carl blickte Bob an. Beide schüttelten den Kopf.

»Ich habe mich mit den Führungskräften der Einkaufsabteilung, der Pflegedienste, der Wäscherei, der Anlagenwartung, der Hausmeisterei und des Labors zusammengesetzt, um noch einmal einschneidendere Sparmaßnahmen für die kommenden Wochen zu beschließen«, sagte Carl, »und ich habe ein paar originelle Ideen mitgebracht.«

»Das ist natürlich eine begrüßenswerte Initiative«, erwiderte Bob, »aber wir befinden uns an einem Punkt, an dem solche Versuche in Bezug auf den Börsengang zu wenig bewirken und zu spät kommen.«

»Ich fürchte, Bob hat recht«, meinte Angela.

»Irgendetwas musste ich unternehmen«, sagte Carl erklärend. »Ich konnte nicht einfach nur in meinem Büro sitzen und Däumchen drehen. Und komme, was wolle, ein gesteigertes Kostenbewusstsein bei den Abteilungsleitern kann auch in Zukunft auf keinen Fall schaden. Ich meine, es war jedenfalls keine Zeitverschwendung.«

Angela nickte. Ein besonders entscheidender Faktor für einen profitablen Klinikbetrieb war ein strenges Kostenregime. Das hatten die Betreiber von Klinikketten im Verlauf der letzten Jahrzehnte zu ihrem großen Vorteil gelernt. Die Erträge, die Angels Healthcare zumindest bis vor dem Auftreten des MRSA-Problems erwirtschaftet hatte, waren größtenteils in Angelas Geschäftsidee begründet, gleich drei Spezialkliniken auf einmal zu bauen und Dinge wie Wäscherei, Einkauf, Hausmeisteri, Anlagenwartung, Laborplätze und sogar die Anästhesie zu zentralisieren. Zwar gab es für jede dieser Abteilungen in jeder Klinik einen eigenen Abteilungsleiter, die jedoch alle ihrem Abteilungsleiter in der Zentrale unterstellt waren.

»Wie ist denn Ihr Vormittag gelaufen?«, wollte Bob von Angela wissen. »Glück gehabt?«

»Kaum«, musste Angela gestehen. »Wie Sie bereits gestern Abend gesagt haben, haben wir durch den Verkauf dieser Wertpapiere unseren Kreditspielraum bei der Bank ausgereizt. Die gute Nachricht lautet, dass Roger Naughton mir versichert hat, er würde keinen unserer Kredite kündigen. Die schlechte ist, dass er wie erwartet ohne zusätzliche Sicherheiten keinen weiteren Kredit genehmigen kann. Zwar hat er unseren Kreditantrag immerhin an seine Vorgesetzten weitergeleitet, aber nach meiner Einschätzung brauchen wir uns da keinerlei Hoffnungen zu machen.«

»Was ist mit Ihrem Exmann?«, erkundigte sich Bob. Alle Führungskräfte wussten, dass ihr Kapitalmakler einst mit Angela verheiratet gewesen war, dass die Ehe aber ein Jahr vor Gründung von Angels Healthcare geschieden worden war. Bob hatte diese geschäftliche Verbindung zwar am Anfang skeptisch gesehen, sie mittlerweile aber akzeptiert. Ihm wäre eine etwas direktere Verbindung mit einer angesehenen Investmentbank lieber gewesen, aber auch er hatte sich überzeugen lassen, als Michael Calabrese in der abschließenden Phase der Kapitalbeschaffung einen außerordentlich potenten Großinvestor an Land gezogen hatte.

»Ich konnte ihn überreden, noch einmal fünfzigtausend aus seinem Privatvermögen zuzuschießen«, sagte Angela. Sie erwähnte nicht, wie demütigend das Ganze gewesen war.

»Bravo!«, meinte Carl.

»Das ist nicht ganz so viel, wie ich mir eigentlich wünschen würde«, sagte Bob.

»Ich habe mein Bestes gegeben. Es ist mir vorgekommen, als müsste ich Wasser aus einem Stein pressen.«

»Haben Sie auch die Bedingungen geklärt?«, wollte Bob wissen.

»Aber natürlich! Sie glauben doch nicht, dass Michael Calabrese bereit ist, viel Geld zur Verfügung zu stellen, ohne sich ordentlich dafür zu belohnen.«

»Was haben Sie ihm angeboten?«

»Ich habe gar nichts angeboten, er hat bestimmt«, erwiderte Angela und legte ihnen die Bedingungen dar.

»Oha!«, meinte Bob im Anschluss. »Da ist er aber ziemlich großzügig zu sich selbst gewesen.«

»Das lässt sich unter den gegebenen Umständen nicht vermeiden«, meinte Angela. »Rufen Sie ihn an, und machen Sie die Unterlagen fertig. Ich will, dass dieses Geld auf unserem Konto landet, bevor er es sich wieder anders überlegen kann. Zufällig weiß ich ganz genau, wie launisch er sein kann.«

»Wird gemacht«, sagte Bob und tippte eine Notiz in seinen BlackBerry.

»Also gut, das wär's«, sagte Angela und legte die Hände flach auf den Tisch, als wollte sie aufstehen. »Abschließend möchte ich noch einmal deutlich machen, dass allen, die über diesen MRSA-Todesfall von gestern Bescheid wissen, klar sein muss, dass so wenig wie möglich darüber gesprochen werden sollte. Ich möchte, dass die Ärzteschaft davon möglichst wenig mitbekommt.«

»Ich habe alle Klinikdirektoren darauf hingewiesen, und mit Pamela Carson aus der Öffentlichkeitsarbeit habe ich auch gesprochen«, sagte Carl.

»Gut«, meinte Angela. »Noch etwas?«

»Gerade ist mir noch etwas eingefallen«, meinte Bob. Er setzte sich kerzengerade hin. »Paul Yang ist heute nicht zur Arbeit gekommen.«

»Hat er sich krank gemeldet?«, erkundigte sich Angela. Sie merkte, wie ihre allgemeine Nervosität noch ein bisschen größer wurde.

»Nein. Ich habe ihm auf die Mailbox seines Handys gesprochen und ihm eine E-Mail geschickt, aber er hat sich noch nicht gemeldet. Ich habe keine Ahnung, wo er sein könnte.«

»Ist das für ihn eher ungewöhnlich?«, erkundigte sich Angela, während sie im Stillen überlegte, ob sie erwähnen sollte, dass Michael möglicherweise damit zu tun hatte.

»Aber selbstverständlich ist das ungewöhnlich! Er ist normalerweise sehr gut organisiert. Ich habe sogar seine Frau angerufen. Sie hat gesagt, er sei in der Nacht nicht nach Hause gekommen und hat sie auch nicht angerufen.«

»Großer Gott!«, sagte Angela. »Hat sie die Polizei verständigt?«

»Nein. So etwas ist früher schon öfter vorgekommen, allerdings jetzt seit etlichen

Jahren nicht mehr. Er hatte mal ein Alkoholproblem und sich dadurch bedingt manchmal sehr merkwürdig verhalten. Sein Frau hat mir erzählt, dass er in letzter Zeit ziemlich gereizt gewesen sei und wieder angefangen hat, sich auf dem Nachhauseweg ein, zwei Cocktails zu genehmigen.«

»Dass er Alkoholiker ist, habe ich nicht gewusst«, sagte Angela. Sie erlebte nur sehr ungern Überraschungen im Zusammenhang mit ihren Mitarbeitern, vor allem, wenn es sich um Mitarbeiter in Schlüsselpositionen handelte.

»Ich habe es nicht in seine Personalakte aufgenommen«, sagte Bob. »Ich hätte es Ihnen sagen müssen, als ich ihn angeworben habe, aber da hatte ich bereits sechs Jahre lang mit ihm zusammengearbeitet, ohne dass er einen Tropfen angerührt hätte.«

»Großer Gott!«, sagte Angela noch einmal und blickte für einen kurzen Moment an die Decke. »Jetzt müssen wir uns auch noch um die Saufgelage unseres Buchhalters Gedanken machen, der damit gedroht hat, das Acht-K abzuschicken. Was soll denn noch alles schiefgehen?« Sie holte tief Luft, bevor sie wieder zu Bob blickte.

»Ich weiß, dass er sich mit Gewissensbissen herumgequält hat«, sagte Bob. »Deshalb habe ich Sie ja gestern angerufen. Ich wollte Sie auf dem Laufenden halten. Bis gestern hat er das Problem eine Woche lang gar nicht angesprochen. Ich dachte, es hätte sich erledigt. Aber anscheinend hat er einen Artikel über die Haftstrafen für die Verantwortlichen der Pleiten bei Enron und World-Com gelesen. Ich habe ihm gesagt, was ich ihm schon wiederholt gesagt habe: dass nämlich die Zurückhaltung des Acht-K gerechtfertigt sei. Wir wollen ja niemanden betrügen, indem wir irgendwelche Leute um ihre Ersparnisse oder Sicherheiten bringen, aber genau das will doch diese Vorschrift der Börsenaufsicht verhindern. In Wirklichkeit machen wir genau das Gegenteil! Wir schaffen Kapital für Menschen!«

»Nach Ihrem Anruf gestern habe ich Michael angerufen, weil ich schon, nachdem Sie mich das erste Mal darauf aufmerksam gemacht haben, mit ihm über diesen Punkt gesprochen hatte. Ich dachte, dass er mit seiner Erfahrung bei Börsengängen vielleicht einen Vorschlag hätte, wie wir das Problem behandeln sollen, und so war es auch. Er hat gesagt, dass er jemanden kennt, der mit Paul Yang sprechen und ihn davon überzeugen könnte, dass es in unserer Situation nicht notwendig sei, das Acht-K einzureichen.«

»Einen Anwalt für Unternehmensrecht?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich habe ihn nicht danach gefragt, aber so langsam frage ich mich, ob es vielleicht einen Zusammenhang zwischen Pauls Nichterscheinen bei der Arbeit und Michaels Gespräch mit seinem Bekannten gibt.«

»Das wäre denkbar, aber ich wette, dass sein Fernbleiben einen sehr viel prosaischeren Grund hat, beispielsweise, dass er sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken hat und im Augenblick in irgendeiner Absteige seinen Rausch ausschläft.«

»Können wir vielleicht irgendwie feststellen, ob er das Acht-K abgeschickt hat oder nicht?«, erkundigte sich Angela unsicher.

»Nicht, dass ich wüsste«, gab Bob zurück. »Wir werden wohl einfach abwarten müssen, ob die Bombe explodiert.« Er stieß ein freudloses Lachen aus.

»Falls Ihnen doch noch etwas einfällt, dann lassen Sie's mich wissen«, sagte Angela. »Je früher, desto besser, damit wir unsere Rechtsabteilung darauf vorbereiten können. Wir müssen uns auf jeden Fall eine vernünftige Erklärung einfallen lassen, wieso wir das Formular nicht schon früher eingereicht haben. Vielleicht können Sie sich dazu das eine oder andere überlegen, Bob.«

Bob nickte.

»Was ist mit Pauls Sekretärin?«, fragte Carl. »Hat sie etwas von ihm gehört?«

»Nicht, dass ich wüsste«, erwiderte Bob.

»Vielleicht sollten wir sie fragen«, sagte Angela und griff nach dem Telefon. »Wie heißt sie?«

»Amy Lucas«, sagte Carl.

Angela bat Loren, Amy Lucas anzurufen und sie so schnell wie möglich in ihr Büro zu bitten. Dann schaute sie auf ihre Armbanduhr. Es war zwanzig nach zwölf, gut möglich also, dass sie gerade Mittagspause machte.

»Was ist denn der Anlass für die Blumen hier?«, wollte Carl jetzt wissen. »Ich hatte schon gehofft, sie hätten etwas mit Ihrem Versuch von heute Morgen zu tun, neues Kapital zu beschaffen.«

»Schön wär's«, erwiderte Angela. »Um ehrlich zu sein, ich habe keine Ahnung, wer mir diese Blumen geschickt hat und wieso.«

»War denn keine Karte dabei?« Bob ließ nicht locker.

»Das schon«, meinte Angela, »aber sie war mir keine Hilfe.« Sie griff nach dem Umschlag, holte die Karte hervor und reichte sie über den Schreibtisch. Carl nahm sie entgegen, und die beiden Männer schauten sie sich an.

»Was soll denn das heißen, ›der Ausgenutzte‹?«, fragte Carl.

»Keine Ahnung«, gab Angela zu. »Sie glauben doch nicht, dass es irgendetwas mit Paul Yang zu tun haben könnte, oder?«

Die beiden Männer schüttelten den Kopf. Carl gab ihr die Karte zurück. Angela zerbrach sich noch einen Augenblick lang den Kopf darüber, doch dann klingelte ihr

Telefon. Das war Loren, die ihr mitteilte, dass Miss Lucas jetzt da sei.

»Schicken Sie sie rein«, sagte Angela und legte die geheimnisvolle Karte beiseite.

Loren machte die Tür auf, ließ die Sekretärin eintreten und zog die Tür wieder ins Schloss.

Amy Lucas war eine etwas verwahrlost wirkende Mittzwanzigerin. Sie war zart gebaut, und ihr blasser Teint wurde durch Aknepickel auf beiden Wangen verunstaltet. Ihre wuscheligen blonden Haare mit den lindgrünen Strähnen wurden am Hinterkopf von einer großen Spange aus Schildplatt zusammengehalten. Sie trug ein einfaches, bis zum Hals hinauf zugeknöpftes Hemdkleid, das ihr jugendliches, beinahe vorpubertäres Erscheinungsbild noch zusätzlich unterstrich. Die vor dem Körper verschränkten Hände verrieten ihre Nervosität.

Da Angela die junge Frau noch nie gesehen hatte, stellte sie sich kurz vor und bedankte sich für ihr schnelles Kommen.

»Kein Problem«, erwiderte Amy. »Ich weiß, wer Sie sind.«

»Gut. Sicher kennen Sie dann auch diese beiden Herren.«

Amy nickte, ohne ein Wort zu sagen.

»Nur, damit Sie sich nicht unnötig Sorgen machen: Wir haben Sie hierher gerufen, um Ihnen ein paar Fragen über Ihren Chef, Paul Yang, zu stellen.«

Angesichts ihrer eigenen Überreiztheit war Angela sich nicht ganz sicher, aber sie hatte den Eindruck, als sei ihr Versuch, Amy zu beruhigen, fehlgeschlagen. Die Hände der Frau, die vorher noch so ruhig gewesen waren, fingen an, einander zu kneten. Ausgehend von Bobs Bemerkung über Pauls Vergangenheit durchzuckte Angela plötzlich der unwillkürliche Gedanke, ob Paul und Amy möglicherweise eine Affäre hatten oder gehabt hatten.

»Was für Fragen denn?«, wollte Amy jetzt wissen. Ihre Blicke huschten gehetzt zwischen den drei Personen im Zimmer hin und her.

»Haben Sie ihn heute schon gesehen?«

»Nein!«, sagte Amy ein bisschen zu schnell, wie Angela fand.

»Hat er Sie angerufen oder sonst irgendwie Kontakt zu Ihnen aufgenommen?«

Amy schüttelte den Kopf.

»Hat er gestern Abend vielleicht erwähnt, dass er heute Früh nicht kommen wollte?«

»Nein.«

Angela blickte zu Bob und Carl und machte eine kurze Pause, falls sie eine Frage stellen wollten. Als sie nicht reagierten, wandte Angela ihre Aufmerksamkeit wieder

Amy zu.

»Wissen Sie, was das Formular Acht-K der Börsenaufsichtsbehörde zu bedeuten hat?«

»Ich glaube schon.«

»Hat Paul Yang Sie in letzter Zeit gebeten, ein solches Formular auszufüllen?«

»Ja, vor ungefähr zehn Tagen.«

»Wurde es auch abgeschickt?«

»Das weiß ich nicht. Von mir jedenfalls nicht. Er hat mir ausdrücklich verboten, es abzuschieken.«

»Haben Sie das Formular an Ihrem PC ausgefüllt?«

»Nein, er wollte, dass es nur auf seinem Laptop ist.«

»Ich verstehe«, erwiderte Angela. »Ist der Laptop in seinem Büro?«

»Nein, den nimmt er immer mit nach Hause.«

»Dann hat er ihn also auch gestern Abend mitgenommen?«

»Ja, genau wie immer.«

Angela blickte wieder zu den beiden Männern hinüber, doch sie hatten wieder keine Fragen.

»Danke für Ihren Besuch, Amy«, sagte Angela.

»Gern geschehen«, erwiderte Amy. Nach einem winzigen Zögern drehte sie sich um und ging zur Tür.

»Amy!«, rief Angela hinterher. »Falls Sie etwas von Paul Yang hören, dann lassen Sie es uns wissen.«

»Selbstverständlich«, lautete Amys Antwort, dann war sie verschwunden.

»Tja«, meinte Angela, »das war doch ein bisschen seltsam.«

»Wieso?«, sagte Carl.

»Sie kam mir irgendwie übernervös vor.«

»Das wäre ich auch, wenn man mich ins Chefbüro bestellen würde«, sagte Carl.

»Kann sein«, erwiderte Angela. »Was mir am meisten Sorgen macht, ist dieses ausgefüllte Acht-K in dem Laptop, den der vermisste Paul vermutlich bei sich hat.«

»Das überrascht mich nicht«, sagte Bob. »Es spricht für sein systematisches Vorgehen. Dass es auf seinem Laptop ist, heißt noch lange nicht, dass er es auch abgeschickt hat.«

»Na ja, ich hoffe jedenfalls, dass er bald wieder auftaucht«, sagte Angela. »Das wäre dann wohl alles für den Augenblick.«

Die beiden Männer standen auf und stellten ihre Stühle wieder an die Wand.

»Vergessen Sie nicht, unseren furchtlosen Kapitalmakler anzurufen, damit er uns so schnell wie möglich das Geld überweist«, sagte Angela, als sie in der Tür waren.

Bob winkte ihr über die Schulter hinweg zu, zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

»Und sagen Sie mir sofort Bescheid, sobald Sie etwas von Paul Yang hören oder sehen!«

»Wird gemacht«, sagten die Männer, während die Tür hinter ihnen ins Schloss fiel.

Seufzend blickte Angela zum Fenster hinaus. Sie wünschte, sie hätte heute Morgen keinen Kaffee getrunken. Bei allem, was gerade los war, wurde dessen normalerweise angenehm anregende Wirkung ungefähr hundertmal verstärkt. Als plötzlich das Telefon klingelte, sprang sie buchstäblich in die Luft. Sie atmete tief ein, um etwas zur Ruhe zu kommen, und nahm den Hörer ab. Roger Naughton war am Apparat. Angelas Pulsschlag beschleunigte sich. Dieser Anruf konnte entweder etwas sehr Gutes oder etwas sehr Schlechtes bedeuten. Entweder wollte er sie wissen lassen, dass die Bank ihnen den so dringend benötigten Überbrückungskredit bewilligt hatte, was wirklich fantastisch wäre, oder er wollte sie darüber informieren, dass die Bank einen oder mehrere der laufenden Kredite kündigen wollte, was einer allumfassenden Katastrophe gleichkäme. Das Letztere war vermutlich wahrscheinlicher. Mit deutlich spürbarer Beklommenheit drückte sie auf die Taste unterhalb des blinkenden Lichts und meldete sich so zuversichtlich, wie sie nur konnte.

»Bitte entschuldigen Sie die Störung«, sagte Roger.

»Sie stören nicht«, versicherte ihm Angela. Sie musste sich beherrschen, um nicht sofort mit der Frage loszuplatzen, ob er gute oder schlechte Nachrichten für sie hatte.

»Ich wollte Ihnen nur noch einmal sagen, dass ich mich wirklich sehr über Ihren Besuch heute Morgen gefreut habe.«

»Nun ja, ich habe mich auch gefreut, Sie zu sehen«, erwiderte Angela verwirrt. Was für eine merkwürdige Eröffnung.

»Und ich wollte Ihnen deutlich machen, wie sehr ich bedaure, dass ich Ihnen bei Ihren kurzfristigen Liquiditätsschwierigkeiten nicht weiter entgegenkommen kann.«

»Ich verstehe«, sagte Angela, und ihre Verwirrung wurde größer.

»Ich habe Ihr Anliegen wie versprochen weitergeleitet.«

»Mehr kann ich nicht verlangen.«

Es entstand eine Pause. Angela biss auf die Zähne und machte sich auf das Schlimmste gefasst.

»Ich hätte da eine Bitte«, sagte Roger. »Vielleicht gehe ich damit einen Schritt zu weit, daher möchte ich mich schon im Voraus dafür entschuldigen. Aber ich habe mich

gefragt, ob Sie vielleicht einmal Lust hätten, nach der Arbeit mit mir etwas trinken zu gehen. Wir könnten uns im Museum of Modern Art treffen. Dort gefällt es mir besonders gut.«

»Geschäftlich oder privat?«, fragte Angela überrascht zurück.

»Rein privat«, antwortete Roger.

Diese unerwartete Anfrage brachte Angela vollkommen aus dem Konzept. Abgesehen von den kurzen und eher untypischen Gedanken über ihr mangelhaftes Sozialleben vom gestrigen Abend hatte Angela viel zu viel zu tun, um an so etwas überhaupt zu denken.

»Das ist wirklich sehr schmeichelhaft«, sagte sie schließlich mit der wohlwollenden Seite ihrer Persönlichkeit, um anschließend mit ihrer stärkeren, lebenserfahreneren, zynischen Seite hinzuzufügen: »Aber was würde Ihre Frau dazu sagen?«

»Ich bin nicht verheiratet.«

»Ach?«, erwiderte Angela und hatte irgendwie ein schlechtes Gewissen. Das Bild mit dem Foto seiner Tochter auf seinem Schreibtisch tauchte vor ihrem geistigen Auge auf.

»Meine Exfrau war der Meinung, dass ein langweiliger Banker als Ehemann und ein anspruchsvolles Kind eine zu große Belastung darstellen, und hat sich mit der Hälfte meines Vermögens zu grünen Weiden aufgemacht. Ich bin jetzt seit fünf Jahren geschieden und habe das alleinige Sorgerecht.«

Angela konnte Rogers Situation sofort nachempfinden und fühlte sich wegen ihres reflexartigen Zynismus hinsichtlich seiner Motive noch schuldiger als zuvor. Die Geschichte seiner Ehe schien eine verblüffende Ähnlichkeit mit der ihren zu haben, einmal abgesehen von der Sache mit dem Sorgerecht. Vom alleinigen Sorgerecht konnte Angela nur träumen.

»Tut mir leid, dass ich so schnippisch reagiert habe«, sagte Angela. »Ich habe gedacht, Sie seien wieder mal so ein Mann in der Midlife-Krise.«

»Das verstehe ich. Sie werden bestimmt öfter angesprochen.«

»Das kann man eigentlich nicht sagen, aber ich habe gelernt, misstrauisch zu sein.«

»Also, darf ich mich auf ein Treffen an einem Ihrer freien Abende freuen? Heute Abend würde es auch gehen, wann immer Sie wollen.«

»Nach meinem Besuch heute Morgen in Ihrem Büro ist Ihnen sicherlich klar, dass jetzt gerade kein günstiger Zeitpunkt ist, deshalb muss ich, so fürchte ich, ablehnen. Aber ich freue mich, dass Sie an mich gedacht haben. Vielleicht nach dem

Börsengang. Falls Sie dann immer noch Lust dazu haben, dann würde ich liebend gerne mit Ihnen etwas trinken gehen, und das gerne auch im Museum of Modern Art. In den letzten Jahren bin ich nicht so viel herumgekommen. Ich fürchte, ich gehöre in die traurige und beschränkte Kategorie der ständig unter Strom stehenden, Scheuklappen tragenden Workaholics, die dem allmächtigen Dollar hinterherjagen und von ihm gejagt werden.«

»Das glaube ich kaum«, sagte Roger. »Als alleinerziehende Mutter einer präpubertären Tochter besteht diesbezüglich wenig Gefahr. Aber wir bleiben in Verbindung – und viel Glück mit Angels Healthcare.«

»Danke. Ein bisschen Glück könnte jetzt wirklich nicht schaden.«

Angela legte auf. Sie hatte die Enttäuschung in Rogers Stimme wahrgenommen, was ihr einerseits schmeichelte und sie andererseits traurig machte, besonders, als sie ihre Selbstbeschreibung gehört hatte. Einen kurzen Augenblick lang verspürte sie eine große Traurigkeit und fragte sich, wie aus dem Menschen, der sie am Anfang ihres Medizinstudiums gewesen war, ihr jetziges Ich hatte werden können, das den aufopferungsvollen Altruismus gegen das ähnlich aufopferungsvolle, aber weit weniger edle Unternehmertum eingetauscht hatte.

Angelas flüchtige Träumereien wurden durch das hartnäckige Klingeln ihres Telefons jäh unterbrochen. Sein dissonanter Klingelton holte sie mit brutaler Härte zurück in die Realität und zu den Dingen, die angesichts der Notlage ihrer Firma notwendig waren. Mit mehr als nur einem Hauch des Bedauerns griff sie nach dem Hörer. Loren sagte, ein gewisser Dr. Chet McGovern wolle sie sprechen.

»Worum geht es denn?«, wollte Angela wissen, während sie versuchte, eine Verbindung zwischen dem Herrn Doktor und einer der drei Angels-Kliniken herzustellen.

»Das wollte er mir nicht sagen«, erwiderte Loren.

Eine Sekunde lang liebäugelte Angela mit der Vorstellung, Loren zu bitten, den Mann noch einmal zu fragen, was er wollte, und ihm, falls er das nicht sagen wollte, einfach mitzuteilen, er könne sie ... Doch dann hatte sie sich wieder gefangen und weigerte sich standhaft, diesen Gedanken zu Ende zu denken. Obszönitäten hatten zu ihrer Phase der Rebellion im College gehört, aber die hatte sie hinter sich, hauptsächlich deshalb, weil Michael so nervtötend exzessiv davon Gebrauch gemacht hatte.

Bei über fünfhundert Investoren aus der Ärzteschaft konnte Angela sich unmöglich alle Namen merken. Diese Tatsache und die Notwendigkeit, ihre Ärzte zur Steigerung

ihrer Operationszahlen zu ermutigen, sorgten dafür, dass Angela ihren Groll hinunterschluckte und den Anruf entgegennahm. Sie ging davon aus, dass es irgendwie um den MRSA-Todesfall von gestern ging, und stellte sich innerlich darauf ein, deutlich zu machen, dass alles getan würde, um solche Infektionen in Zukunft zu verhindern.

»Zunächst einmal möchte ich wissen, ob die Blumen angekommen sind«, sagte der Anrufer.

Angelas Blick wandte sich den Rosen und deren Geheimnis zu. Mit einem Mal dämmerte es ihr. Sie sprach gerade mit dem Chet McGovern, mit dem sie gestern Abend im Club ein Gläschen getrunken und den sie »ausgenutzt« hatte, um einen klaren Kopf zu bekommen und vielleicht auch, um ihr vorübergehendes Bedürfnis nach sozialem Kontakt, vor allem mit Angehörigen des anderen Geschlechts, zu befriedigen.

»Die Blumen sind angekommen«, sagte Angela. »Danke. Ich habe wirklich nicht damit gerechnet. Ich hoffe, das heißt, dass Sie mir verzeihen haben.«

»Das versteht sich doch von selbst«, entgegnete Chet. »Und damit wären wir auch schon beim Grund meines Anrufs. Ich habe ein bisschen nachgedacht und in meinem Nachttischchen zweihunderttausend Dollar gefunden, die ich nicht brauche. Daher dachte ich, die könnte ich in Angels Healthcare investieren.«

Es entstand eine kleine Pause. »Ehrlich?«, fragte Angela, deren Geist zwischen Wunsch und Wirklichkeit hin und her gerissen war.

Chet lachte. »Hey! Das war ein Witz. Ich wünschte, ich hätte wirklich zweihundert Riesen übrig, aber das ist leider nicht der Fall!«

»Oh«, sagte Angela. Sie lachte nicht.

»Ich habe das dunkle Gefühl, dass Sie das nicht besonders witzig finden.«

»Was ist der eigentliche Grund für Ihren Anruf?«, fragte Angela. In ihrer Stimme lag ein neuer Ton.

»Ich habe mit einigen meiner Kollegen gesprochen, unter anderem mit einer äußerst scharfsinnigen Frau. Ich habe ihnen von unserer gestrigen Begegnung erzählt und dass Sie meine Einladung zum Essen abgelehnt haben. Meine Kollegin meint nun, ich sollte Sie noch einmal fragen, und zwar direkt, auch wenn ich dadurch mein zerbrechliches Ego aufs Spiel setze.«

Angela musste unwillkürlich lächeln. »Dann geben Sie also zu, dass Sie ein zerbrechliches Ego haben?«

»Absolut. Manchmal dauert es Tage, bis ich mich von einer Zurückweisung erholt habe. Und genau deshalb möchte ich Sie noch einmal für heute Abend zum Essen

einladen, nur um einer heraufziehenden Depression entgegenzuwirken.«

Angela konnte nicht anders, sie musste lachen. »Sie sind aber wirklich hartnäckig.«

»Ich weiß nicht, ob man das so sagen kann. Eigentlich ist es nicht meine Art, einfach so anzurufen und um die nächste Tracht Prügel zu betteln.«

»Nun ja, Ihre Ehrlichkeit und Ihr Humor haben mich neugierig gemacht, auch wenn der Spruch mit den Zweihunderttausend kein bisschen witzig war. Da hatte ich eher das Gefühl, Sie wollen sich über mich lustig machen.«

»Auf gar keinen Fall«, erwiderte Chet.

»Dass wir dringend und kurzfristig eine Finanzspritze brauchen, war kein Scherz, und das ist auch der ehrliche Grund dafür, dass ich Ihre liebeswürdige Einladung nicht annehmen kann. Ich stecke wirklich bis über beide Ohren in geschäftlichen Dingen. Selbst, wenn ich Zeit hätte, wäre ich keine wirklich angenehme Begleitung.«

»Tja, jetzt bin ich zwar enttäuscht, aber dank Ihrer diplomatischen Fähigkeiten ist mein Ego immer noch intakt. Ich schlage Folgendes vor: Falls Sie das Geld plötzlich doch noch auftreiben können oder falls Sie deprimiert sind, weil Sie es nicht geschafft haben, dann rufen Sie mich an. Ich stehe Ihnen jederzeit unverzüglich zur Verfügung.«

Nach dem Ende des Telefonats ließ Angela ihren Stuhl herumschwingen und blickte die verstopfte Fifth Avenue entlang. Von zwei verschiedenen, allem Anschein nach charmanten, aber höchst unterschiedlichen Männern – der eine offensichtlich sehr nach außen gewandt, der andere scheinbar eher zurückgezogen – zum Essen eingeladen zu werden, das war schon sehr ungewöhnlich. Und beunruhigend insofern, als sie dadurch erneut ihre Lebensentscheidungen und ihren Lebensstil in Frage gestellt sah und sich wieder einmal fragte, wie es geschehen konnte, dass sie ihre ursprünglichen Ziele so sehr aus dem Auge verloren hatte. In einem Augenblick der Klarheit erkannte sie, dass das staatliche Abrechnungssystem im Gesundheitswesen, das ihre Hausarztpraxis in den Ruin getrieben hatte, zusammen mit der demoralisierenden Erfahrung ihrer Scheidung von Michael ihr Wertesystem unterminiert haben musste. Sie war abgestumpft. Der geschäftliche Erfolg, der sich im Reichtum und seinen Insignien ausdrückte, hatte jeden altruistischen oder sozialen Gedanken ebenso verdrängt wie die Freuden einer innigen Beziehung, wenn man von der zu ihrer Tochter einmal absah.

Angela wandte sich wieder ihrem Schreibtisch und den Schwierigkeiten von Angels Healthcare zu. Sie schob die Blumen ein Stück weiter weg und rückte ihren Terminplan für den Nachmittag wieder in den Mittelpunkt ihres Arbeitsbereichs. Kurze Zeit später brachte Loren ihr ein Sandwich und eine Cola herein. Während des

Essens dachte Angela an die neuen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit Paul Yangs Verschwinden und dem Laptop mit dem Formular Acht-K. Das war, als wäre ihr eine Handgranate abhanden gekommen, bei der der Zündstift bereits zur Hälfte gezogen war.

Mit diesem Bild im Kopf griff Angela nach ihrem BlackBerry. Sie wollte Michael eine E-Mail schicken und ihn fragen, was er über Pauls Verschwinden wusste. Während ihre Daumen über die winzige Tastatur huschten, empfand sie eine große Freude darüber, dass sie mit Hilfe dieses kleinen Geräts mit Michael kommunizieren konnte, ohne direkt mit ihm sprechen zu müssen. So bekam sie die benötigten Informationen ohne den Ärger, den sie sonst noch zusätzlich hätte ertragen müssen.

Doch als sie ihre Nachricht gerade abschicken wollte, kam sie noch einmal ins Schwanken. Sie war sich über Michaels Herkunft und seine Kindheit sehr wohl im Klaren und hatte in Bezug auf etliche seiner Freunde und ihren Lebensstil immer wieder ein ungutes Gefühl gehabt. Das galt auch für einige seiner sogenannten Klienten. Trotzdem hatte sie ihn nie danach gefragt, weil sie damals lieber nichts davon wissen wollte. Doch jetzt, kurz vor dem Absenden, überkam sie ein ähnlich ungutes Gefühl, und sie fragte sich, ob sie die Antwort auf ihre Frage überhaupt erfahren wollte. Mit einem unbestimmten Gefühl des Zweifels speicherte sie ihre Nachricht als Entwurf und legte den BlackBerry beiseite. Sie würde sich später darum kümmern.

Kapitel 6

3. April 2007, 13.05 Uhr

Michael Calabrese brachte seinen schwarzen Geländewagen von Mercedes neben einer Reihe parkender Autos zum Stehen und setzte rückwärts in eine Parklücke. Er hatte schlechte Laune, die aus einer Mischung aus Angst und Nervosität resultierte. Von seinem Parkplatz aus konnte er den Eingang des Neapolitan Restaurant in der Corona Avenue in Corona, Queens, erkennen. Corona grenzte direkt an Rego Park, einen Stadtteil mit überwiegend italienischer Einwohnerschaft. Dort war er aufgewachsen. Viele dachten ja, dass alle Italiener New Yorks in Little Italy, Manhattan, lebten, aber das war falsch. Sie waren alle nach außerhalb gezogen, viele nach Long Island, so wie Michaels Großvater Ziggy, der den familieneigenen Maurer- und Fliesenlegerbetrieb in Rego Park gegründet hatte.

Michael beäugte den Eingang des Restaurants und versuchte sich eine Strategie für die bevorstehende Begegnung zurechtzulegen. Der Ruhm des Restaurants reichte bis in die Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Damals war es allabendlich der bevorzugte Treffpunkt der Lucia-Bande gewesen. Es hatte im Lauf der Jahre seinen zweifelhaften Ruf beibehalten und etliche Höhen und sehr viel mehr Tiefen erlebt, bis Bürgermeister Rudolph Giuliani den zahlreichen Mafiabossen aus der mittleren Ebene den Spaß am nächtlichen Herumtreiben in Manhattan verdorben hatte. Danach hatte das Restaurant einen bemerkenswerten Aufschwung erlebt. Dieser Aufschwung hatte sich weiter fortgesetzt, als Vinnie Dominick nach seinem Aufstieg zum lokalen Lucia-Capo den Laden zu seinem Schlupfwinkel auserkoren hatte.

Die konkurrierende Vaccarro-Familie hatte sich, der Zeit entsprechend, in einem wesentlich neueren Etablissement zwei Querstraßen weiter eingenistet, dem Vesuvio. Die beiden Organisationen waren sich einig, dass es angesichts der Asiaten, Russen und Latinos, die sich einen Teil des Geschäfts unter den Nagel reißen wollten, sinnvoll war, regelmäßige Kontakte zu pflegen. Das einzige Problem freilich bestand darin, dass Paulie Cerino, das nominelle Oberhaupt der Vaccarros, im Knast saß. Das mit dem regelmäßigen Kontakt war also nicht so einfach.

In einem plötzlichen, ungezügelten Wutanfall hämmerte Michael, unentwegt »Scheiße« brüllend, wieder und wieder auf sein Lenkrad ein. Seit seiner Kindheit

kannte er solche Ausbrüche, damals hatten sie ihm mehr als genug Schlägereien und eine ganze Anzahl Prügel durch seinen Vater eingebracht. Doch sie hatten auch ihre positive Seite. Sobald die ganze Energie verpufft war, wurde er ruhiger und war in der Lage, sich mit dem Anlass seiner Wut zu befassen. Je älter er geworden war, desto mehr hatte er gelernt, sich so lange zu beherrschen, bis er alleine war – außer während seiner Ehe mit Angela.

So plötzlich, wie er angefangen hatte, auf das Lenkrad einzuschlagen, so plötzlich hörte er auch wieder damit auf. »Verwöhntes Biest«, knurrte er beim Gedanken an Angela. Vom Tag ihrer Heirat an war sie zu seiner persönlichen Heimsuchung geworden. Bis dahin war sie ausgesprochen süß gewesen, aber schon wenige Wochen nach der großen Hochzeitszeremonie in der Saint Mary's Church war er ihr, so wie er war, nicht mehr gut genug gewesen. Er sollte dieses tun und jenes erledigen, und außerdem wollte sie nicht, dass er abends wegging, nicht einmal zu irgendwelchen Geschäftsessen. Kurz gesagt, sie wollte, dass er sich änderte, und er hatte nicht die Absicht, sich wegen eines verwöhnten Mädchens aus der oberen Mittelschicht von Jersey zu ändern, das bisher immer nur mit den Fingern geschnipst und sofort alles bekommen hatte, was es wollte. An die Scheidungsvereinbarung wollte er in seinem augenblicklichen Zustand nicht einmal denken, sonst packte ihn sofort wieder die kalte Wut. Sie hatte ihm nichts als Kummer und Leid beschert und im Gegenzug die dreistöckige Wohnung auf der West Side und absolut wahnsinnige Unterhaltszahlungen für das Kind herausgeholt.

Jetzt hatte sie ein letztes Mal in seiner Wunde gestochert und ihn auch noch in diese Angels-Healthcare-Kiste mit hineingezogen, die ihn womöglich den Kopf kostete. Aber das war mit Sicherheit nicht seine Schuld. Die Geschäftsidee an sich war einfach fantastisch. Sie hatte ihm erklärt, dass der Staat in seiner unermesslichen Weisheit ein Abrechnungssystem für Medicare, also die öffentliche und zum Teil aus Steuermitteln finanzierte Krankenversicherung für ältere und behinderte Mitbürger, entwickelt hatte, das letztendlich von allen Krankenversicherungen übernommen worden war. Darin waren für operative Eingriffe sehr viel höhere Honorare festgelegt als für die allgemeine Pflege der Patienten. Der Trick war also, dass man eine große Gruppe von Ärzten als Investoren gewinnen musste, die den Bau privater Kliniken ermöglichten, in denen ausschließlich operiert wurde, sodass man auf verlustträchtige Bereiche wie eine Notaufnahme oder die Pflege von Unversicherten oder chronisch Kranken verzichten konnte. Damit machte man sich eine Gesetzeslücke zunutze. Im Allgemeinen war es Ärzten nämlich nicht gestattet, Patienten an medizinische

Einrichtungen wie Labors oder Röntgenpraxen zu überweisen, an denen sie wirtschaftlich beteiligt waren. Krankenhäuser waren von dieser Einschränkung jedoch ausgenommen, weil der Gesetzgeber davon ausgegangen war, dass ein Arzt, der einen Anteil an einem Krankenhaus besitzt, ein sehr kleiner Fisch in einem sehr großen Teich ist. In Wirklichkeit verdienten sich die Ärzte damit jedoch eine Art Zusatzhonorar, sodass sie ihre zahlenden Patienten wenn irgend möglich in ihre eigene Klinik überwiesen. So bekamen sie zum einen das Honorar für den jeweiligen Eingriff und dann über die Gewinnbeteiligung als kleine Mitinhaber noch einmal einen Nachschlag. Für die Hauptanteilseigner, die den Großteil der Aktien besaßen, war das Ganze eine unglaubliche Gelddruckmaschine. Aus diesem Grund hatte Michael so verdammt viel Kapital aus seinem eigenen und dem Vermögen seines Klienten investiert, und so konnte er auch Morgan Stanley als Emissionsbank für die Abwicklung des Börsengangs gewinnen.

Alles war genau nach Plan verlaufen, sodass Michael noch einen Schritt weiter gegangen war und den Großteil seines persönlichen Vermögens flüssig gemacht und in Angels Healthcare investiert hatte, um seine Position noch vor dem Beginn des eigentlichen Börsengangs zu stärken. Das war vor gerade einmal sechs Monaten gewesen. Wie jeder Analytiker des Finanzmarkts weiß, ist Diversifikation ein entscheidender Faktor jeder Investitionsstrategie. Doch Michael war sich in Bezug auf Angels Healthcare so sicher gewesen, dass er diese Grundregel missachtet hatte, das rächte sich jetzt in Form schrecklicher Ängste. Das Problem bestand darin, dass er sich vor dreieinhalb Monaten, als diese Infektionen in den Angels-Kliniken zum ersten Mal aufgetreten waren, weder über die medizinischen Einzelheiten noch über die potenziellen wirtschaftlichen Folgen im Klaren gewesen war. Das hatte sich geändert. Und außerdem wusste er nur allzu gut, wie ungern Vinnie Dominick Geld verlor.

Michael blickte wieder zum Eingang des Neapolitan hinüber. Mit seinen aus Blumenkästen sprießenden Plastikblumen strahlte das Restaurant eine trügerische Beschaulichkeit aus. Selbst die Backsteinfassade war nicht echt. Sie bestand aus Glasfaserplatten. Ankommende oder gehende Gäste waren nicht zu sehen, da das Restaurant mittags lediglich für Vinnie und seine treuesten Laufburschen geöffnet hatte. Das war ein kleines Entgegenkommen des Inhabers für das Recht, dieses Restaurant zu betreiben, denn abends machte er ein Bombengeschäft, außer an Sonntagen. Da war geschlossen, und die Mafiatypen verbrachten den Tag bei ihren Frauen und Familien.

Michael schaute prüfend in den Rückspiegel und strich sich die Haare glatt. Er trug mit voller Absicht dieselbe Frisur wie Vinnie Dominick. Sie kannten einander seit der

Grundschule, wo Vinnie eine Klasse über Michael gewesen war. Bis zur vierten Klasse hatte Vinnie kraft der Position seines Vaters in der Lucia-Bande den Schulhof der Grundschule 157 beherrscht. Sogar die Sechstklässler wichen ihm aus. Seit jener Zeit versuchte Michael so zu sein wie Vinnie, sogar während ihrer Jahre auf der Highschool Saint Mary's.

Da ihm keine besondere Strategie für das bevorstehende Gespräch mit Vinnie eingefallen war, entschloss sich Michael nach einigem Zögern, das Ganze einfach auf sich zukommen zu lassen. Letztendlich hing sowieso alles von Vinnies Stimmung ab. Wenn er gut gelaunt war, dann ging die ganze Tortur vielleicht reibungslos über die Bühne. Und wenn nicht, dann war alles möglich.

Michael stieg aus seinem Geländewagen und musste warten, bis er eine Lücke im Verkehr fand und die Corona Avenue überqueren konnte. Als Angela vor gut einer Stunde, nachdem sie ihre deprimierenden Neuigkeiten über die leeren Kassen von Angels Healthcare bei ihm abgeladen hatte, gegangen war, hatte Michael den zögerlichen Entschluss gefasst, mit Vinnie zu sprechen. Falls wirklich alle Dämme brachen und Vinnie über das Risiko eines finanziellen Verlustes nicht vorher Bescheid gewusst hatte, dann würde Michael nichts anderes übrig bleiben, als unterzutauchen, und das würde ohne eigenes Geld nicht einfach. Obwohl Michael klar war, dass das, was er Vinnie heute zu sagen hatte, diesem nicht besonders gefallen würde, war er doch einigermaßen zuversichtlich. Im schlimmsten Fall musste er wohl mit einer Abreibung und irgendeiner Drohung rechnen. Mit diesem halbwegs beruhigenden Gedanken im Hinterkopf hatte Michael Vinnie angerufen und um ein Treffen gebeten. Vinnie hatte ihn eingeladen, ins Restaurant zu kommen.

Beim Eintreten musste Michael einen schweren Vorhang beiseiteschieben, der die Tische in der Nähe vor Zugluft schützte. Es dauerte einen Augenblick, bis seine Augen sich an die schummerige Beleuchtung gewöhnt hatten. Zu seiner Linken befanden sich eine lange Theke und ein künstlicher offener Kamin. In der Mitte des Lokals standen viele unterschiedlich große Tische. Alle Stühle waren hochgestellt, um den Putzkräften die Arbeit zu erleichtern. Zu seiner Rechten befanden sich sechs mit rotem Samt gepolsterte Sitznischen, die als die besten Plätze galten. Zwei davon waren besetzt. In der ersten saßen Franco Ponti, Angelo Facciolo, Freddie Capuso und Richie Herns. Michael kannte sie alle noch von St. Mary's, vor Franco Ponti hatte er am meisten Angst. Es war allgemein bekannt, dass er Vinnies wichtigster Vollstrecker war. Angelo hatte in der Highschool zu einer anderen Clique gehört, daher kannte Michael ihn nicht ganz so gut, aber sein Äußeres reichte aus, um ihm eine Gänsehaut

über den Rücken zu jagen. Freddie war ihm am vertrautesten, und Richie kannte er kaum, beide waren im Grunde genommen nichts weiter als Handlanger.

Vinnie winkte ihn zu sich an den Nachbartisch. Neben ihm saß Carol Cirone, die seit Jahren Vinnies feste Freundin war. Mit ihrer blond gefärbten Turmfrisur, dem hautengen weißen Pullover und der Perlenkette wirkte sie wie eine Karikatur aus *West Side Story*, aber niemand machte irgendwelche Witze über sie, zumindest nicht, wenn Vinnie in der Nähe war.

»Mikey!«, rief Vinnie. »Komm her! Hast du schon gegessen?«

Michael ging an dem Tisch mit den Handlangern vorbei. »Hallo, Jungs«, sagte er, um ihnen seinen Respekt zu zeigen. Sie nickten alle, aber keiner sagte ein Wort.

Vinnie zog die Serviette aus seinem Hemdkragen, schob sich aus der Sitznische und begrüßte Michael mit einer Umarmung. Michael erwiderte die Umarmung, fühlte sich aber unwohl dabei. Er wusste, dass das, was er zu sagen hatte, Vinnie nicht gefallen würde.

Eine Hand auf Michaels Schulter gelegt, deutete Vinnie auf seine Tischnachbarin. »Du und Carol, ihr kennt euch natürlich.«

»Natürlich«, erwiderte Michael. Er ergriff ihre sittsam ausgestreckte Hand und tauschte einen ebenso sittsamen Händedruck mit ihr.

»Setz dich doch, setz dich doch«, sagte Vinnie mehrfach, während er wieder Platz nahm. Im Gegensatz zu seiner Wortwahl war der Klang seiner Stimme sehr viel kultivierter, als man es bei einem Mann aus seiner Branche erwarten konnte, und zwar auch dann, wenn er wütend war, was durchaus häufiger vorkommen konnte – eine Eigenschaft, die Michael sehr irritierend fand.

Michael schlüpfte in die gegenüber stehende Bank, sodass Carol zwischen ihm und Vinnie eingeklemmt war.

»Wie wär's mit einem Teller Spaghetti Bolognese?«, schlug Vinnie vor. »Und ein Glas Barolo? Ein Siebenundneunziger, einfach göttlich.«

Michael war mit allem einverstanden, um ja nicht schon am Anfang einen Fehler zu machen. Vinnie hatte sich seit der Highschool, als ihn die Mädchen alle angehimmelt hatten, kaum verändert. Sein Spitzname lautete »Prinz«. Er besaß ein volles, ebenmäßiges Gesicht. Wie Michael trug er am liebsten maßgeschneiderte Kleidung, deshalb sah man ihn täglich in Anzug und Krawatte. Außerdem war er, ebenfalls wie Michael, stolz darauf, dass sein Gewicht seit der Highschool konstant geblieben war. Damit das auch so blieb, ging er regelmäßig ins Fitnessstudio.

»Und, wie machen sich unsere Geldanlagen?«, erkundigte sich Vinnie. In

geschäftlichen Dingen vergeudete er keine Zeit. Seit über einem Jahrzehnt hatte Michael geschäftlich mit Vinnie zu tun. Alles hatte klein angefangen, als Michael bei Morgan Stanley war. Eines Tages hatte er Vinnie vorgeschlagen, die Einnahmen der Lucia-Bande aus Drogenhandel, Wucherkrediten, Spielhöllen, Hehlereien, Erpressung, illegalen Autorennen und Entführungen, überwiegend am Kennedy Airport, zu waschen. Es war Michaels Idee gewesen, das Geld, verdeckt durch eine ganze Reihe von Tarnfirmen, als Investitionskapital bei verschiedenen Börsengängen einzusetzen. Daraus war ein für beide Seiten außerordentlich profitables Geschäft geworden. Michael wusch das Geld nicht nur, sondern verdoppelte es oft genug sogar, während Vinnie früher für solche Dienste extra bezahlen musste. Je mehr Vertrauen Vinnie gefasst hatte, desto mehr Kapital hatte er Michael anvertraut, sodass dieser in der Lage gewesen war, Morgan Stanley im gegenseitigen Einvernehmen zu verlassen und seine eigene kleine, aber feine Kapitalvermittlungsagentur zu eröffnen.

»Um ehrlich zu sein«, erwiderte Michael auf Vinnies direkte Frage, »es gibt da ein Problem, über das ich mit dir reden muss.«

»Ach, tatsächlich?« Vinnies Stimme hatte diesen bewusst ruhigen, weichen Klang, der Michaels Nackenhaare zu Berge stehen ließ.

»Ich fürchte, ja«, sagte Michael. Hoffentlich bekam niemand mit, wie sehr seine Stimme zitterte.

»Carol, Schätzchen«, sagte Vinnie. »Würdest du uns bitte entschuldigen? Mikey und ich müssen uns unterhalten.«

»Ich bin aber mit meinen Spaghetti noch nicht fertig«, quengelte sie.

»Carol!« Vinnies Stimme klang jetzt ein klein wenig tiefer, er blickte sie von der Seite her an.

»Na gut, von mir aus«, erwiderte Carol und warf ihre Serviette auf den Teller. »Was soll ich jetzt machen?«

»Was du willst, Puppe. Freddie oder Richie können dich fahren.«

Carol verzog sich, und Michael saß nun wieder Vinnie gegenüber, der ihn regungslos anstarrte. Michaels Eingeweide zogen sich zu einem Knoten zusammen.

»Ich hoffe, diese Schwierigkeiten haben nichts mit Angels Healthcare zu tun; wenn das doch so wäre, hätte ich ein ganz schlechtes Gefühl«, sagte Vinnie schließlich.

Michael räusperte sich und wollte gerade anfangen zu reden, als der Kellner mit einem dampfenden Teller Spaghetti und einem Weinglas sowie Besteck am Tisch auftauchte. Er spürte die Anspannung und beeilte sich, das Gedeck aufzutragen und den Wein einzuschenken, dann verschwand er wieder.

»Es geht um Angels Healthcare«, gestand Michael. »Die brauchen noch mehr Geld, um den Betrieb aufrechtzuerhalten. Das Problem war, dass sie diese Bakterien loswerden mussten, deshalb mussten die OPs geschlossen werden, daraufhin haben sie keine Umsätze gemacht.«

»Das Gleiche hast du mir schon vor einem Monat erzählt«, erwiderte Vinnie. Seine Stimme blieb weiterhin ruhig, doch seine Augen verrieten seinen aufsteigenden Zorn. »Der letzte Kredit sollte doch alle Ausgaben bis zum Börsengang abdecken.«

»Das habe ich bis vor einer Stunde auch noch gedacht, aber dann hat meine Ex mir was anderes erzählt«, sagte Michael. Vielleicht konnte er die Verantwortung auf sie abwälzen.

»Was ist denn passiert?«

»Die OPs waren länger geschlossen als geplant, sodass sie keine Einnahmen hatten, und die Desinfektion hat auch mehr gekostet als angenommen.«

»Sind die OPs jetzt wieder in Betrieb?«

»Ja, aber es wird wohl noch ein paar Wochen dauern, bis die Ärzte wieder das nötige Vertrauen haben, dass das Ganze ausgestanden ist.«

»Ist es denn ausgestanden?«

»Soweit ich es beurteilen kann, ja.«

»In Bezug auf die benötigte Summe hast du mit deinem Urteil aber auch daneben gelegen. Wieso glaubst du, dass das in Bezug auf dieses Infektionsproblem anders ist?«

»Ich weiß nicht«, meinte Michael achselzuckend. »Ich kann nur das weitergeben, was ich selbst gehört habe.«

»Wie viel wird denn bis zum Börsengang noch benötigt?«

»Zweihunderttausend, hat man mir gesagt.«

Wieder durchbohrte Vinnie Michael mit Blicken. Michael zuckte zunächst zusammen und starrte dann auf sein Essen hinab. In dieser Situation wusste er nicht, was respektloser gewesen wäre: zu essen oder nicht zu essen. Er wollte auf gar keinen Fall, dass Vinnie sich ausgerechnet jetzt über irgendwelche Tischmanieren aufregte. Denn er konnte in dieser Beziehung ziemlich empfindlich sein.

»Iss!«, befahl Vinnie und durchbrach damit das Schweigen.

Michael hatte keinen Hunger, griff aber trotzdem zur Gabel und mühte sich nach Kräften, einen Bissen Spaghetti aufzuwickeln.

»Ich bin alles andere als zufrieden damit«, sagte Vinnie. Drohend beugte er sich nach vorne. »So langsam komme ich mir vor wie dein Laufbursche. Zuerst willst du

Geld von mir, dann geht es um einen Buchhalter, der die Verluste den Bullen melden will, und jetzt soll es noch mehr Geld sein. Wo soll das noch hinführen?«

»Das kommt auch für mich total überraschend«, brachte Michael zu seiner Verteidigung vor. »Aber es ist und bleibt eine sehr gute Investition. Vertrau mir! Sonst hätte ich doch niemals dein Geld da reingesteckt. Ich habe auch praktisch mein ganzes Vermögen verpfändet, um mir einen möglichst großen Anteil zu sichern.«

»Um ganz offen zu sein, dein Geld ist mir egal«, erwiderte Vinnie. »Ich mache mir viel mehr Sorgen um das Geld, für das ich die Verantwortung trage. Ich will es nicht verlieren. Dann wäre ich nämlich manchen Leuten eine Menge Erklärungen schuldig.«

»Das Geld geht nicht verloren«, sagte Michael mit großer Entschiedenheit, auch wenn er sich nicht ganz so sicher war, wie es sich anhörte. »Das Schlimmste, was passieren kann, ist eine Verschiebung des Börsengangs.«

»Das will ich verhindern, und ich leiste auch meinen Beitrag dazu. Deshalb habe ich schon eine Viertelmillion nachgeschossen, und deshalb kümmere ich mich auch um diese Buchhalter-Geschichte.«

»Du hast noch nicht mit ihm gesprochen?«, erkundigte sich Michael erschrocken.

»Oh, doch, ich habe mit ihm gesprochen. Sogar Franco und Angelo haben mit ihm gesprochen.«

»Verhält er sich nicht kooperativ?«

»Das würde ich nicht sagen. Ich bin mir hundertprozentig sicher, dass er dieses Formular nicht weitergeben wird. Allerdings gibt es da noch eine unbekannte Größe, nämlich seine Sekretärin, die bedauerlicherweise eine Kopie dieses möglicherweise Unruhe stiftenden Berichts hat. Es hat den Anschein, als müssten wir uns auch mit ihr noch unterhalten.«

»Daran habe ich nicht gedacht«, gestand Michael. »Gute Idee!« Er war erleichtert. Das Letzte, was er jetzt gebrauchen konnte, war ein Problem, das er bereits als erledigt betrachtet hatte. Michael machte gerne mit Vinnie Geschäfte, aber er wollte lieber nicht wissen, woher das Geld stammte oder wie Vinnies Operationen im Einzelnen abliefen. Seine Fantasie reichte ihm vollkommen aus, und genau deshalb war er so nervös angesichts dieser Zwickmühle, in der er sich jetzt befand.

»Das Entscheidende ist doch, Mikey, dass ich ohne jeden Zweifel meinen Beitrag geleistet habe«, fuhr Vinnie fort, »und ich möchte, dass du deinen leistest. Falls Angels Healthcare noch mehr Geld für den Börsengang benötigt, dann musst du das beschaffen.«

»Aber ...«, fing Michael an.

»Kein Aber, Mikey«, unterbrach ihn Vinnie ruhig. »Wir kennen einander schon lange, aber hier geht es ums Geschäft. Ich will, dass dieser Börsengang stattfindet. Du bist ein guter Verkäufer und hast meine Erwartungen gesteigert. Falls der Börsengang also nicht so abläuft, wie du es gesagt hast, dann gebe ich dir die Schuld daran und kündige dir die Freundschaft. Von dem Augenblick an wirst du ausschließlich mit Franco zu tun haben.«

Michael versuchte zu schlucken, aber es ging nicht. Seine Kehle war wie ausgedörret. Er griff nach seinem unberührten Weinglas und nahm einen tiefen Schluck.

Detective Lieutenant Lou Soldano schaute auf die Armbanduhr. Es war fast schon halb zwei, jetzt wusste er auch, wieso sein Magen knurrte. Nachdem er heute Morgen irgendwann nach acht die Gerichtsmedizin verlassen hatte, war er in seine Wohnung in der Prince Street in SoHo gefahren und auf dem Sofa eingeschlafen. Er war so erschöpft gewesen, dass er es nicht einmal mehr bis ins Schlafzimmer geschafft hatte.

Gegen Mittag war er aufgewacht, hatte sich rasiert und geduscht und nebenbei eine Tasse Kaffee getrunken. Dann hatte er im OCME angerufen, um zu erfahren, was Jack bei den beiden Obduktionen herausgefunden hatte, die er nicht mehr mitbekommen hatte. Jack war immer noch unten im Schacht und nicht erreichbar, also ließ sich Lou mit dem Kontaktbeamten des New York Police Department, Sergeant Murphy, verbinden. Seine größte Sorge galt der nicht identifizierten Wasserleiche, die allem Anschein nach einem Attentat in der Unterwelt zum Opfer gefallen war. Er wollte wissen, ob Murphy unter den Vermisstenanzeigen bereits einen Hinweis auf deren Identität gefunden hatte. Bis jetzt hatte niemand einen Amerikaner asiatischer Abstammung als vermisst gemeldet, wodurch Lous Neugier noch gesteigert wurde. Der Fall wurde aus Lous Perspektive so oder so immer interessanter, schließlich hoffte er, weitere Wasserleichen verhindern zu können. Neben der Art und Weise, wie der Mann erschossen worden war, war es vor allem die Tatsache, dass er weit draußen im Hafen ins Wasser geworfen worden war, die Lous Überzeugung, dass es sich um einen Mord im Umfeld des organisierten Verbrechens handelte, noch verstärkte. Im Frühling, Sommer und Herbst wurden solche Leichen immer in den Wäldern weiter oben im Norden vergraben. Aber im Winter, wenn der Boden hart gefroren war, wurden sie in den Fluss beziehungsweise, wenn die Täter über die entsprechenden Mittel verfügten, im Hafen oder sogar noch weiter draußen, jenseits der Verrazano Bridge, ins Wasser geworfen.

Mit knurrendem Magen machte Lou sich auf die Suche nach einer Imbissbude. Er

saß in seinem alten Dienstwagen, einem Chevy Caprice, an dem er mit sentimental Gefühlen hing. Da er geschieden war und die beiden Kinder aufs College gingen, war der Wagen seine einzige Verbindung zu seinem früheren Leben.

»Mein Gott! Johnny's Sub! Den gibt es immer noch!«, sagte er laut, nachdem sein Blick auf den kleinen Laden zu seiner Linken gefallen war. Er schaltete den Blinker ein und bremste, um von einem Wagen fünfzehn Zentimeter hinter seiner Heckstoßstange angehupt zu werden. Lou kurbelte das Fenster herunter und signalisierte dem wütenden Fahrer, er solle ihn überholen, während er sich nach Kräften bemühte, nicht die Beherrschung zu verlieren. Irgendwann kapierte der andere und fuhr, immer noch hupend, an Lou vorbei. Als er auf gleicher Höhe war, zeigte er Lou den ausgestreckten Mittelfinger.

»Manche Dinge ändern sich nie«, murmelte Lou philosophisch vor sich hin. Er befand sich im Wohnviertel Corona im Bezirk Queens, das ihm bestens bekannt war, nicht nur, weil er im unmittelbar angrenzenden Viertel Rego Park groß geworden war, sondern auch, weil er nach seiner Berufung in das Dezernat für organisierte Kriminalität des New York Police Department im Anschluss an drei Jahre Streifendienst viel Zeit in Queens zugebracht hatte – zum einen eben, weil er sich hier gut auskannte, und zum anderen, weil das organisierte Verbrechen hier stark vertreten war. Während seiner sechsjährigen Zugehörigkeit zur Abteilung war er erst Sergeant und dann Lieutenant geworden und hatte sich schließlich ins Morddezernat versetzen lassen.

Lou fuhr auf den Parkplatz der Sandwichbude. Das Lokal selbst war nichts weiter als ein Imbissstand inmitten einer Schotterfläche. Die Kunden mussten ihren Wagen abstellen, an den Schalter kommen und ihre Bestellung aufgeben. Eine Weile später wurde eine Nummer angezeigt, und man musste noch einmal zum Schalter kommen und das dreißig Zentimeter lange Sandwich dann im Auto sitzend verspeisen. Lou konnte sich noch erinnern, wie er zu Highschoolzeiten mit seiner ersten Schrottkiste hier Stammgast war.

Fünfzehn Minuten später war Louunschlos glücklich. Er verwöhnte seinen Gaumen mit Johnny's Meatball Extravaganza, seinem Lieblingssandwich von damals, und schwelgte dabei in Erinnerungen. Ihm wurde warm ums Herz, als er daran dachte, wie er während seines letzten Jahres auf der Highschool spät in der Nacht mit Gina Pantanella zu Johnny's gefahren war. Er hatte ganz hinten geparkt, und dann hatten sie es miteinander getrieben.

Der andere Grund für Lous große Zufriedenheit war die Tatsache, dass das

Johnny's direkt gegenüber des Neapolitan lag. Aus seiner Zeit bei der organisierten Kriminalität wusste er, dass das Restaurant Vinnie Dominick, dem Statthalter der Lucia-Familie in Queens, de facto als Büro diente. Er wusste, dass das labile Gleichgewicht zwischen den traditionellen Verbrecherbanden hier im Gebiet – nämlich den Lucias und den Vaccaros – im Augenblick gefährdet war, hauptsächlich durch neue asiatische Organisationen in Flushing und Woodside. Lou wollte in Erfahrung bringen, ob die Wasserleiche vielleicht damit im Zusammenhang stand, zu diesem Zweck wollte er sich auf Vinnie Dominick konzentrieren, weil Vinnies Pendant aus der Vaccarro-Familie, Paulie Cerino, derzeit im Knast saß. Allerdings würde Lou nicht etwa Vinnie ansprechen, sondern einen seiner Handlanger, Freddie Capuso. Als Lou noch bei der organisierten Kriminalität arbeitete, hatte er Freddie als Informanten angeheuert, deshalb hatte er immer noch etwas gegen das Bürschchen in der Hand. Er war nämlich zufälligerweise dahintergekommen, dass der Junge sich auf ein gefährliches Spiel als Doppelagent eingelassen hatte. Obwohl er in erster Linie für Vinnie arbeitete, gab er Informationen an Paulie weiter, die manchmal stimmten, manchmal aber auch nicht. Damals hatte Lou sich gefragt, wie das Bürschchen überhaupt noch schlafen konnte, denn wenn ihm irgendjemand auf die Schliche gekommen wäre, wäre er einfach vom Erdboden verschwunden und vermutlich als Fischfutter draußen vor der Verrazano Bridge gelandet.

Lou hatte keine Ahnung, ob Freddie überhaupt noch für Vinnie arbeitete und ob er noch am Leben war, aber das wollte er herausfinden. Seiner Schätzung nach war Vinnie ganz in der Nähe, denn vor dem Restaurant parkte in zweiter Reihe ein schwarzer Cadillac. Allerdings ein Oldtimer, und Lou glaubte eigentlich nicht, dass das Vinnies Stil entsprach.

Schlagartig hörte Lou auf zu kauen. Eine einzelne Gestalt kam aus dem Restaurant. Eine Sekunde lang glaubte Lou, anhand der Frisur und der Kleidung Vinnie erkannt zu haben. Das verwirrte ihn, denn Vinnie würde niemals alleine ins Freie kommen. Doch dann, als der Mann quer über die Straße auf Lou zugerannt kam, erkannte er, dass es gar nicht Vinnie war. Es war jemand, den Lou nicht kannte und der sich verdächtig benahm. Er machte einen nervösen oder verängstigten Eindruck, fummelte mit seiner Fernbedienung für seine Autotür herum und blickte immer wieder zu beiden Seiten die Straße entlang und zurück zum Restaurant. Einen Augenblick später saß er im Wagen, fuhr los, wendete verbotenerweise mitten auf der Straße und jagte dann mit quietschenden Reifen in Richtung Manhattan davon. Lou versuchte das Kennzeichen zu erkennen, aber er war zu langsam. Mehr als »5V« und die Tatsache, dass das

Kennzeichen aus New York stammte, konnte er nicht erkennen.

Lou blickte wieder zum Restaurant zurück und rechnete fast damit, dass gleich einer von Vinnies Männern die Verfolgung aufnahm. Aber nichts geschah. Alles blieb ruhig. Lou ließ sich in seinen Sitz zurücksinken und biss noch einmal von seinem Sandwich ab. Beim Kauen überlegte er, worum es bei diesem Treffen zwischen Vinnie und seinem Doppelgänger wohl gegangen sein mochte, dass der Fremde so dermaßen nervös gewirkt hatte. Vermutlich um Geld, und nach der Kleidung des Kerls und der Tatsache, dass er einen luxuriösen Geländewagen fuhr, zu urteilen, wohl im Zusammenhang mit irgendwelchen Glücksspielen. Falls Lou mit seiner Vermutung recht hatte und der Typ Vinnie eine große Summe schuldete, dann steckte er bis zum Hals in Schwierigkeiten. Leute wie Vinnie duldeten nicht, dass ihnen jemand längere Zeit Geld schuldig blieb. Andernfalls wäre das ganze Kartenhaus eingestürzt. Das brachte Lou zu der Frage, ob sich so vielleicht auch die Wasserleiche erklären ließ. Vielleicht ging es gar nicht um ein aufmüpfiges, konkurrierendes Syndikat, sondern schlicht um die Beseitigung eines Versagers.

Schlagartig hörte Lou auf zu kauen. Ein neuer, schwarzer Cadillac mit getönten Scheiben schob sich nun von rechts ins Bild und kam hinter dem Oldtimer zum Stehen. Einen Augenblick später warf Lou sein Sandwich beiseite, sodass sich Fleischklößchen auf dem Beifahrersitz verteilten. Blitzartig stieg er aus und stand schon auf der anderen Straßenseite, als der Fahrer des Cadillac das Heck des Wagens umrundete. Endlich war das Glück einmal auf Lous Seite, denn bei dem Fahrer handelte es sich um Freddie Capuso, und er war allein.

»Freddie, mein Freund«, rief Lou.

Freddie blieb stehen und drehte sich um, während Lou auf ihn zukam. Kaum hatte er Lou erkannt, wurde er kreidebleich im Gesicht. Nervös schaute er sich um, vor allem in Richtung des nahe gelegenen Restauranteingangs.

»Du meine Güte!«, stieß Lou hervor. »Wie lange ist das bloß her, Freddie, altes Haus?« Als Lou Freddie das letzte Mal gesehen hatte, war er ein dürres Bürschchen gewesen, das beim Gehen bewusst die Arme abgespreizt hatte, um irgendwie muskulös zu wirken. Jetzt war er zum Mann geworden, zumindest annähernd.

»Heilige Scheiße, Lieutenant! Was, zum Teufel, machen Sie denn hier?«

»Hab mir bloß gegenüber ein Sandwich besorgt, im Gedenken an alte Zeiten. Das habe ich früher immer gemacht, als ich noch auf der Highschool war. Und mit einem Mal tauchst du hier auf. So ein Zufall.«

»Schön, Sie zu sehen«, sagte Freddie hastig, »aber ich muss los.«

»Immer mit der Ruhe«, erwiderte Lou. Mit einer Hand packte er Freddie am Oberarm, während er die andere Hand auf seine im Halfter steckende Pistole legte. Lou wusste, dass diese Typen hinterlistig und unberechenbar waren.

»Wenn ich mit Ihnen gesehen werde, dann bringen die mich um!«, platzte Freddie hervor.

»Wenn ich nur ein einziges Telefonat führe, dann bringen die dich um, mein Freund. Ich will bloß kurz mit dir reden. Mein Wagen steht da drüben auf dem Parkplatz von Johnny's. Laufen wir schnell rüber, dann sieht uns keiner.«

Freddie blickte um Lou herum hinüber zu Johnny's, als würde er Lou nicht trauen, und dann wieder zur Tür des Neapolitan.

»Je länger es dauert, desto größer wird dein Risiko«, sagte Lou. Er zog Freddie am Arm ein Stück in Richtung seines Caprice.

Freddie hatte schnell kapiert, dass er keine Wahl hatte. Er nickte und überquerte mit schnellen Schritten die Straße. Lou ging ihm nach, bis sie vor der Beifahrertür standen. Freddie riss sie auf und sagte nach einem einzigen Blick auf die auf dem Sitz verteilten Fleischbällchen, Tomatenscheiben und Zwiebelringe: »Ich setze mich nicht in so eine Schweinerei!«

Lou wollte wissen, was er damit meinte, und warf einen Blick über Freddie's Schulter. »Ich kann deine Zurückhaltung verstehen«, meinte er. Er klappte die Beifahrertür wieder zu und machte die hintere auf. Mit einer Handbewegung lud er Freddie zum Einsteigen ein und kletterte hinterher.

»Machen Sie schnell«, befahl Freddie, als hätte er hier irgendetwas zu sagen.

»Ich werd's versuchen«, erwiderte Lou, ohne auf Freddie's Angeberei einzugehen. »Als Erstes: Wer ist zurzeit der lokale Capo der Vaccaros? Ich bin nicht mehr auf dem Laufenden.«

»Er heißt Louie Barbera, aber bloß vorübergehend. Paulie Cerino soll angeblich auf Bewährung freikommen.«

»Tatsächlich?«, erwiderte Lou. Das Gerücht kannte er noch nicht.

»Warum, zum Teufel, belästigen Sie mich mit solchen Fragen?«, murrte Freddie. »Das können Sie doch von allen möglichen Leuten erfahren.«

»Wie kommen Vinnie und Louie miteinander klar?«

Freddie lachte nur.

»So schlimm?«, wollte Lou wissen.

»Nachdem Paulie im Knast war, hat Vinnie einen Haufen Kohle gemacht, vor allem mit Drogen. Die Vaccaros wollen ihre alten Gebiete zurück.«

»Was läuft mit den Asiaten, den Latinos und den Russen?«

»Die gehen allen mehr und mehr auf den Sack.«

»Alle drei.«

»Hauptsächlich die Asiaten, die die Drogen aus dem Osten importieren anstatt aus Südamerika.«

»Angeblich soll gestern Abend jemand umgelegt worden sein«, sagte Lou und kam damit endlich zum Punkt. »Weißt du was darüber?« Er gab absichtlich keine Einzelheiten preis.

Freddies Blick zuckte nervös hinüber zum Restauranteingang, das reichte Lou schon. Aus jahrelanger Erfahrung ahnte er, dass der dürre Freddie etwas wusste.

»Nicht, dass ich wüsste«, sagte er wenig überzeugend.

»Na, komm schon! Zwing mich nicht, dir zu drohen, und zwing mich um der alten Zeiten willen nicht, Vinnie anzurufen.«

»Also gut, ich weiß, dass gestern Abend jemand umgelegt worden ist. Aber mehr weiß ich wirklich nicht.«

»Oh, bitte! Zieh es doch nicht unnötig in die Länge.«

»Ich weiß nicht, wer, ehrlich. Ich weiß bloß, dass es irgend so ein Typ war, der was ausplaudern wollte.«

»Was wollte das Opfer denn wem verraten?«

»Wer weiß?«

»Willst du mich eigentlich verarschen oder was?«

»Ehrlich, ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß, nämlich so gut wie gar nichts. Vinnie ist sauer wegen irgendwas, aber ich hab keine Ahnung. Er spricht nicht über solche Sachen, höchstens mit Franco Ponti.«

Lou musterte den verzweifelten, kindlich wirkenden Mann. In gewisser Weise tat er ihm leid, weil Lou sich ziemlich sicher war, dass er früher oder später in irgendeinem Müllcontainer enden würde. Er spielte ein doppeltes Spiel, war aber nicht schlau genug, das lange durchzuhalten. Andererseits war Lou aber auch wütend auf ihn, weil der Scheißkerl, genau wie all diese anderen Versager, zu einer verschwindend kleinen Gruppierung gehörte, die aber alle Italoamerikaner in ein schlechtes Licht rückte.

»Also gut«, sagte Lou nach einer Pause. »Ich will, dass du rauskriegst, wer da abgemurkst worden ist. Ich will nicht, dass die Lucias und die Vaccaros einen Krieg anzetteln, aber genau das ist meine Befürchtung.«

»Das kann ich doch niemals rauskriegen. Vinnie ist stumm wie ein Fisch. Wenn ich ihn irgendwas in die Richtung fragen würde, dann wüsste er sofort, dass was nicht

stimmt.«

»Dann frag nicht ihn, frag Franco.«

»Das wäre ja noch schlimmer. Der Typ ist wahnsinnig, das wissen Sie doch.«

»Dann überleg dir was«, meinte Lou. Er langte über Freddie hinweg und machte ihm die Tür auf.

Kapitel 7

3. April 2007, 14,20 Uhr

Mit leerem Blick starrte Laurie aus dem Seitenfenster des Taxis, das auf der Second Avenue nach Norden raste. Sie konnte an nichts anderes mehr denken als diese MRSA-Serie. Ursprünglich hatte sie darin nur eine Möglichkeit gesehen, Jack zur Verschiebung seiner Knieoperation zu überreden, doch mittlerweile hatte die ganze Sache eine vollkommen neue Dimension bekommen. Sie hatte zwar immer noch vor, Jack damit zu konfrontieren, aber jetzt spürte sie, dass sehr viel mehr dahintersteckte, und das war eine elektrisierende Aussicht. Nach ihrer Auffassung bestand die Aufgabe der Gerichtsmedizin darin, für die Toten zu sprechen und damit den Lebenden zu helfen. Und mit einem Mal schien es ihr, als sei diese MRSA-Serie ein Fall, der ihr genau das ermöglichte. Wenn sie eine Erklärung für diese Häufung an tödlich verlaufenden Infektionserkrankungen fand, dann konnte sie vermutlich potenzielle Opfer vor dem gleichen Schicksal bewahren.

Doch all diese Gedanken hatten einen entmutigenden Beigeschmack. Warum war die ganze Dimension dieses Problems hier im Gerichtsmedizinischen Institut nicht schon früher aufgefallen? Laurie überlegte kurz und kam zu dem Schluss, dass niemand ernsthaft so etwas in Betracht gezogen hatte. Hätte David Jeffries' Tod nicht ihr persönliches Interesse geweckt, dann wäre es ihr aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlich ergangen. Laurie wusste, dass rund zehn Prozent aller Krankenhauspatienten sich während ihres Klinikaufenthaltes eine Infektion zuziehen. In Zahlen waren das rund zwei Millionen Menschen und fast neunzigtausend Tote pro Jahr allein in den USA. Etwa fünfunddreißig Prozent dieser Infektionserkrankungen wurden durch Staphylokokken ausgelöst, viele durch den MRSA-Stamm. Kurz gesagt: Das Problem war so alltäglich, dass sich niemand groß darüber aufregte, schon gar nicht angesichts der Tatsache, dass bakterielle Krankheitserreger insgesamt auf dem Vormarsch waren.

Da wurde Laurie durch ein krachendes Geräusch aus ihren Überlegungen gerissen. Wäre sie nicht angeschnallt gewesen, sie hätte sich den Kopf am Dach des Taxis gestoßen.

»'Tschuldigung!«, sagte der Fahrer und sah im Rückspiegel nach, ob bei Laurie alles in Ordnung war. »Schlaglöcher, vom Winter.«

Laurie nickte. Sie freute sich über die unerwartete Entschuldigung, missbilligte jedoch den Fahrstil.

»Vielleicht könnten Sie ja ein bisschen langsamer fahren«, schlug sie vor.

»Zeit ist Geld«, erwiderte der Turban tragende Taxifahrer.

Da sie wusste, dass sie seine Einstellung sowieso nicht ändern konnte, hing Laurie wieder ihren Gedanken nach. Sie war unterwegs zum Angels Orthopedic Hospital in der Upper East Side, direkt an der Fifth Avenue und, wie sie überrascht feststellte, ungefähr auf gleicher Höhe wie ihre und Jacks gemeinsame Wohnung auf der anderen Seite des Central Park. Die vergangenen zwei Stunden waren wahnsinnig hektisch gewesen, und so schätzte sie, abgesehen von einer leichten Todesangst aufgrund des Fahrstils des Taxifahrers, die Ruhephase, die ihr durch diese Fahrt geboten wurde und die sie nutzen konnte, um ihre Gedanken zu sortieren. Sie hatte endlich auch Gelegenheit gehabt, mit Arnold Besserman und Kevin Southgate zu sprechen und sich die Namen ihrer sechs MRSA-Fälle sowie die Fallakten und die Patientenunterlagen von vier dieser sechs geben zu lassen. Arnold hatte ihr sogar den Aufsatz gegeben, den er zum Thema MRSA verfasst hatte, Laurie hatte ihn bereits überflogen.

Jetzt wusste sie mehr über das Bakterium als je zuvor, sogar mehr als unmittelbar vor ihren gerichtsmedizinischen Abschlussprüfungen, vor denen sie, wie in alten Zeiten am College, alle möglichen geheimnisvollen Fakten auswendig gelernt hatte. Darunter war auch das eine oder andere über MRSA und andere Staphylokokken gewesen. Wie Agnes gesagt hatte, der *Staphylococcus aureus* war ein außergewöhnlicher und sehr wandlungsfähiger Krankheitserreger.

Laurie hatte die Inventarnummern der von Arnold, Kevin und George Wentworth bearbeiteten Fälle an Agnes Finn weitergeleitet. Sie wollte, dass Agnes die tiefgefrorenen Gewebeproben heraussuchte und zur genauen Bestimmung des Subtyps Kulturen anlegte, genau wie bei Lauries Fall von heute Morgen und Rivas Fällen. Laurie erschien es wichtig, nachzuprüfen, wie groß die Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Keimen war.

Anschließend hatte sie mit Hilfe der Telefonnummern, die Cheryl ihr besorgt hatte, einige wichtige Gespräche geführt, zuerst mit Loraine Newman im Angels Orthopedic Hospital. Sie war genauso entgegenkommend, wie Arnold und Cheryl sie beschrieben hatten, und hatte ihr bereitwillig für heute Nachmittag, 14.30 Uhr, einen Termin für ein persönliches Gespräch eingeräumt.

Als Nächstes hatte Laurie eine gewisse Dr. Silvia Salerno im Center for Disease Control, dem Institut für Infektionskrankheiten in Atlanta, abgekürzt CDC, angerufen.

Sie war für die landesweite Erfassung und Katalogisierung von MRSA-Stämmen zuständig. Mit diesem Verzeichnis wollte man die genetische Zusammensetzung der verschiedenen Subtypen festhalten, um möglicherweise Vorsorge- und Schutzmaßnahmen treffen zu können. Außerdem gehörte Dr. Salerno dem National Healthcare Service Network des CDC an, sie war es auch, mit der Riva gesprochen und die die genaue Bestimmung der von Riva isolierten Keime veranlasst hatte.

»Wenn ich mich nicht irre, dann handelt es sich um einen nicht im Krankenhaus erworbenen sogenannten CA-MRSA-Stamm«, hatte Silvia auf Lauries Frage, ob sie sich an die Fälle erinnern konnte, geantwortet. »Ich will mal eben nachsehen. Aha, da ist es ja. CA-MRSA, USA400, MW2, SCCmecIV, PVL. Jetzt weiß ich es wieder. Das ist ein besonders ansteckender Organismus, vielleicht bisher einer der ansteckendsten überhaupt, vor allem durch dieses PVL-Toxin.«

»Hat Dr. Mehta vielleicht etwas davon erwähnt, dass ihre beiden Fälle aus zwei unterschiedlichen Kliniken stammten?«

»Das weiß ich nicht mehr. Ich bin aber davon ausgegangen, dass sie aus derselben Einrichtung kommen.«

»Es waren ganz eindeutig zwei verschiedene Kliniken. Überrascht Sie das?«

»Dann müsste man annehmen, dass die beiden Personen einander kannten oder einen gemeinsamen Bekannten hatten.«

»Sie glauben also nicht, dass das nosokomiale Infektionen waren?«

»Laut Definition kann eine Infektion nur dann als nosokomial bezeichnet werden, wenn der Patient über achtundvierzig Stunden im Krankenhaus gelegen hat.«

»Aber das ist doch nur ein theoretischer Wert. Ich meine, die Patienten könnten doch trotzdem im Krankenhaus infiziert worden sein.«

»Selbstverständlich. Diese Definition dient ja auch eher statistischen als medizinischen Zwecken, aber wenn die Symptome während der ersten vierundzwanzig Stunden eines Krankenhausaufenthalts aufgetreten sind, dann würde ich davon ausgehen, dass der Patient die Keime mitgebracht hat.«

Laurie ließ nun eine genaue Beschreibung ihrer Fallserie folgen, deren Opfer alle innerhalb von vierundzwanzig Stunden an einer MRSA-Infektion gestorben waren. In den Fällen, in denen eine genaue Bestimmung des Bakterienstamms vorgenommen worden war, hatte sie sich als nicht im Krankenhaus erworbene CA-MRSA erwiesen, wodurch sich Silvia in ihrer Überzeugung, dass die Bakterien höchstwahrscheinlich von den Patienten selbst eingeschleppt worden seien, bestätigt sah. Doch unabhängig davon hatte Silvia sehr deutlich ihr Interesse an dieser Infektionsserie bekundet und

war verwundert, dass sie von dieser Häufung an Fällen noch nichts gehört hatte. Sie hatte Laurie uneingeschränkte Unterstützung zugesagt, sich ihre direkte Durchwahlnummer geben lassen und versprochen, sich noch einmal zu melden, sobald sie nachgefragt hatte, ob vielleicht sonst jemand am CDC etwas von dieser kleinen Epidemie gehört hatte. Außerdem hatte sie zugesagt, Rivas Proben noch einmal genau unter die Lupe zu nehmen, um sicherzugehen, dass sie einander nicht nur ähnelten, sondern tatsächlich genau denselben Stamm besaßen.

Schließlich hatte Laurie noch bei der Joint Commission for Accreditation of Healthcare Organizations angerufen, der Aufsichtsbehörde für sämtliche im Gesundheitswesen tätigen Organisationen. Cheryl konnte ihr keinen bestimmten Ansprechpartner nennen, und so war Laurie immer wieder aufs Neue mit jemandem verbunden worden, der ihr angeblich helfen konnte, bis sie schließlich im Angesicht des bürokratischen Schubladendenkens die Waffen gestreckt und aufgegeben hatte.

Als das Taxi am Straßenrand stehen blieb, reichte Laurie das Fahrgeld einschließlich Trinkgeld nach vorne. Dann stand sie vor einer beeindruckenden, modernen Hochhausfassade aus grün getönten Glasscheiben, die von senkrechten Marmorträgern eingefasst waren. Der Name Angels Orthopedic Hospital war in einen giebelförmigen, marmornen Türsturz über dem Haupteingang eingraviert. Ein livrierter Türsteher stand auf dem Bürgersteig. Eine geschwungene Rampe führte zu einer Krankenwagenschleuse, einem Lieferanteneingang und einem mehrstöckigen Parkhaus auf der Rückseite des Gebäudes.

Noch beeindruckender war jedoch das Innere. Laurie kam sich eher vor wie im Ritz-Carlton als in einem Krankenhaus. Jacks Beschreibung von heute Morgen stimmte genau. Der Fußboden war teils aus Parkett, teils aus Marmor, und der Informationsschalter sah eher aus wie eine Portiersloge, besetzt mit zwei nebeneinander sitzenden, uniformierten Männern in Anzug und Krawatte. Doch das Auffallendste war nicht etwa die Inneneinrichtung, sondern die Leere. Hier redete und rannte nicht alles durcheinander wie in einem normalen Krankenhaus. Abgesehen von den beiden Männern am Informationsschalter befanden sich nur noch zwei Personen in der großzügigen Empfangshalle. Sie saßen auf zwei einander gegenüberstehenden, elegant gepolsterten Sofas.

Laurie trat an den Informationsschalter und zog damit die ungeteilte Aufmerksamkeit beider Männer auf sich. Sie fragte nach Loraine Newman und sagte, dass sie einen Termin habe.

»Aber selbstverständlich, Madam«, erwiderte einer der Männer. Er griff nach dem

Telefon und deutete nach einigen kurzen Worten auf eine Doppeltür links neben den Fahrstuhlschächten. »Miss Newman erwartet Sie in der Verwaltung.«

Laurie folgte den Anweisungen und schob sich durch die Tür. Die Verwaltungsabteilung war zwar zweckmäßiger eingerichtet als die Empfangshalle, aber immer noch luxuriöser als alle Krankenhäuser, die Laurie jemals von innen gesehen hatte. Es war ein breiter, lang gezogener Raum mit gläsernen Büroabteilen zu beiden Seiten, vor denen sich jeweils ein Sekretariatsarbeitsplatz befand. Die meisten Schreibtische waren besetzt, aber es hatte nicht den Anschein, als würde hier besonders viel gearbeitet. Nur ein paar Sekretärinnen waren mit Tippen beschäftigt, während die meisten anderen sich in gedämpftem Tonfall unterhielten.

Eine der Sekretärinnen wurde auf Laurie aufmerksam und erkundigte sich, ob sie ihr irgendwie helfen könne, doch noch bevor Laurie antworten konnte, öffnete sich eine der gläsernen Türen, und eine energiegeladene Frau rief ihren Namen. Sie trug einen braunen Rollkragenpullover, einen Rock und darüber einen weißen Labormantel, stellte sich als Loraine Newman vor und bat sie in ihr Büroabteil.

»Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen?«, fragte Loraine. Sie hatte in etwa Lauries Größe und Figur und vermutlich sogar ungefähr ihr Alter, war aber trotzdem eine völlig andere Erscheinung als Laurie mit ihren blonden Haaren und dem blassen Teint. »Bitte setzen Sie sich doch«, sagte sie, während sie Lauries Mantel mit einem Kleiderbügel in einen schmalen Schrank hängte.

Laurie setzte sich, Loraine trat hinter den Schreibtisch und tat es ihr gleich.

»Ich habe noch nie mit einer Gerichtsmedizinerin gesprochen«, sagte Loraine lächelnd. »Ich bewundere Ihre Arbeit zutiefst.«

»Wir kommen nicht viel rum«, erwiderte Laurie. »Die meisten Besuche vor Ort werden von unseren kriminaltechnischen Assistenten erledigt.« Sie zuckte innerlich zusammen, als ihr klar wurde, dass Bingham mit ihrem Vorgehen bestimmt nicht einverstanden wäre.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«, erkundigte sich Loraine. »Ich nehme an, Sie sind wegen des unglücklichen MRSA-Todesfalls von gestern hier.«

»Unter anderem, ja«, erwiderte Laurie. »Ich habe Mr Jeffries heute Morgen obduziert. Die Größe und Menge der Entzündungsherde war, um es vorsichtig auszudrücken, dramatisch, vor allem die Geschwindigkeit, mit der sie sich ausgebreitet haben.«

»Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr uns das alles mitnimmt, und damit meine ich nicht nur den tragischen Tod eines im Grunde genommen völlig gesunden

Menschen, sondern auch die Tatsache, dass so etwas geschehen konnte, obwohl wir alle erdenklichen Vorsorgemaßnahmen getroffen haben.«

»Eine Kollegin hat mir erzählt, welche Anstrengungen Sie unternommen haben. Ich kann mir vorstellen, dass das sehr entmutigend für Sie sein muss, zumal Sie allem Anschein nach elf solcher Fälle miterlebt haben.«

»*Entmutigend* ist ein viel zu schwacher Ausdruck dafür. Haben Sie bei der Obduktion denn etwas herausgefunden, was uns weiterhelfen könnte? Nach Ihrem Anruf hatte ich so etwas gehofft.«

»Ich fürchte, nein«, gab Laurie zu.

»Warum sind Sie dann hier?«

Laurie wand sich auf ihrem Stuhl. Auch wenn die Frage keineswegs feindselig geklungen hatte, so fragte sie sich jetzt auch, was genau Sie sich eigentlich von diesem Besuch versprochen hatte, und für einen kurzen Augenblick kam sie sich töricht vor.

»Ich wollte Sie nicht unter Druck setzen«, sagte Loraine, die Lauries Unbehagen spürte.

»Ist schon in Ordnung«, erwiderte Laurie. »Nach dieser Obduktion heute Morgen habe ich mehr oder weniger zufällig von den anderen Fällen erfahren, die im Verlauf der letzten dreieinhalb Monate aufgetreten sind. Ich hatte einfach das Gefühl, dass ich etwas unternehmen muss. Irgendwie hat das Gerichtsmedizinische Institut dadurch, dass dieser Ausbruch nicht bemerkt wurde, Sie und die ganze Stadt im Stich gelassen. Es gehört eigentlich zu unserer Arbeit, so etwas nicht unbemerkt durch das Netz schlüpfen zu lassen.«

»Ich weiß Ihr Verantwortungsbewusstsein sehr zu schätzen, aber ich glaube, in diesem Fall brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Wir waren uns des Problems von Anfang an bewusst, und Sie können mir glauben, dass wir alles Erdenkliche dagegen unternommen haben. Und wenn ich sage alles, dann meine ich wirklich alles. Wir haben sogar eine Vollzeitkraft eingestellt, eine Spezialistin für Krankenhaushygiene und Infektionskontrolle. Auch ich persönlich, als Vorsitzende der abteilungsübergreifenden Hygienekommission dieser Klinik, habe vom ersten Tag an versucht, etwas dagegen zu tun. Wir haben überall Informationen eingeholt, auch bei unseren Ärzten, den Schwestern und Pflegern, der Haustechnik, dem Labor, einfach überall. Seit dem ersten MRSA-Fall hat unsere Kommission sich praktisch wöchentlich getroffen. Wir haben sogar eine Zeit lang den Operationstrakt ganz geschlossen und gar nicht mehr operiert.«

»Das habe ich bereits gehört«, erwiderte Laurie. »Ich weiß zwar nicht besonders

viel über Epidemiologie, aber bei dieser Geschichte hier gibt es ein paar Dinge, die mich wirklich beunruhigen.«

»Und die wären?«

Es dauerte einen Augenblick, bis Laurie ihre Gedanken sortiert hatte. Sie wollte nicht naiv klingen, da sie wirklich nur über ein epidemiologisches Basiswissen verfügte. »Zum einen haben Sie das Problem trotz all Ihrer Bemühungen nicht in den Griff bekommen. Zweitens handelt es sich in vielen Fällen, so auch bei Jeffries, um eine primäre Lungenentzündung. Das ist meines Wissens außergewöhnlich für Staphylokokken. Und drittens sind all diese Fälle nur in Angels-Healthcare-Kliniken aufgetreten. Sie wissen, dass Ihre Schwester-Kliniken ebenfalls mit dem Problem zu kämpfen haben?«

»Natürlich. Ich treffe mich ständig mit meinen Kollegen aus der Herz- sowie der Schönheits- und Augenklinik. Außerdem habe ich – gerade, weil das Problem in allen drei Einrichtungen aufgetreten ist – der Vorsitzenden von Angels Healthcare, Dr. Angela Dawson, sehr stark zugeraten, als Koordinatorin für unsere Bemühungen eine Fachkraft für Krankenhaushygiene und Infektionskontrolle einzustellen.«

»Sprechen Sie von Dr. Cynthia Sarpoulus?«

»Genau. Warum fragen Sie?«

»Ich kann mich erinnern, dass einer meiner Kollegen aus der Gerichtsmedizin diesen Namen erwähnt hat. Er hat vor etwa einem Monat mit ihr gesprochen.«

»Sie ist einer der führenden Köpfe auf diesem Gebiet und Co-Autorin eines Standardwerks über Infektionskontrolle in Krankenhäusern. Als ich erfahren habe, dass man die Stelle mit ihr besetzt hat, da war ich mir sicher, dass wir über den Berg sind.«

»Was aber nicht der Fall ist.«

»Was nicht der Fall ist«, pflichtete Loraine bei.

»Tja, also dann noch einmal zu meinen laienhaften Bedenken«, meinte Laurie.

»Ich würde Sie nicht gerade eine Laiin nennen, Frau Doktor Montgomery«, sagte Loraine lächelnd. »Bitte, fahren Sie fort.«

»Vor etwa einer Stunde habe ich mit einer Ärztin am CDC telefoniert. Sie hatte die Gelegenheit, Staphylokokken von zwei verschiedenen Fällen, die vor etwa einem Monat an zwei unterschiedlichen Kliniken aufgetreten sind, zu kultivieren und den Subtyp zu bestimmen. Bei diesen Tests, die mit ziemlich fortschrittlichen Methoden durchgeführt wurden, hat sich herausgestellt, dass die Erreger identisch waren. Sie hat mir versprochen, noch genauere Tests durchzuführen und mich dann zurückzurufen.

Für mich mit meinen relativ oberflächlichen epidemiologischen Kenntnissen – und im Gegensatz zu der Ansicht dieser Ärztin – sieht das ganz danach aus, als ob da ein Überträger im Spiel ist: Ein Überträger, der in beide Kliniken kommt. Gibt es denn Angels-Healthcare-Mitarbeiter, die regelmäßig alle Kliniken aufsuchen?«

»Donnerwetter«, meinte Loraine. Ihr Lachen zeigte, dass sie beeindruckt war. »Wollen Sie mich mit Ihren angeblich ungenügenden epidemiologischen Kenntnissen etwa an der Nase herumführen?«

»Ich weiß nur, was ich während meiner pathologischen Facharztausbildung gelernt habe«, erwiderte Laurie.

»Wir haben uns sehr ernsthaft die Frage gestellt, ob ein Überträger die Ursache dieses Problems sein könnte. Wir haben sogar jeden einzelnen Mitarbeiter mehrfach auf Staphylokokken getestet: den medizinischen Stab ebenso wie das Dienstleistungspersonal und ganz besonders diejenigen, die regelmäßig alle drei Kliniken besuchen. Die Gründerin und Vorsitzende der Unternehmensleitung hat von Anfang an Wert darauf gelegt, einzelne Dienstleistungen wie Wäscherei, Haustechnik, Labor, Pflege sowie die Küche zu zentralisieren, um dadurch die Kosten zu reduzieren. Diese Dienstleistungsabteilungen werden von der Angels-Healthcare-Zentrale aus geleitet, wobei die einzelnen Abteilungsleiter regelmäßig alle drei Kliniken aufsuchen. Alle diese Personen werden genau aus dem von Ihnen genannten Grund regelmäßig getestet.«

»Gibt es irgendwelche positiven Resultate?«

»Auf jeden Fall. Rund zwanzig Prozent waren positiv, was in etwa dem Bevölkerungsdurchschnitt entsprechen dürfte. Beim medizinischen Personal lag der Wert sogar ein bisschen höher. Alle diejenigen mit einem positiven Testergebnis wurden so lange mit Mupirocin behandelt, bis das Ergebnis negativ war.«

»Gab es auch positive Ergebnisse für die nicht im Krankenhaus erworbene CA-MRSA?«

»Oh, ja, da gab es einige.«

»Wissen Sie, ob es der gleiche Subtyp war wie bei den verstorbenen Patienten?«

»Wir haben nur eine VITEK-Analyse auf Antibiotikaresistenz durchgeführt, aber ja, manche waren identisch.«

»Die Antibiotikaresistenz hat aber für die Ausdifferenzierung der Subtypen keine besonders große Aussagekraft.«

»Das ist mir klar, aber da wir alle Mitarbeiter, die positiv auf Staphylokokken getestet wurden, einer Behandlung unterzogen haben, dachte ich, das sei nicht so

wichtig.«

»Schon möglich«, meinte Laurie. »Haben Sie einige der isolierten Keime ans CDC geschickt und näher bestimmen lassen?«

»Nein.«

»Wieso nicht?«

»Das war eine Entscheidung der Zentrale. Ich nehme an, dass man sich nichts davon versprochen hat, da wir ja, wie schon erwähnt, sowieso alle positiv Getesteten medikamentös behandelt haben. Außerdem haben wir alle bekannten Maßnahmen zur Eindämmung von Infektionserkrankungen ergriffen.«

»Haben Sie das CDC über diesen MRSA-Ausbruch informiert?«

»Nein.«

»Und was ist mit der Joint Commission for Accreditation of Healthcare Organizations? Haben Sie die informiert?«

»Nein, auch nicht. Die Joint Commission muss nur dann informiert werden, wenn unsere Infektionsrate in einem bestimmten Überwachungszeitraum die Vier-Prozent-Marke überschreitet.«

»Und wie lange ist dieser Überwachungszeitraum?«

Laurie sah, wie Loraine zögerte, fast so, als hätte Laurie sich nach einem Staatsgeheimnis erkundigt. »Sie müssen es mir nicht sagen, wenn Ihnen nicht wohl dabei ist«, fügte Laurie hinzu. »Ich weiß nicht einmal genau, wieso ich das gefragt habe.«

»Und ich weiß nicht, wieso ich zögere. Na ja, es handelt sich jedenfalls um ein Jahr.«

»Wenn man nur die letzten drei Monate betrachtet, dann könnte die Infektionsrate durchaus über vier Prozent liegen.«

»Das kann sein«, pflichtete Loraine bei. »Aber ich habe mir nicht die Zeit genommen, das auszurechnen.«

»Wie sieht es denn mit dem Gesundheitsamt der Stadt New York aus?«, erkundigte sich Laurie. »Ich gehe davon aus, dass Sie dort Bescheid gegeben haben.«

»Selbstverständlich«, meinte Loraine. »Der zuständige Epidemiologe, Dr. Clint Abelard, hat unsere Kliniken mehrfach besucht. Er war beeindruckt von unseren Gegenmaßnahmen und hat auch keine zusätzlichen Vorschläge gemacht. Kein Wunder, wir haben wirklich alles probiert.«

»Sehr interessant«, meinte Laurie. Sie hatte, was ihren Besuch hier in der Klinik anging, mittlerweile ein besseres Gefühl, da Loraine keine ihrer Fragen lächerlich

gefunden hatte. Zugleich aber hatte sie Hemmungen, ihre etwas weiter hergeholten Vermutungen zu äußern. »Wie wäre es denn mit einer kleinen Führung? Diese Klinik hier wirkt sehr elegant, ganz anders als die Krankenhäuser, die ich sonst so kenne.«

»Aber gern«, erwiderte Loraine, ohne zu zögern. »Wir sind alle ziemlich stolz darauf, zumal wir auch alle Miteigentümer sind.«

»Tatsächlich?« Laurie staunte. »Wie kommt denn das?«

»Unsere Vorsitzende, Frau Dr. Dawson, hat jedem Mitarbeiter bei Unterzeichnung des Arbeitsvertrages ein kleines Aktienpaket überreicht. Nicht viel, aber durchaus mit einem gewissen, symbolischen Wert. Wobei sich das demnächst ja ändern könnte. Das Unternehmen will in ein paar Wochen an die Börse gehen. Wenn alles gut geht, dann sind unsere paar Aktien vielleicht bald richtig wertvoll.«

»Tja, dann hoffe ich mal das Beste für Sie.«

»Danke«, erwiderte Loraine. »Nach allem, was man hört, soll der Börsengang sehr erfolgreich werden.«

»Können Sie mich jetzt ein bisschen herumführen?«, meinte Laurie.

»Selbstverständlich.« Loraine stand auf und machte die Tür zum Sekretariatsbereich auf. Laurie folgte ihr.

»Was würden Sie denn gerne sehen?«, erkundigte sich Loraine, während sie den Verwaltungstrakt verließen und in die Eingangshalle traten. »Es ist zwar alles ein bisschen schicker als in anderen Krankenhäusern, aber im Grunde genommen dasselbe.«

»Aber ohne Notaufnahme.«

»Richtig, ohne Notaufnahme. Wir sind eine chirurgische Klinik. Wir nehmen keine medizinischen Notfälle auf.«

»Haben Sie eine Intensivstation?«

»Keine Intensivstation im eigentlichen Sinn. Wenn wir einen Fall haben, der intensivmedizinisch betreut werden muss, dann können wir einen Teil des Aufwachraums abtrennen. Falls es dort zu voll ist, dann verlegen wir die Patienten in die Uni-Klinik. Das spart uns eine Menge Geld.«

»Das glaube ich sofort«, meinte Laurie beipflichtend, aber die Vorstellung einer chirurgischen Klinik ohne voll funktionsfähige Intensivstation erschien ihr recht bedenklich.

Sie blieben draußen in der Eingangshalle vor den Fahrstühlen stehen.

»Ich finde die Ruhe hier auffallend«, sagte Laurie. »Man sieht nur ganz wenig Menschen.«

»Das liegt daran, dass unsere Patientenzahlen momentan sehr gering sind. Seitdem wir diese Schwierigkeiten mit dem MRSA-Befall haben, sind sie kontinuierlich gesunken. Am schlimmsten war es natürlich, als die Operationssäle komplett geschlossen waren. In dieser Zeit waren sämtliche Angestellten einschließlich des Direktors damit beschäftigt, alles zu desinfizieren.«

»Aber jetzt sind die Operationssäle wieder geöffnet?«

»Ja, mit Ausnahme des OPs, in dem Mr Jeffries operiert worden ist.«

»Sind dort gestern noch andere Patienten operiert worden?«

»Ja, in der Tat. Nach Mr Jeffries noch zwei.«

»Und die sind gesund.«

»Gesund und munter«, erwiderte Loraine. »Ich weiß, was Sie jetzt denken. Wir waren auch alle verblüfft.«

»Wenn Sie so wenige Patienten haben, heißt das, dass etliche Ihrer Ärzte lieber in anderen Kliniken operieren?«

»Ich fürchte, ja.«

»Und Dr. Wendell Anderson?«

»Er gehört zu den Mutigen, oder sollte ich sagen, zu den Loyalen? Jedenfalls operiert er immer noch regelmäßig hier.«

Laurie nickte, während sie sich ausmalte, wie sie Jack in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag im Schlaf ans Bett fesseln würde. Mehr denn je wollte sie verhindern, dass er sich operieren ließ.

»Was würden Sie denn nun gerne sehen?«, wiederholte Loraine ihre Frage.

»Könnten wir mit der Klima- und Belüftungsanlage anfangen?«

Loraine reagierte verdutzt. »Soll das ein Witz sein?«

»Nein, das ist mein Ernst«, erwiderte Laurie. »Verfügen die OPs und der Aufwachraum über ein separates System?«

»Auf jeden Fall«, antwortete Loraine. »Wir haben hier eine Anlage auf dem neuesten Stand der Technik. Sie ist so ausgelegt, dass die Atemluft in den Operationssälen alle sechs Minuten komplett ausgetauscht wird. Für den Rest der Klinik ist das nicht notwendig. Sogar unser Labor hat ein eigenes System, allerdings nicht mit diesem gewaltigen Volumen.«

»Ich würde mir die Klimaanlage trotzdem gerne ansehen«, sagte Laurie. »Vor allem den Teil, der die Operationssäle versorgt.«

»Nun, ich wüsste nicht, was dagegen sprechen sollte.« Sie betraten einen Fahrstuhl. Loraine drückte auf die Taste für die dritte Etage. Sie erläuterte, dass im ersten Stock

die Behandlungsräume für ambulante Patienten untergebracht waren, im zweiten die Operationssäle und der Aufwachraum sowie die Vorratshaltung, während der dritte Stock dem Labor und der Haustechnik vorbehalten sei. Zur Haustechnik gehörten unter anderem die Klimaanlage und die Versorgung der OPs sowie der einzelnen Patientenzimmer mit verschiedenen Gasen. In den darüber liegenden Stockwerken befanden sich die Krankenzimmer, wobei die oberste Etage einer VIP-Abteilung mit etwas größeren Zimmern und teurerer Ausstattung vorbehalten war. Die medizinische und pflegerische Versorgung jedoch war nach Loraines Beteuerungen genau gleich wie auf den anderen Stockwerken.

»Sind die anderen Angels-Healthcare-Kliniken ähnlich aufgebaut?«, wollte Laurie wissen.

»Weitgehend identisch, genau wie die sechs Kliniken, die bald gebaut werden sollen: drei in Miami und drei in Los Angeles.«

»Nicht schlecht«, sagte Laurie nur. Der Bau war beeindruckend, doch gleichzeitig stimmte es sie sehr traurig, dass dieser Luxus hier mit dem Geld bezahlt wurde, das kontinuierlich Krankenhäusern wie zum Beispiel dem University oder dem General Hospital aus der Tasche gezogen wurde, die eine umfassende medizinische Versorgung gewährleisteten und die schon jetzt alle Mühe hatten, kostendeckend zu arbeiten. Angels Healthcare war, wie andere Spezialkliniken auch, nur an zahlungskräftigen Patienten mit akuten Beschwerden interessiert, aber nicht an solchen, die keine Krankenversicherung besaßen oder chronisch krank waren. Und nicht nur das: Die Reichtümer, die die Besitzer solcher Kliniken verdienten, wurden dem Gesundheitssystem entzogen und fehlten dann in der Patientenpflege.

»Da wären wir«, sagte Loraine, als die Fahrstuhltüren aufglitten. »Zur Haustechnik geht es nach links.«

Der dritte Stock verkörperte, im Gegensatz zu dem nach Vorbild eines Fünf-Sterne-Hotels eingerichteten Foyer, minimalistisches Hightech-Design in Reinkultur. Alles glänzte in strahlendem Weiß, und der Flur war makellos sauber. Das Klacken, das die Absätze der beiden Frauen auf dem Verbundstofffußboden erzeugten, hallte von den kahlen Wänden wider. Keine Bilder, keine Schwarzen Bretter, nur geschlossene weiße Türen. Die einzige Farbe stammte von den roten Buchstaben der vorgeschriebenen EXIT-Schilder an beiden Enden des lang gezogenen Korridors.

»Ich glaube, ich weiß, warum Sie unsere Klimaanlage sehen wollen«, sagte Loraine.

»Tatsächlich?«, erwiderte Laurie. Sie wusste es selbst nicht so genau.

Das wenige, was sie über Klimaanlage wusste, hatte sie während der Renovierung des Sandsteinhauses gelernt, das sie zusammen mit Jack bewohnte.

»Sie denken an eine Infektion mit Keimen aus der Atemluft, was ich persönlich als weiteren Hinweis darauf betrachte, dass Sie alles andere als die epidemiologische Laiin sind, die Sie zu sein vorgeben. Aber ich darf Ihnen versichern, dass wir auch daran gedacht haben, deshalb haben wir das Wasser in den Auffangschalen für Kondenswasser vielfach auf *Staphylococcus aureus* getestet, zum letzten Mal heute Morgen nach der Tragödie vom gestrigen Tag.«

»Haben die Tests jemals ein positives Ergebnis erbracht?«

»Nein, nicht ein einziges Mal«, sagte Loraine mit Nachdruck. »Staphylokokken werden zwar normalerweise nicht durch die Atemluft übertragen, aber wir wollten uns gar nicht erst darauf verlassen, sondern haben, obwohl alle Tests negativ ausgefallen sind, sämtliche Auffangschalen geleert und desinfiziert.«

»Ich glaube eigentlich auch nicht, dass Staphylokokken sich über die Atemluft verbreiten«, sagte Laurie, »aber da allem Anschein nach in einer ganzen Reihe von Fällen eine primäre Pneumonie vorgelegen hat, liegt die Vermutung einer aerogenen Infektion nahe.«

»Dagegen lässt sich nichts sagen«, meinte Loraine, »zumindest nicht vom akademischen Standpunkt aus, wohl aber aus praktischer Sicht. Ich leite eine interdisziplinäre Hygienekommission, die den Namen interdisziplinär auch wirklich verdient. Darin sitzen Vertreter aller Abteilungen, aus den Pflegediensten ebenso wie aus der Küche, der Anlagenwartung und so weiter. Der Vertreter der Ärzteschaft ist im Augenblick ein Chirurg, und als wir über die Möglichkeit einer aerogenen Staphylokokkeninfektion gesprochen und dabei die Klimaanlage ins Visier genommen haben, hat er uns über eine wichtige Tatsache aufgeklärt: Patienten, die endotracheal oder über eine Laryngealmaske narkotisiert werden – was bei allen Vollnarkosen in unseren Kliniken der Fall ist –, atmen gar keine OP-Luft ein. Sie werden ausschließlich mit Luft aus der Leitung versorgt.«

»Dann bekommen sie also gar keine Umgebungsluft?«, fragte Laurie nach. Damit war ihre einzige Theorie über den Infektionsweg der MRSA-Opfer dahin.

»Zu keinem Zeitpunkt!«, bestätigte Loraine.

Dann blieb sie vor einer der geschlossenen Türen stehen. Auf einem weißen, auf Augenhöhe angebrachten Schild stand mit schwarz eingravierten Buchstaben: *Haustechnik*. »Es wird ein bisschen laut werden da drin«, sagte Loraine warnend.

Laurie nickte, während Loraine die schwere, schallisolierte Tür aufstieß. Im

Inneren ließ Laurie den Blick durch den großen, zweckmäßigen Raum mit der hohen Decke schweifen. Die Wände und die Decke waren aus Beton. Unzählige Rohre, einige isoliert und andere nicht, ragten aus zahlreichen bunten Tanks hervor, hingen von der Decke herab und bildeten ein regelrechtes Netz. Dazu kamen noch die sehr viel dickeren Rohrleitungen, die mit einem der auf Gummidämpfern stehenden Klimaaggregat verbunden waren. Jedes dieser Aggregate besaß die Ausmaße eines Kleinwagens.

»Möchten Sie sich etwas Bestimmtes anschauen?«, rief Loraine.

»Welche Anlagen sind für die Versorgung der OPs zuständig?«, rief Laurie zurück.

Loraine führte Laurie den relativ schmalen Gang zwischen den sorgfältig gewarteten Geräten entlang. Auf halbem Weg zur gegenüberliegenden Wand blieb Loraine stehen und tätschelte eines der Aggregate. »Das da. Die Kühlflüssigkeit kommt aus den Verdampfern auf dem Dach, das heiße Wasser aus der Heizungsanlage im Keller.«

»Wie kommt man an die Auffangschalen für Kondenswasser?«

»Durch diese Klappe hier«, schrie Loraine zurück. Sie griff nach der Klinke und musste kräftig ziehen, um den Unterdruck zu überwinden. Als die Klappe aufging, war ein scharfes Pfeifen zu hören.

Laurie steckte den Kopf durch die Öffnung, sodass der Wind ihr die Haare zerzauste. Sie musste sie festhalten, damit sie ihr nicht ständig ins Gesicht wehten.

»Das da unten ist die Auffangschale für das Kondensat«, rief Loraine und deutete über Lauries Schulter hinweg auf die Sockelplatte im Inneren des Klimaaggregats.

Laurie nickte. Das interessierte sie, weil sie wusste, dass Auffangschalen für Kondenswasser von Klimaanlage ein beliebter Ausgangspunkt für aerogene Infektionen wie zum Beispiel die Legionärskrankheit waren. Sie blickte ein Stück weit in das Abluftrohr hinein, wo sie ein Drahtgitter entdeckte. »Ist das ein Filter?«, brüllte sie.

»Es gibt zwei davon«, erwiderte Loraine. Dann ließ sie die Klappe deutlich hörbar ins Schloss schnappen, ging ein paar Schritte weiter und deutete mit beiden Zeigefingern auf zwei vertikale, schlitzartige Öffnungen. »Das erste ist ein Standardfilter für relativ große Partikel. Der zweite ist ein HEPA-Filter, also ein Schwebstofffilter für winzig kleine Partikel bis hin zur Größe einzelner Viren. Und um die Antwort auf Ihre Frage vorwegzunehmen: Wir haben die HEPA-Filter viele Male auf Staphylokokken getestet. Und haben nur zweimal ein positives Ergebnis bekommen.«

»War es CA-MRSA?«

»Ja, aber das war nicht von Bedeutung.«

»Wieso nicht?«

»Weil der HEPA-Filter sie alle herausgefiltert hat.«

»Wohin führt die kleine Klappe hinter dem HEPA-Filter?«

»Das ist die Reinigungsluke für das Abluftrohr. Wir lassen sämtliche Rohrleitungen einmal im Jahr reinigen.«

Nach knapp zwei Metern teilte sich das eine Abluftrohr in eine ganze Anzahl kleinerer Rohre, die aussahen wie Tentakeln eines Tintenfischs und die in die Operationssäle, in den Aufwachraum oder in den Aufenthaltsraum der Ärzte führten. Das erkannte Laurie an den Plaketten aus Resopal, mit denen jede Leitung einzeln beschriftet war. Wie das Hauptrohr, so hatten auch die kleineren je eine Reinigungsluke. »Wann sind die Rohre das letzte Mal gereinigt worden?«

»Als die OPs geschlossen waren.«

Laurie nickte. Sie blickte zum Ende des schmalen Gangs, der zwischen den Klimageräten hindurchführte, und sah an seinem Ende noch eine Tür. »Wo führt denn diese Tür da hin?«

»In einen weiteren Raum mit Klimageräten, ziemlich ähnlich wie dieser hier, nur, dass dort auch noch unsere Stromgeneratoren stehen. Dahinter gibt es noch eine Tür, die in einen Vorraum mit zwei Frachtaufzügen und einem Treppenhaus führt.«

Laurie nickte noch einmal, dann ging sie zurück und schaute sich die Rückseite des Aggregates an, das die Operationssäle mit Luft versorgte. Ähnlich wie am Abluftrohr befand sich auch am Zuluftrohr eine Reinigungsluke. Dann blickte sie achselzuckend wieder zu Lorraine. »Ich wüsste nicht, was ich jetzt noch fragen sollte. Das ist ein sehr beeindruckendes System. Und ich danke für Ihren Vortrag über Klimaaggregate. Sie scheinen sich ja wirklich auszukennen.«

»Ich habe während der Ausbildung auch einen Kurs in Krankenhaushygiene gemacht und dabei mehr über Heizungs- und Belüftungssysteme gelernt, als ich jemals wissen wollte«, schrie Lorraine. Dann deutete sie in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Sobald sich die schwere, schallisolierte Tür hinter den beiden Frauen geschlossen hatte, hüllte die Stille der scheinbar menschenleeren Klinik sie ein wie eine unsichtbare Decke. Laurie versuchte ihre Frisur zu ordnen, die momentan so aussah, als hätte sie gerade eine Spazierfahrt im Cabrio unternommen.

»Jetzt würde ich gerne eines der Krankenzimmer sehen«, sagte Laurie.

»Vorausgesetzt, Sie haben Zeit. Ich möchte Sie nicht den ganzen Nachmittag in Beschlag nehmen.«

»Bei den paar Patienten, die wir momentan haben, ist das mit Sicherheit kein Problem.«

»Wie wäre es denn mit David Jeffries' Zimmer?«

»Ich glaube, das wird gerade desinfiziert. Wir können gerne einen Blick hineinwerfen, aber ich bin mir sicher, dass das Reinigungspersonal dort gerade seine Arbeit macht.«

»Dann irgendein anderes Zimmer.«

Fünf Minuten später stand Laurie in einem der Standardzimmer. Die Gestaltung und die Inneneinrichtung harmonierten mit dem Fünf-Sterne-Ambiente des Foyers. Das Bett und die anderen Möbel waren alles andere als der übliche Krankenhausstandard. Der Flachbildfernseher, der ohne Zusatzkosten zur Verfügung stand, besaß Kabelanschluss und einen schnellen Internetzugang. Sogar ein ausklappbares Polstersofa war da, falls ein Familienmitglied beim Patienten übernachten wollte. Aber was Laurie am meisten beeindruckte, war das Badezimmer. »Oh, mein Gott«, sagte sie, als sie einen Blick auf die Marmorfiesen und den zweiten Flachbildfernseher geworfen hatte. »Gibt es eigentlich auch Patienten, die hier gar nicht mehr weg wollen?«

»Das hier ist jedenfalls sehr viel luxuriöser als mein eigenes Badezimmer, das kann ich Ihnen versichern.«

Da Laurie nach nichts Bestimmtem suchte, begutachtete sie mit Kennermiene die Belüftungsschlitze der Klimaanlage. Ein paar befanden sich hoch oben unter der Decke, ein paar andere knapp oberhalb der Sockelleiste, im eigentlichen Krankenzimmer wie auch im Badezimmer.

»Ich schätze, das war's«, sagte sie dann.

»Würden Sie gerne noch etwas sehen?«

»Na ja ...«, meinte Laurie zögernd. Nachdem ihre ziemlich vage, aber charmante Theorie, die MRSA-Opfer könnten sich im OP angesteckt haben, zum einen durch das Vorhandensein der HEPA-Filter, vor allem aber durch die Erkenntnis zunichte gemacht worden war, dass Patienten in Vollnarkose gar keine Umgebungsluft einatmeten, war Laurie zu der Überzeugung gelangt, dass ihr persönlicher Besuch hier ein kompletter Fehlschlag war, zumindest, was ihre Suche nach einer Erklärung für diesen geheimnisvollen MRSA-Ausbruch anging. Sie wollte Loraine auf keinen Fall länger in Anspruch nehmen, auch wenn diese wirklich sehr entgegenkommend war und

ihr die Führung allem Anschein nach Spaß machte. Es war eindeutig zu erkennen, dass sie stolz auf ihre Klinik war.

»Sie halten mich wirklich nicht von der Arbeit ab«, sagte Loraine, die den Grund für Lauries Zögern erraten hatte.

»Wenn das so ist, dann wäre es natürlich schön, wenn ich den OP-Bereich sehen könnte, am besten vielleicht einen der Operationssäle.«

»Dazu müssen wir Schutzkleidung überziehen.«

»Das mache ich jeden Tag.«

Auf dem Weg zurück zum Fahrstuhl erkannte Laurie, dass die Bilder an den Wänden keine Drucke, sondern echte Ölgemälde waren. Während sie auf den Fahrstuhl warteten, warf Laurie einen Blick in das angrenzende Schwesternzimmer. An der hinteren Wand waren so viele hochmoderne Flachbildschirme montiert, wie es Krankenzimmer gab. Alle waren abgeschaltet. Vier Krankenschwestern und ein Pfleger saßen entspannt herum, drei auf Schreibtischstühlen, die beiden anderen auf dem Schreibtisch selbst. Immer wieder war Gelächter zu hören.

»Das sieht ja fast so aus, als hätten sie hier gar keine Patienten«, sagte Laurie.

»Haben sie auch nicht«, erwiderte Loraine. »Deshalb habe ich Sie hierher geführt.«

»Da ich weiß, was die Unterhaltung eines Krankenhausbetriebes kostet, würde ich schätzen, dass der Finanzdirektor, wer immer das sein mag, im Augenblick Blut und Wasser schwitzt.«

»Das weiß ich wirklich nicht. Zum Glück fällt das nicht in meine Verantwortung, und ich habe nicht oft Gelegenheit, mit den Oberbossen zu reden.«

»Hat es Entlassungen gegeben?«

»Ich glaube nicht. Ein paar Leute haben sich freiwillig beurlauben lassen, aber die Verwaltung geht davon aus, dass die Patientenzahlen sehr bald wieder ansteigen. Unsere OPs sind alle wieder in Betrieb.«

»Außer dem, in dem David Jeffries operiert worden ist.«

»Er wird heute noch einmal gründlich desinfiziert, steht morgen aber wieder zur Verfügung.«

Laurie war versucht zu fragen, ob die Patienten, die morgen in diesem Saal operiert werden sollten, über David Jeffries' tragisches Dahinscheiden informiert würden, aber sie ließ es sein. Das wäre eine provokative Frage gewesen, auf die Laurie die Antwort bereits kannte. Viel zu oft wurden Patienten bestimmte Informationen vorenthalten, die ihnen eigentlich zustünden, wenn man das Prinzip des mündigen Patienten wirklich ernst nehmen wollte.

Die Etage mit den Operationsbereichen und die OPs selbst sahen, mit Ausnahme des Ärztezimmers, so aus, wie Laurie sich ein NASA-Gebäude vorstellte: steril und funktional. Außerdem fühlte sich Laurie stark an den Flur des darüber liegenden Stockwerks erinnert: Alles weiß, sogar der Fußbodenbelag war der gleiche. Allerdings waren die Wände hier gekachelt. Einen starken Kontrast bildete das Ärztezimmer, das in einem beruhigenden Grünton gestrichen war. Auch das rege Treiben im OP-Bereich, bedingt durch den Schichtwechsel von Früh- zu Spätschicht, bildete einen auffallenden Gegensatz zum Rest der Klinik.

Sogar im Umkleideraum ging es lebhaft zu. Loraine reichte Laurie einen Satz OP-Kleidung und wies ihr einen Spind zu. Während sie sich umzogen, hörte Laurie ein kurzes Gespräch zwischen Loraine und einer Bekannten, die gerade Dienstschluss hatte. Loraine fragte sie, ob sie heute viele Patienten gehabt hätten.

»Es war fast nichts los«, sagte die Frau. »Diese ständige Rumsitzerei geht einem so langsam auf die Nerven. Wir operieren nur in zwei von fünf OPs.«

Fünf Minuten später stießen Laurie und Loraine die Doppeltür zum Operationssaal auf. Kaum hatte sie sich wieder geschlossen, war das Geschnatter aus dem Aufenthaltsraum nicht mehr zu hören.

Links von Laurie hing ein Brett mit einem leeren Operationsplan, was vermuten ließ, dass demnächst kein weiterer Fall anstand. Zu ihrer Rechten befanden sich ein Schreibtisch und davor eine brusthohe Arbeitsfläche, hinter der Laurie zwei mit Plastikmützen bedeckte Köpfe entdecken konnte. Die offen stehende Tür hinter dem Schreibtisch führte in den Aufwachraum, dessen Mittelgang nach rund fünfundzwanzig Metern vor einer Wand endete.

Loraine trat an den Schreibtisch, und die beiden dahinter sitzenden Frauen hoben den Kopf. »Frau Dr. Sarpoulus!«, sagte Loraine. Sie war überrascht, hier auf ihre Vorgesetzte zu treffen. »Ich wusste nicht, dass Sie hier sind.«

»Gibt es einen bestimmten Grund, weshalb Sie das wissen mussten?«, gab Cynthia leicht gereizt zurück.

»Tja, nein, ich denke nicht«, erwiderte Loraine. Dann wandte sie sich der anderen Frau zu, auf deren Namensschild *Mrs Fran Gonzales, OP-Aufsicht* stand. »Fran, ich habe hier eine Besucherin, die einen kurzen Blick in unsere OPs werfen möchte.« Per Handzeichen bat Loraine Laurie, ebenfalls an den Tisch zu treten, und stellte sie als Gerichtsmedizinerin der Stadt New York vor.

Doch bevor Fran darauf reagieren konnte, schoss Cynthias Kopf in die Höhe, nachdem sie sich bereits wieder dem OP-Belegungsplan zugewandt hatte, mit dem sie

und Fran vor Loraines und Lauries Auftauchen beschäftigt waren. »Sie sind Gerichtsmedizinerin?«, fragte sie, und ihre Stimme klang noch aggressiver als zuvor bei ihrer Bemerkung gegenüber Loraine.

»Das ist richtig«, bestätigte Laurie.

»Was, zum Teufel, haben Sie hier zu suchen?«

»Ich, ähm ...« Laurie zögerte. Cynthias Tonfall und ihr herausfordernder Blick hatten sie verunsichert. Sie musste unwillkürlich an Arnolds Schilderung denken, der die Frau als nicht unbedingt hilfsbereit und widerspenstig beschrieben hatte. Außerdem hatte sie ihm mehr oder weniger deutlich zu verstehen gegeben, er solle wieder verschwinden. Das Letzte, was Laurie wollte, war irgendeine Konfrontation, da sie wusste, dass sie mit diesem Besuch in gewisser Weise ihre Kompetenzen überschritten hatte. Steve Mariott, der kriminaltechnische Assistent, war gestern Abend bereits hier gewesen, nachdem im OCME die Meldung von Jeffries' Tod eingegangen war.

»Nun?«, fragte Cynthia ungeduldig.

»Ich habe heute Morgen die Leiche eines Mannes obduziert, der gestern hier im Angels Orthopedic Hospital operiert worden ist. Er ist an einer außergewöhnlich aggressiven MRSA-Infektion gestorben.«

»Dessen sind wir uns alle sehr wohl bewusst, herzlichen Dank auch«, zischte Cynthia.

Laurie warf Loraine einen schnellen Blick zu. Sie wirkte ähnlich überrascht wie Laurie. »Dann habe ich mit meinen Kollegen gesprochen und festgestellt, dass Sie schon eine Reihe ähnlicher Fälle gehabt haben. Da dachte ich, es wäre vielleicht gut, persönlich vorbeizukommen, um Ihnen möglicherweise behilflich zu sein.«

Cynthia lachte zynisch. »Und wie genau wollten Sie uns behilflich sein? Haben Sie denn eine Ausbildung in Epidemiologie, Krankenhaushygiene oder wenigstens einen Schwerpunkt auf Infektionserkrankungen?«

»Von der Ausbildung her bin ich kriminaltechnische Pathologin«, sagte Laurie schüchtern. »Mit Epidemiologie hatte ich bisher nicht besonders viel zu tun, aber aus meiner Sicht müsste bei einer solchen Zahl von Infektionen möglichst schnell eine genaue Bestimmung des Subtyps des entsprechenden Organismus erfolgen.«

»Ich bin approbierte Internistin, habe mich auf Infektionskrankheiten spezialisiert und besitze einen Dokortitel in Epidemiologie Ihre Bemerkung hinsichtlich der Bestimmung des Subtyps ist richtig, aber nur, wenn eine solche Information benötigt wird, um gezielte Maßnahmen ergreifen zu können. Das war bei uns nicht der Fall, da

unsere Unternehmensleitung auf allumfassende Gegenmaßnahmen gedrungen hat. Wir wollten keine billige Lösung und uns nur auf einen bestimmten Keim konzentrieren. Ich habe vor einigen Wochen mit einem Ihrer Kollegen gesprochen, der einen unserer MRSA-Fälle obduziert hat. Ich habe ihm versichert, dass wir uns des Problems sehr wohl bewusst sind, dass wir mit allem Nachdruck an einer Lösung arbeiten und habe mich für seinen Anruf bedankt.«

»Das ist ja alles schön und gut«, erwiderte Laurie. Auch sie wurde langsam ärgerlich. »Aber da ich heute Morgen die zweifelhafte Ehre hatte, diesen unglücklichen Menschen zu obduzieren, kann ich mit einiger Überzeugung behaupten, dass Ihre Versuche, das Problem in den Griff zu bekommen, wenig erfolgreich waren.«

»Das mag wohl sein, aber deshalb brauchen wir noch lange keine Einmischung von außen. Ihre Aufgabe besteht darin, uns die Todesursache und alle anderen pathologischen Erkenntnisse, über die wir möglicherweise nicht verfügen, mitzuteilen. Tatsache ist aber, dass wir uns sehr wohl sowohl über die Ursache als auch den Hergang des Todes vollkommen im Klaren sind und dass wir alles Menschenmögliche unternehmen, um diese unglückliche Serie zu beenden. Was wollen Sie mit der Besichtigung des Operationssaals eigentlich erreichen? Was wollen Sie dort sehen?«

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht«, erwiderte Laurie. »Aber ich kann Ihnen versichern, dass es Tausende von Beispielen gibt, bei denen ein Besuch vor Ort sich im Zusammenhang mit einer kriminaltechnischen Untersuchung als hilfreich oder sogar als entscheidend erwiesen hat. Mr Jeffries ist offiziell ein Fall für die Gerichtsmedizin, und ich bin verpflichtet, seinen Tod in vollem Umfang zu untersuchen. Das beinhaltet in diesem Fall auch eine Besichtigung des Ortes, an dem sein Tod unmittelbar verursacht wurde. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass er während seiner Operation mit den Bakterien in Berührung gekommen ist, die ihn letztendlich das Leben gekostet haben.«

»Das werden wir ja sehen«, sagte Cynthia und sprang auf. »Ich hole jetzt jemanden hierher, der deutlich mehr Autorität besitzt als ich. Ich bestehe darauf, dass Sie draußen im Aufenthaltsraum warten. Ich bin sofort zurück.«

Ohne ein weiteres Wort oder auch nur einen Schulterblick stapfte Cynthia zur Doppeltür hinaus und war verschwunden.

Laurie und Loraine wechselten erneut einen verblüfften und verwirrten Blick.

»Es tut mir leid«, sagte Loraine. »Ich weiß gar nicht, was in sie gefahren ist.«

»Es ist jedenfalls bestimmt nicht Ihre Schuld.«

»Sie steht sehr stark unter Druck«, sagte Fran, die OP-Aufsicht. »Schon von Anfang an war sie ständig unter Hochspannung, und es ist immer schlimmer geworden. Sie nimmt sich die ganze Sache persönlich sehr zu Herzen, also versuchen Sie bitte, das Ganze nicht allzu ernst zu nehmen, Frau Dr. Montgomery. Sogar mir geht sie gelegentlich an die Gurgel.«

»Wen will sie denn jetzt holen?«, wollte Lorraine wissen. »Vielleicht Mr Straus, den Klinikdirektor?«

»Ich habe keine Ahnung«, meinte Fran.

»Gehen wir in den Aufenthaltsraum«, schlug Lorraine an Laurie gewandt vor.

»Das ist vielleicht keine schlechte Idee«, meinte Laurie. Der Adrenalinschub, den diese unerwartete Konfrontation und deren mögliche Konsequenzen ausgelöst hatten, hatte sie unruhig gemacht.

Im Gehen fügte Lorraine noch hinzu: »Frau Dr. Sarpoulus war schon immer sehr angespannt, genau, wie Fran gesagt hat. Sind Sie sicher, dass Sie bleiben wollen? Sie hat sich wirklich ausgesprochen unhöflich verhalten.«

»Ich bleibe«, sagte Laurie nicht ohne Bedenken. Doch sie hoffte, dass sie die Wogen im Gespräch mit jemand Vernünftigerem als Cynthia Sarpoulus wieder glätten konnte. Hier im Unfrieden wegzugehen, wäre sicherlich nicht hilfreich, falls sie noch zusätzliche Fragen hatte, und womöglich musste sie dann sogar mit einer Beschwerde bei ihrem Institut rechnen. Das wollte Laurie auf jeden Fall vermeiden.

Zurück im Aufenthaltsraum, bot Lorraine Laurie Kaffee und Kekse an, und sie nahm dankbar an. In der ganzen Aufregung hatte sie das Mittagessen ausfallen lassen und war am Verhungern.

»Dann hat also die Vorsitzende entschieden, dass die verursachenden Staphylokokken-Stämme nicht näher bestimmt werden sollten?«

»Ich schätze, ja«, erwiderte Lorraine. »Eigentlich hatte ich gedacht, dass das Cynthias Entscheidung war, aber da habe ich mich wohl geirrt.«

Laurie hatte zwar noch mehr Fragen, doch ihre Gedankengänge wurden durch Cynthias Rückkehr unterbrochen. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen, hatte sich ihre Laune nicht gebessert. Ihre klar definierten, vollen Lippen waren fest zusammengepresst, und sie kam mit entschlossenen Schritten näher, gefolgt von einem Mann und einer Frau. Die Frau war mittelgroß, mit makelloser, blasser Haut, aristokratischen Zügen und einer helmartigen Frisur aus kurzen, dicken Haaren. Sie trug einen eleganten Anzug und strahlte bei jedem ihrer Schritte eine gebieterische Entschlossenheit aus. Trotzdem schaffte sie es, so etwas wie klassische Weiblichkeit

zu verströmen.

Der Mann war das genaue Gegenteil, nicht nur, was sein Geschlecht anging, sondern auch in Bezug auf seine Erscheinung und seine Art, sich zu bewegen. Er trug ein zerknittertes, kariertes Wolljackett mit lederbesetzten Ellbogen, wie sie nach Lauries Vorstellung vor allem unter Wissenschaftlern üblich waren. Er strahlte auch keine Entschlossenheit aus, sondern eher ein gewisses Misstrauen, wobei seine Augen ununterbrochen in Bewegung waren, so, als würde er sich in einem potenziell feindlich gesinnten Umfeld bewegen.

»Frau Dr. Montgomery«, sagte Cynthia triumphierend. »Ich darf Ihnen Frau Dr. Angela Dawson, Vorstandsvorsitzende von Angels Healthcare, und Herrn Dr. Walter Osgood, Leiter der klinischen Pathologie, vorstellen. Ich denke, Sie sollten Ihre Fragen direkt an diese beiden richten.«

»Was ist denn eigentlich los?«, wollte Angela wissen. Ihr Tonfall machte deutlich, dass Lauries Anwesenheit ihr überhaupt nicht recht war.

»Ich habe keine Ahnung, fürchte ich«, sagte Laurie, während sie sich erhob. Sie und Angela waren fast gleich groß, sodass sie sich buchstäblich in die Augen sahen.

Loraine stand ebenfalls auf. »Falls mit Frau Dr. Montgomerys Anwesenheit hier etwas nicht in Ordnung sein sollte, dann ist das allein meine Schuld«, sagte sie. »Frau Dr. Montgomery hat mich nach der Obduktion von David Jeffries angerufen. Sie hat mich gefragt, ob sie mich im Rahmen ihrer Untersuchungen in der Klinik besuchen könnte, und ich habe sie eingeladen. Sie wollte lediglich unsere Klimaanlage für die OPs, ein normales Krankenzimmer sowie den Operationsbereich besichtigen. Aus meiner Sicht war das alles völlig unbedenklich. Aber vielleicht hätte ich das lieber vorher mit Mr Straus besprechen sollen.«

»Das wäre klug gewesen, schließlich ist er der Klinikdirektor«, meinte Angela zustimmend. »Das hätte uns auch diese Peinlichkeit hier erspart.« Dann wandte sie sich an Laurie. »Ihnen ist doch klar, dass Sie sich hier auf Privatgrund befinden.«

»Das ist mir klar«, erwiderte Laurie. »Aber David Jeffries ist ein Fall für die Gerichtsmedizin, und ich bin gesetzlich befugt, mir im Rahmen einer umfassenden Untersuchung der Ursache und der Umstände seines Todes alle notwendigen Dokumente und Unterlagen zu beschaffen und den Ort seines Todes zu besichtigen.«

»Sie haben ohne Zweifel das Recht, allen Ihren Pflichten nachzukommen, aber hier einfach so hereinzuplatzen, gehört mit Sicherheit nicht dazu. Gestern Abend war bereits jemand aus Ihrem Institut hier, und wir haben ihn bereitwillig empfangen. Ich werde diese Angelegenheit mit dem größten Vergnügen mit dem Leiter des OCME,

Herrn Dr. Harold Bingham, besprechen, dem ich schon bei diversen Gelegenheiten begegnen durfte.«

Laurie spürte, wie ihr ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. Obwohl sie wusste, dass sie letztendlich das Recht zu einem solchen Besuch hatte, wollte sie doch unter gar keinen Umständen, dass Bingham in diesen lächerlichen Wirrwarr um nichts und wieder nichts hineingezogen wurde, zumal sie aufgrund früherer Erfahrungen wusste, dass er vermutlich den Standpunkt der Klinik vertreten würde.

»Ich danke Ihnen für Ihren Einsatz«, fuhr Angela fort. »Ich bin mir sicher, dass Sie uns einfach nur behilflich sein wollten, aber Sie können sich vielleicht vorstellen, dass dieses Problem nicht nur für einige unserer Patienten, sondern für unsere gesamte Einrichtung ein fürchterlicher Schlag war und dass wir, um ganz offen zu sein, dieser Krise außerordentlich sensibel gegenüberstehen. Ich werde in meinem Telefonat mit Dr. Bingham deutlich machen, dass wir keineswegs etwas dagegen einzuwenden haben, dass Sie oder andere Mitarbeiter des OCME unsere Operationsräume besichtigen, aber das nächste Mal verlangen wir einen Durchsuchungsbefehl und einen MRSA-Test der betreffenden Person. Im Rahmen unserer Bemühungen, dieses grässliche Problem in den Griff zu bekommen, müssen wir darauf bestehen, dass niemand, der den OP betritt, als Überträger in Frage kommt.«

»Daran habe ich gar nicht gedacht«, sagte Laurie ein wenig schuldbewusst. Es war ihr überhaupt noch nicht in den Sinn gekommen, dass sie selbst Bakterienträgerin sein könnte, zumal sie ja erst heute Morgen einen Mann obduziert hatte, der davon geradezu überschwemmt gewesen war.

»Wir denken an nichts anderes mehr. Entscheidend aber ist, dass wir keinesfalls versuchen wollen, Sie an Ihren Ermittlungen zu hindern. Gleichzeitig sind wir jedoch der festen Überzeugung, dass ein Besuch in unserem Operationssaal Ihnen nicht im Geringsten weiterhelfen würde. Der Epidemiologe des Gesundheitsamtes der Stadt New York, Dr. Clint Abelard, der genau wie Sie im staatlichen Auftrag tätig ist, hat die Räumlichkeiten zweimal untersucht und nichts gefunden. Auch er durfte den Bereich erst betreten, nachdem sichergestellt war, dass er kein MRSA-Überträger ist.«

»Bis zu meinem Besuch hier wusste ich gar nicht, dass Sie einen Epidemiologen hinzugezogen hatten«, sagte Laurie. »Natürlich besitzt er eine sehr viel bessere Qualifikation als ich. Es tut mir leid, dass ich solche Irritationen ausgelöst habe. Hoffentlich habe ich Ihnen nicht allzu viele Umstände gemacht.«

»Das haben Sie nicht. Frau Dr. Sarpoulus, Herr Dr. Osgood und ich waren sowieso

vor Ort, da heute unsere monatliche Versammlung des medizinischen Personals stattfindet. Wir mussten also nicht erst den ganzen Weg von der Zentrale hierher machen.«

»Ich bin froh, das zu hören.«

»Ich möchte Sie aber noch auf einen weiteren Punkt hinweisen. Sie haben die Frage geäußert, warum wir die MRSA-Stämme, die für das ganze Durcheinander hier verantwortlich sind, nicht exakt haben bestimmen lassen. Aus diesem Grund habe ich Herrn Dr. Osgood gebeten, mich zu begleiten. Ich weiß, dass Frau Dr. Sarpoulus die Gründe bereits angedeutet hat, aber Dr. Osgood kann das alles noch besser erklären, da er sowohl klinischer Pathologe als auch Mikrobiologe ist. Sie müssen verstehen, dass wir alles getan haben, was in unserer Macht steht, um dieses Problem zu beseitigen. Alles andere wäre ja auch unverantwortlich.«

Eine Viertelstunde später saßen Angela und Cynthia in einem Taxi, das sie auf der Fifth Avenue nach Süden brachte. Walter war noch geblieben, um sich mit dem Laborleiter der orthopädischen Klinik zu besprechen. Die Fahrt verlief schweigend, und Angela starrte zum Seitenfenster hinaus. An den Bäumen im Central Park waren bereits die ersten Anzeichen des herannahenden Frühlings zu erkennen.

Doch Angela dachte im Augenblick weniger an die Natur, sondern mehr an ihre Probleme mit Angels Healthcare, die mit jedem Tag größer zu werden schienen. Womit sie zu diesem späten Zeitpunkt als Letztes gerechnet hatte, das waren Schwierigkeiten mit der Gerichtsmedizin. Vor allem die Öffentlichkeitswirkung machte ihr Sorgen, und das nicht erst seit heute. Schon als die ersten MRSA-Fälle aufgetreten waren, hatte sie bewusst Kontakt zum Leiter der Gerichtsmedizin aufgenommen, um ihn davon zu überzeugen, dass sie das Problem fest im Griff hatten. Sie war sogar so weit gegangen, das Gesundheitsamt der Stadt New York zu verständigen und den zuständigen Epidemiologen zu einem persönlichen Besuch der Klinik zu ermuntern.

Angela wandte sich an Cynthia. »Was hältst du denn von dieser Gerichtsmedizinerin? Macht sie auf dich einen eigenständigen Eindruck?«

»Absolut. Wieso würde sie sonst persönlich in die Klinik kommen, wo die Todesursache doch eindeutig feststeht? Das hat mir überhaupt nicht gefallen, zumal wir gleichzeitig versuchen, die ganze Geschichte unter dem Deckel zu halten. Deshalb habe ich dich dazugeholt. Ich dachte, dass du das regeln solltest.«

»Das war auch gut so. Als ich sie gesehen habe, war mir sofort klar, dass sie uns

gefährlich werden könnte. Ich weiß gar nicht genau, wieso, aber sie hat auf mich einen sehr zielgerichteten, entschlossenen und, was das Ganze noch schlimmer macht, sehr intelligenten Eindruck gemacht. Ist dir aufgefallen, wie sie den direkten Blickkontakt gesucht hat? Die meisten Leute würden in einer vergleichbaren Situation doch eher eingeschüchtert reagieren.«

»Das hat sie mit mir auch gemacht«, meinte Cynthia. »Sobald ich wusste, dass sie Gerichtsmedizinerin ist, habe ich ihr Kontra gegeben.«

»Ich mache mir schon ernsthafte Sorgen wegen ihr«, gestand Angela. »Falls sie irgendetwas über dieses MRSA-Problem an die Medien weitergibt, dann erfahren die institutionellen Anleger mit Sicherheit davon. Und wenn das der Fall ist, dann dürfte der Börsengang mit großer Wahrscheinlichkeit verschoben werden – oder er wird ein Flop.«

»Ich finde, du hast das mit ihr absolut großartig gemacht.«

»Findest du wirklich?«

»Aber ja. Zuerst einmal hast du Kritik und Beifall, Drohungen und Lob genau im richtigen Verhältnis ausgeteilt und sie damit aus dem Gleichgewicht gebracht. Und dass du ihren Chef anrufen willst, das hat ihr eindeutig einen Schlag versetzt. Ich glaube nicht, dass sie uns noch einmal besuchen kommt, sei es nun unangekündigt oder nicht. Zumal du ihr zum Abschluss deutlich gemacht hast, dass eine ganze Anzahl von Leuten, die alle eine sehr viel gründlichere epidemiologische Ausbildung haben als sie, sich mit der Lösung dieses Problems beschäftigen. Ich bin mir sicher, dass sie jetzt das Gefühl hat, ihre Pflicht erfüllt zu haben.«

»Ich hoffe, dass du recht hast«, erwiderte Angela, ohne selbst hundertprozentig überzeugt zu sein.

»Da bin ich mir sicher. Ich war beeindruckt. Einfach großartig, wie du sie gezwungen hast, nach deiner Pfeife zu tanzen.«

Angela zuckte mit den Schultern. Da war sie sich nicht so sicher. Ihr Gefühl sagte ihr das genaue Gegenteil, dass nämlich Frau Dr. Laurie Montgomery sich zu einem echten Problem auswachsen würde. Ob sie vielleicht mit Michael darüber reden sollte? Doch nachdem sie erneut für kurze Zeit aus dem Fenster gestarrt hatte, holte sie plötzlich ihr Handy aus ihrer Louis-Vuitton-Handtasche, klappte es auf und drückte eine Taste.

»Loren? Geben Sie mir die Nummer von Dr. Harold Bingham.«

An Cynthia gewandt, sagte sie: »Ich möchte vollkommen sichergehen, dass Laurie Montgomery sich in Zukunft anständig benimmt.«

Dr. Walter Osgood war nervös. Während seines gesamten Gesprächs mit Simon Friedlander, dem Laborleiter des Angels Orthopedic Hospital, musste er an den Überraschungsbesuch dieser Gerichtsmedizinerin denken. Er hatte ihr erklärt, wieso er keine genaue Bestimmung des MRSA-Subtyps angeordnet hatte. Die Frau hatte wiederholt genickt, als hätte sie verstanden, aber irgendwie hatte er das Gefühl, als sei sie nicht so recht zufrieden damit. Es war eine eher unterschwellige, aber deutlich spürbare Ahnung, und genau die bereitete ihm ziemliche Bauchschmerzen.

Nach seiner Besprechung mit Simon, die ziemlich anstrengend gewesen war, weil er die ganze Zeit mit seinen nervösen Überlegungen im Zusammenhang mit Dr. Laurie Montgomerys Besuch beschäftigt war, fragte er Simon, ob er sein Bürotelefon für einen privaten Anruf benutzen könne. Nachdem er sich an den Schreibtisch des Laborleiters gesetzt hatte, bemerkte er ein Familienfoto. Einer von Simons Söhnen war im gleichen Alter wie Walters einziges Kind. Bevor er zum Hörer griff, nahm Walter das gerahmte Foto in die Hand, um sich den Jungen genauer anzuschauen. Das Kind mit dem blonden Wuschelkopf hatte das Gesicht zu einer einfältigen Grimasse verzogen, schaute aber glücklich und offensichtlich kerngesund in die Kamera. Walter musste gegen eine plötzliche Woge der Trauer, des Zorns und der Eifersucht ankämpfen. Er stellte das Foto an seinen Platz zurück, machte die Augen zu und holte einmal tief Luft, um seine Frustration angesichts der Ungerechtigkeiten des Lebens wieder in den Griff zu bekommen. Sein Sohn war im Augenblick alles andere als kerngesund, nachdem bei ihm eine seltene und schwere Form des Hodgkin-Lymphoms festgestellt worden war, die eine, wie seine Krankenversicherung sich ausgedrückt hatte, »experimentelle Behandlungsweise« erforderlich machte. Zurzeit hatte Walters Sohn keine Haare mehr und ein Viertel seines Gewichts verloren.

Nachdem er die Augen wieder aufgemacht hatte, holte Walter sein Portemonnaie hervor und nahm einen kleinen Zettel in die Hand, auf dem nur eine Telefonnummer mit der Vorwahl von Washington, D.C., stand. Sie war eigentlich nur für Notfälle gedacht, und er überlegte kurz, ob das jetzt einer war oder nicht. Dann gab er sich einen Ruck, nahm den Hörer in die Hand und wählte.

Es klingelte ein paarmal und Walter fing an zu überlegen, was er wohl auf die Mailbox sprechen sollte. Als er schon dachte, es würde sich niemand mehr melden, wurde plötzlich doch abgenommen, und eine tiefe, misstrauische Stimme sagte: »Was ist denn?« Mehr nicht.

»Hier spricht Walter Osgood«, sagte Walter, wurde aber sofort unterbrochen.

»Telefonieren Sie übers Festnetz?«

»Ja.«

»Legen Sie auf, und rufen Sie diese Nummer an«, sagte die Stimme, ratterte eine Nummer herunter und legte auf.

Hastig kritzelte Walter die Nummer auf den Rand eines an Simon adressierten Briefumschlags, dann wählte er. Sofort war die Stimme wieder am Apparat. »Sie sollten mich doch nur im äußersten Notfall anrufen. Ist das ein Notfall?«

»Woher soll ich denn wissen, was ein Notfall ist?«, erwiderte Walter giftig. »Wenn es jetzt keiner ist, dann wird es bald einer.«

»Worum geht es?«

»Eine Gerichtsmedizinerin namens Laurie Montgomery ist im Angels Orthopedic Hospital aufgetaucht und hat Fragen gestellt.«

»Warum ist das ein Notfall?«

»Sie hat einen Patienten obduziert, der gestern an MRSA gestorben ist. Sie wollte sich den OP anschauen und war sogar oben in der Haustechnik.«

»Na, und?«

»Sie haben leicht reden. Mir gefällt das jedenfalls nicht. Als Nächstes steht vielleicht was in der Zeitung.«

»Wie war der Name noch mal?«

»Dr. Laurie Montgomery vom Gerichtsmedizinischen Institut der Stadt New York. Was wollen Sie jetzt unternehmen?«

»Ich weiß nicht. Aber ich halte Sie auf dem Laufenden, und Sie mich auch.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Walter starrte den Telefonhörer an, als könnte der ihm seine Frage beantworten. Dann ließ er ihn auf die Gabel sinken. Das Merkwürdigste war, dass er nicht einmal den Namen dieses Mannes kannte.

Sorgfältig radierte er die Telefonnummer von Simons Briefumschlag, bevor er das Büro verließ und ins Labor hinaustrat.

Lauries Taxi raste jetzt mit eingeschalteten Scheinwerfern die Second Avenue entlang in Richtung OCME. Doch anstatt sich, abgesehen von einem prüfenden Blick auf das Schloss ihres Sicherheitsgurtes, Gedanken um ihre persönliche Sicherheit zu machen, war Laurie nur mit ihrem seltsamen Besuch im Angels Orthopedic Hospital beschäftigt. Er war vollkommen anders abgelaufen, als sie erwartet hatte.

Das Gebäude war sehr viel luxuriöser als in ihrer Vorstellung. Und die handelnden Personen hatten die gesamte Bandbreite von grundsympathisch bis abstoßend

abgedeckt, wobei die Vorstandsvorsitzende von Angels Healthcare, mit der sie wirklich niemals gerechnet hatte, eindeutig zur zweiten Kategorie gehörte. Ob sie wohl ihre kaum verhüllte Drohung wahr machen und Bingham anrufen würde? Die Gesetze der Stadt New York gestatten jedem Gerichtsmediziner im Rahmen seiner Untersuchungen, alles zu unternehmen, was dem Schutz der Allgemeinheit dient, und der Besuch eines Operationstraktes, in dem sich innerhalb von drei Monaten elf Menschen mit einer tödlich verlaufenden Infektionskrankheit angesteckt hatten, fiel eindeutig in diese Kategorie.

Wenn überhaupt, dann hatte dieser Besuch ihr Bedürfnis, Jack von seiner Operation abzubringen, nur noch verstärkt, zumindest bis dieses MRSA-Mysterium gelüftet war. Angela Dawson hatte zwar Betroffenheit über den Tod ihrer Patienten zum Ausdruck gebracht, doch die Sorge um ihre Einrichtung schien genauso groß zu sein. Fast so, als ob es sich um zwei gleichwertige Dinge handelte, und das rief bei Laurie großes Entsetzen hervor. Sie konnte einfach nicht glauben, dass die Klinik unter den gegebenen Umständen weitermachte wie zuvor, dass die Umsatzrückgänge auf eine Stufe mit dem Verlust von Menschenleben gestellt wurden. Die Leiterin des Unternehmens war Laurie als Frau Dr. Dawson vorgestellt worden, Laurie hatte automatisch angenommen, es handele sich um einen medizinischen Dokortitel, aber das konnte ja wohl nicht stimmen. Jedenfalls konnte Laurie sich das nicht vorstellen.

Sie versuchte sich auf die Infektionsserie zu konzentrieren, aber die Widersprüche waren verwirrend. Sie wusste zwar, dass Staphylokokken sich durchaus über die Luft verbreiten konnten, doch das kam nur selten vor, hauptsächlich, weil Staphylokokken sich im Gegensatz zu Anthrax oder anderen bakteriellen Bedrohungen nicht zerstäuben ließen. Das Bakterium bleibt außerhalb einer warmen, feuchten, nährstoffreichen Umgebung nur für sehr kurze Zeit stabil, und falls doch einmal ein paar verirrte Moleküle in jemandes Nase oder Mund gelangen, dann benehmen sie sich vorbildlich und führen praktisch nie zu irgendwelchen Problemen. Bei ihrer Serie jedoch, wo sie es überwiegend mit primären Pneumonien zu tun hatte, mussten die Keime über die Atemluft gekommen sein, und zwar in einer hohen Dosis. Das bedeutete aber, dass die Patienten im Operationssaal einer relativ großen Menge Krankheitskeime ausgesetzt gewesen sein mussten. Das Problem dabei war nur, dass die Klimaanlage mit HEPA-Filtern bestückt war, die selbst Viren zurückhielten, die hundertmal kleiner waren als die MRSA-Bakterien, und selbst wenn vielleicht trotzdem ein paar hindurchgeschlüpft sein sollten, dann wurde die Luft im OP alle sechs Minuten ausgetauscht. Hinzu kam noch, dass die Patienten in Vollnarkose sowieso keine Umgebungsluft einatmeten. Das

bedeutet also, sagte sich Laurie, dass das Ganze unmöglich ist. Diese Infektionen waren weder als natürliches noch als vorsätzlich herbeigeführtes Phänomen erklärbar.

»Wir sind am Ziel, Madam«, sagte der Taxifahrer durch die Trennscheibe aus Plexiglas.

Laurie bezahlte, immer noch benommen von diesem Staphylokokken-Rätsel, stieg aus und ging die Treppe zur Gerichtsmedizin hinauf. Dort stellte sie zu ihrer Überraschung fest, dass Marlene immer noch an ihrem Platz saß.

»Haben Sie nicht um drei Uhr Feierabend?«, fragte Laurie.

»Meine Ablösung hat angerufen, dass sie sich ein paar Minuten verspätet«, sagte Marlene mit ihrem weichen Südstaatenakzent.

Laurie nickte und ging auf die Tür zu, die in die Anmeldung führte.

»Entschuldigen Sie, Frau Dr. Montgomery, ich soll Ihnen ausrichten, dass Dr. Bingham Sie sprechen möchte. In seinem Büro. So schnell wie möglich.«

Laurie spürte ihr Gesicht knallrot werden. Sie wusste instinktiv, dass Angela Dawson bereits angerufen und sich über ihren Besuch beschwert haben musste. Laurie besaß schon lange eine tiefe Abneigung gegen Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten, und so blickte sie der bevorstehenden Standpauke – falls es denn eine werden sollte – nicht gerade freudestrahlend entgegen. Nicht, dass sie sich schuldig gefühlt hätte, aber sie hatte Angst, dass sie sich nicht mehr beherrschen konnte und womöglich in Tränen ausbrach. Diese reflexartigen Gefühlswallungen hatten bereits vor der Pubertät eingesetzt und waren nie wieder vollständig verschwunden. Damals hatte sie einen fürchterlichen Streit mit ihrem herrschsüchtigen Vater gehabt, als der sie zu Unrecht für den Drogentod ihres älteren Bruders verantwortlich gemacht hatte. Seit dieser Zeit hatte sie das Gefühl, als hätte sie sich bei Konfrontationen überhaupt nicht unter Kontrolle. Während sie sich Mrs Sanford, Bingham's Sekretärin, näherte, merkte sie, wie die beteiligten Synapsen bereits anfangen, Funken zu sprühen, um sie ins Verderben zu stürzen.

»Sie sollen gleich reingehen«, sagte Mrs Sanford.

Laurie suchte in der Miene der Sekretärin nach irgendeiner Andeutung für das, was sie da drin erwartete, aber Mrs Sanford schien jeden direkten Blickkontakt absichtlich zu vermeiden.

»Machen Sie die Tür zu, Frau Dr. Montgomery«, bellte Bingham hinter seinem mächtigen und voll gepackten Schreibtisch hervor. Laurie gehorchte. Diese förmliche Anrede ließ das Schlimmste vermuten.

»Setzen Sie sich!«, sagte er jetzt mit ähnlichem Nachdruck.

Laurie setzte sich. Sie wusste, dass sie rot geworden war, hatte aber keine Ahnung, ob man es auch sehen konnte. Sie hoffte nicht. Was ihr bei ihren unkontrollierbaren Tränenausbrüchen am meisten zu schaffen machte, war die Befürchtung, dass die Leute sie als Schwäche interpretieren könnten. Laurie wusste, dass sie kein schwacher Mensch war. Es hatte zwar eine Weile gedauert, bis sie sich dessen sicher gewesen war, aber jetzt wurmte es sie gewaltig, dass sie bestimmte Verhaltensweisen, die etwas anderes vermuten ließen, einfach nicht in den Griff bekam.

»Ich bin enttäuscht von Ihnen, Laurie«, sagte Bingham jetzt und schlug einen etwas sanfteren Ton an.

»Das tut mir leid«, sagte Laurie. Trotz des leichten Zitterns in ihrer Stimme fühlte sie sich bestärkt. Immerhin war es ihr gelungen, irgendwelche peinlichen Tränen zurückzuhalten.

»Sie waren in letzter Zeit doch immer so zuverlässig. Was ist denn passiert?«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihre Frage richtig verstanden habe.«

»Gerade eben hat mich Frau Dr. Angela Dawson angerufen. Sie war außer sich vor Wut darüber, dass Sie unangemeldet in einer ihrer Privatkliniken aufgetaucht sind und sich Zutritt zu nichtöffentlichen Bereichen verschaffen wollten. Sie hat sogar damit gedroht, das Bürgermeisteramt anzurufen.«

Nun, da sie ihre Tränen vorerst im Griff hatte, konnte Laurie eine der Situation angemessenere Empörung zulassen. So, wie sie es sah, hätte Bingham eigentlich ihren Einfallsreichtum loben und sie unterstützen müssen, anstatt sich auf die Seite einer Unternehmerin zu schlagen, die sich ganz offensichtlich mehr Gedanken um ihre Firma als um ihre Patienten machte.

»Nun?«, fragte Bingham ungeduldig.

Laurie war klar, dass sie ihren Zorn genauso unter Kontrolle halten musste wie ihre Tränen, und erklärte mit ruhiger Stimme, wieso sie in die Klinik gefahren war und was sie über diese tödlich verlaufenden MRSA-Fälle, die trotz vorbildlicher Hygienemaßnahmen in den Angels-Healthcare-Kliniken aufgetreten waren, in Erfahrung gebracht hatte. Sie erzählte Bingham auch, dass sie keineswegs unangemeldet dort erschienen war, sondern von der Vorsitzenden der klinikinternen Hygienekommission eingeladen worden war, die sich als sehr gastfreundlich erwiesen und Laurie überall herumgeführt hatte.

Bingham räusperte sich in seine halb geschlossene Faust. Er musterte Laurie mit wässerigen Augen. Zumindest lässt er sich durch meine Sicht der Dinge teilweise besänftigen, dachte Laurie.

»Wie oft haben ich oder Dr. Washington Ihnen schon gesagt, dass das OCME die Laufarbeit prinzipiell den kriminaltechnischen Assistenten überlässt und dass Sie als Gerichtsmedizinerin hier zu bleiben und zu obduzieren haben?«

»Etliche Male«, gab Laurie zu.

»Ha!«, bellte Bingham. »Ohne übertreiben zu wollen, aber es muss über ein halbes Dutzend Mal gewesen sein. Wir beschäftigen Kriminaltechniker der Spitzenklasse. Und Sie sollen sie einsetzen! Lassen Sie die doch in Kliniken und an Tatorten herumschnüffeln. Wir brauchen Sie hier. Und falls Sie sich nicht ausgelastet fühlen ... das lässt sich schnell ändern.«

»Ich habe genug zu tun«, behauptete Laurie und dachte an all die nicht abgeschlossenen Fälle, bei denen sie noch auf zusätzliche Informationen wartete.

»Dann gehen Sie an Ihre Arbeit zurück, und schließen Sie ein paar Fälle ab!«, sagte Bingham, und es klang endgültig. »Und halten Sie sich von den Angels-Healthcare-Kliniken fern.« Jetzt, wo das erledigt war, griff er in seine Ablage und holte eine Handvoll Briefe hervor, die er noch unterschreiben musste.

Laurie blieb sitzen. Bingham ignorierte sie und fing an, den ersten Brief durchzulesen.

»Sir«, begann Laurie. »Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen?«

Bingham hob den Blick. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er überrascht war, Laurie immer noch vor sich sitzen zu sehen. »Aber schnell!«

»Bitte entschuldigen Sie, aber ich bin schon ein wenig verwundert darüber, dass Sie angesichts der Anzahl dieser MRSA-Fälle, von denen ich gesprochen habe, und der Tatsache, dass weder das Wie noch das Warum geklärt wurde, nicht stutzig geworden sind. Ich selbst stehe ehrlich gesagt vor einem großen Rätsel, und ich mache mir ernsthafte Sorgen.«

»Das sind offensichtlich therapeutische Komplikationen«, sagte Bingham. »Ich habe wirklich keine Ahnung, wie es dazu kommen konnte, aber ich weiß, dass sich etliche Epidemiologen bereits mit dem Problem beschäftigen. Und was die Anzahl angeht: Na ja, mir war schon klar, dass es mehr als ein, zwei Fälle sind, aber über zwanzig ... das war mir nicht bewusst.«

»Wie haben Sie von der Sache erfahren?«

»Aus zwei verschiedenen Quellen. Zunächst einmal von Frau Dr. Dawson persönlich, schon vor mehreren Monaten. Sie hat mir mitgeteilt, dass sie die Gesundheitsbehörde eingeschaltet hat und dass der Epidemiologe des städtischen Gesundheitsamtes sich mit dem Fall befasst. Und dann von einem befreundeten

Chirurgen. Er ist einer der Anteilseigner des Unternehmens und gehört zur Ärzteschaft des Angels Orthopedic Hospital. Bevor dieses MRSA-Problem aufgetreten ist, hat er die meisten seiner finanziell besser gestellten Patienten dort operiert. Er hält mich über die ganze Situation auf dem Laufenden, weil er mich und Calvin vor ungefähr einem Jahr dazu überredet hat, ebenfalls ein paar Anteilsscheine zu erwerben.«

»Was?«, erwiderte Laurie. »Sie sind Anteilseigner bei Angels Healthcare?«

»Aber auf keinen Fall Großinvestor«, meinte Bingham. »Mein Freund Jason hat mir die Sache empfohlen, nachdem er erfahren hatte, dass ein Börsengang bevorsteht. Dann habe ich meinen Börsenmakler gebeten die Empfehlung zu überprüfen. Nach seiner Einschätzung ist es eine viel versprechende Investition. Er hat selbst sogar mehr Anteile gezeichnet als ich.«

Laurie ließ langsam den Unterkiefer sinken. Verblüfft starrte sie Bingham an.

»Was ist denn los mit Ihnen?«, wollte Bingham wissen. »Warum tun Sie denn so überrascht? Es gibt doch eine große Nachfrage nach Spezialkliniken.«

»Ich bin schockiert«, musste Laurie zugeben. »Kennen Sie diese Angela Dawson?«

»Kennen wäre zu viel gesagt. Ich habe mich, wie gesagt, schon gelegentlich mit ihr unterhalten und habe sie sogar mal bei einem offiziellen Anlass im Rathaus getroffen. Eine sehr beeindruckende Frau. Warum fragen Sie?«

»Ihren Dokortitel, hat sie den in Medizin oder an einer anderen Fakultät gemacht?«

»Sie ist Dr. med. und approbierte Internistin.«

Lauries Entsetzen vergrößerte sich.

»Sie machen so ein komisches Gesicht, Laurie. Was geht in Ihnen vor?«

»Ich finde es ziemlich seltsam, dass Sie mir die Anweisung geben, die Angels-Healthcare-Kliniken in Ruhe zu lassen, während Sie gleichzeitig dort Anteilseigner sind und das Unternehmen in gewissen Schwierigkeiten steckt.«

Das Kapillarennetz auf Binghams Nase weitete sich. »Das ist eine Unterstellung, die ich Ihnen wirklich übel nehme«, dröhnte er.

»Bitte halten Sie mich nicht für aufsässig«, fügte Laurie schnell hinzu. »Aber ich habe Ihre ureigensten Interessen im Blick. Vielleicht wäre es das Beste, Sie erklären sich in diesem Fall für befangen.«

»Jetzt aber Vorsicht, junge Frau«, zischte Bingham von oben herab und richtete einen seiner dicken Finger auf Laurie. »Nur, damit wir uns nicht missverstehen. Ich hindere Sie in keinsten Weise an der Untersuchung dieses Falles, schon gar nicht um meines Geldes willen. Ich gebe Ihnen lediglich die Anweisung, die Kliniken nicht mehr persönlich aufzusuchen, keine politisch einflussreichen Leute mehr zu vergraulen

und mich nicht in peinliche Situationen zu bringen. Sie sollen lediglich die Lauferei den kriminaltechnischen Assistenten überlassen, was ich Ihnen seit Jahren predige. Haben wir uns verstanden?«

»Klar und deutlich«, erwiderte Laurie. »Aber umgekehrt sollten Sie auch wissen, dass meine Intuition mir sagt, dass hier irgendetwas sehr Merkwürdiges im Gang ist.«

»Das mag sein«, gestand Bingham zögerlich ein. Seine Wut war seit Lauries Ankunft eindeutig größer geworden. »Und jetzt gehen Sie zurück an Ihre Arbeit, und lassen Sie mich meine machen.«

Laurie befolgte seine Anweisung, doch noch bevor sie die Tür aufmachen konnte, rief Bingham ihr hinterher: »Soweit ich weiß, hat Ihre Intuition Sie noch nie im Stich gelassen. Also halten Sie mich auf dem Laufenden, und gehen Sie um Himmels willen der Presse aus dem Weg.«

»Das mache ich«, versprach Laurie. Es war in der Vergangenheit ein paarmal vorgekommen, dass sie unwissentlich vertrauliche Informationen an die Medien weitergeleitet hatte.

Als sie im Fahrstuhl unterwegs in den vierten Stock war, wusste sie nicht recht, ob sie stolz auf sich sein sollte, weil sie nicht in Tränen ausgebrochen war, oder unzufrieden, weil sie Bingham provoziert hatte. Von der Tendenz her eher das Letztere. Es war völlig überflüssig gewesen, ihm Befangenheit zu unterstellen – das glaubte sie ja nicht einmal selbst. Das war eine Reaktion auf den Schock, als sie erkannt hatte, dass ihr Chef ein Unternehmen unterstützte, dessen ethische Grundsätze im besten Fall als fragwürdig zu bezeichnen waren.

Innerlich vollkommen aufgewühlt, ließ Laurie ihr eigenes Büro links liegen und machte sich auf den Weg zu Jack. Nach all den Prügeln, die sie von Bingham und der mächtigen und politisch einflussreichen Angela Dawson bezogen hatte, brauchte sie jetzt erst einmal ein wenig Trost. Doch zu ihrer Enttäuschung saß Jack nicht an seinem Schreibtisch.

»Wo ist Jack?«, erkundigte sie sich bei Chet, der regungslos in sein Mikroskop starrte. Er hatte gar nicht gehört, wie sie hereingekommen war.

»Er ist wieder mal auf einer seiner Exkursionen«, sagte Chet und hob den Blick.

»Was heißt das?«

»Du kennst doch Jack: Je mehr Debatten, desto besser! Er hat einen Fall obduziert, in dem es drei verschiedene Meinungen bezüglich der Todesursache gibt. Es geht um einen Bauarbeiter, der aus dem zehnten Stock auf einen Betonboden gestürzt ist.«

»Ich kenne den Fall«, meinte Laurie. »Was hat er denn vor?« So wütend, wie

Bingham auf ihr eigenmächtiges Vorgehen reagiert hatte, hoffte sie auf Jacks Diskretion – eine Tugend, die er oft genug vermissen ließ.

»Woher soll ich das wissen? Er hat irgendwas gesagt, dass er das Verbrechen nachstellen will, aber falls er nicht persönlich aus dem zehnten Stock springen will, habe ich keine Ahnung, was er damit gemeint hat.«

»Kannst du ihm ausrichten, dass ich nach ihm gefragt habe?«

»Mach ich«, erwiderte Chet gutmütig.

Laurie wollte gerade wieder gehen, da fiel ihr ein, dass Chet ja auch noch einen MRSA-Fall gehabt hatte.

»Ach ja«, meinte er. »Jack hat gesagt, dass dich das interessiert. Ich habe die Akte schon rausgesucht.« Er zog sich am Rand seines Schreibtischs entlang, wobei die Rollen seines Schreibtischstuhls so schrill quietschten, dass Laurie das Gesicht verzog. Dann nahm er eine Akte von seinem Aktenschrank und reichte sie ihr. »Ihr Name war Julia Francova.«

»Großartig«, rief Laurie. »Toll, dass du sie gefunden hast.« Sie warf einen schnellen Blick auf den Inhalt, um sicherzugehen, dass es sich ebenfalls um einen Angels-Healthcare-Fall handelte.

»Warum bist du denn so scharf darauf?«

»Ich hatte heute Morgen einen ganz ähnlichen Fall«, erläuterte Laurie. »Und während der letzten rund drei Monate hat es eine ganze Reihe davon gegeben: vierundzwanzig, um genau zu sein. Es ist bloß niemandem aufgefallen, weil sie von so vielen unterschiedlichen Leuten bearbeitet worden sind, zum Teil sogar in Queens und Brooklyn.«

»Das habe ich gar nicht mitgekriegt«, gestand Chet.

»Genau wie alle anderen auch. Ich sehe mir das Ganze gerade etwas gründlicher an und bin ziemlich aufgewühlt. Irgendetwas stimmt da nicht, aber ich komme noch dahinter, und wenn es das Letzte ist, was ich tue. Ich habe es sogar schon geschafft unseren furchtlosen Anführer zu reizen.«

»Sag mir Bescheid, falls ich dir irgendwie behilflich sein kann. Ich habe die Akte eigentlich nur noch hier, weil ich auf das Ergebnis aus dem Institut für Infektionskrankheiten warten muss, bevor ich den Fall abschließen kann.«

»Jetzt sag nicht, dass du eine isolierte Gewebeprobe zur Bestimmung des Subtyps eingeschickt hast«, fragte Laurie und versuchte ihre Aufregung so gut wie möglich im Zaum zu halten.

»Doch. An einen gewissen Dr. Ralph Percy. Den Namen habe ich von der

Telefonzentrale des CDC.«

»Das ist ja mehr als fantastisch. Ich rufe Dr. Percy für dich an und lege das Ergebnis in die Akte. Dann hast du keine Arbeit mehr damit.«

Erneut wollte Laurie das Büro verlassen, um so schnell wie möglich ihre Tabelle zu erweitern, doch dieses Mal hielt Chet sie zurück.

»Ich habe übrigens deinen Ratschlag von heute Morgen befolgt und vorhin meine neue Bekannte angerufen«, sagte Chet.

»Und? Was ist passiert?«

»Ein Blattschuss, dabei war ich genauso direkt, wie du mir geraten hast. Ich habe mein Ego offen vor ihr ausgebreitet, aber sie hat mich abblitzen lassen. Sogar Blumen habe ich ihr geschickt, um sie weich zu machen, aber leider kein Glück.«

»Ist sie denn unfreundlich geworden?«

»Nein. Ehrlich gesagt, ich habe gerade ein bisschen übertrieben. Sie war eigentlich ziemlich nett zu mir, auch wenn ich erst mal in einen Fettnapf getreten bin. Gestern Abend hat sie mir nämlich erzählt, dass ihre Firma dringend ein paar hunderttausend Dollar braucht, die sie verzweifelt aufzutreiben versucht. Also habe ich das Gespräch damit angefangen, dass ich das Geld in meiner Nachttischschublade gefunden habe und es investieren wollte.«

»Miserable Masche.«

»Offenbar. Sie hat gesagt, sie hätte das Gefühl, ich wollte mich über sie lustig machen.«

»Das Gefühl hätte ich auch gehabt«, stimmte Laurie ihm zu. »Wie ist es ausgegangen?«

»Unentschieden. Ich habe ihr meine Handynummer gegeben.«

»Sie wird dich nicht anrufen«, sagte Laurie mit leicht hämischem Kichern. »Das wäre zu viel verlangt. Dann hätte sie das Gefühl, sich aufzudrängen. Du musst sie anrufen und dich für deinen angeblichen Scherz entschuldigen.«

»Du meinst, ich soll mich noch mal bei ihr melden, nachdem sie mich schon zweimal hat abblitzen lassen?«

»Wenn du sie sehen willst, dann musst du sie anrufen. Würde sie nicht wollen, dass du anrufst, dann hätte sie das gesagt.«

»Und wann soll ich das machen, was meinst du?«

»Das liegt ganz bei dir. Wenn du sie das nächste Mal sehen möchtest.«

»Meinst du, ich sollte sie heute noch mal anrufen? Ich meine, wäre das nicht ein bisschen zu aufdringlich?«

»Ich war bei eurem Gespräch ja nicht dabei«, erwiderte Laurie, »aber du hast gesagt, es sei alles offen geblieben. Natürlich könnte es sein, dass sie verschnupft reagiert, aber ich glaube, die Chance, dass sie sich eher geschmeichelt fühlt, liegt bei über fünfzig Prozent. Ruf sie an. Riskier's«, sagte Laurie, während sie rückwärts vom Büro in den Flur hinaustrat. »Du willst sie doch ganz eindeutig Wiedersehen. Was hast du schon zu verlieren?«

»Den Rest meiner Selbstachtung.«

»Ach, Kokolores!«, sagte Laurie und machte sich auf den Weg in ihr Büro.

Chet verschränkte die Hände hinter dem Kopf, lehnte sich zurück und starrte an die Decke. Er war unentschlossen, vertraute aber auf Lauries Ratschlag. Sie war klug, einfühlsam, und vor allem war sie eine Frau. Einem plötzlichen Entschluss folgend, beugte er sich nach vorne, holte den Post-it-Zettel hervor, auf dem er sich die Nummer von Angels Healthcare notiert hatte, und wählte. Er wollte es schnell hinter sich bringen, so lange er noch den Mut dazu hatte. Wie beim letzten Anruf auch, musste er sich von der Zentrale mit Angelas Sekretärin verbinden lassen. Nachdem er sich ordentlich vorgestellt hatte, musste er warten. Die ganze Zeit überlegte er, ob er sich witzig oder ernsthaft geben sollte, und beschloss schließlich, einfach nur direkt zu sein. Als Angela sich endlich meldete, sagte er nur, dass er an sie gedacht habe und sich nun, nach einem weiteren Gespräch mit seiner Kollegin, auf deren Rat hin bei ihr meldete.

Als Angela nicht sofort Antwort gab, fügte Chet schnell noch hinzu: »Ich hoffe, Sie sind jetzt nicht sauer auf mich. Meine Kollegin hat mir versichert, dass das nicht der Fall wäre. Sie hat gesagt, es gäbe ein Restrisiko, aber dass Sie sich wahrscheinlich eher geschmeichelt fühlen. Als ich ihr erzählt habe, dass ich Ihnen meine Handynummer gegeben habe, da hat sie nur gelacht und gesagt, Sie würden sowieso nicht anrufen.«

»Das klingt ja ganz so, als wäre Ihre Kollegin, was das Zwischenmenschliche angeht, ziemlich scharfsinnig.«

»Darauf verlasse ich mich«, erwiderte Chet. »Na ja, jedenfalls rufe ich aus zwei Gründen an: Zum einen möchte ich mich für meinen unsensiblen Versuch, witzig zu sein, entschuldigen.«

»Vielen Dank, aber das ist nicht nötig. Ich habe, ehrlich gesagt, ein bisschen überreagiert. Ich bin wirklich ziemlich verzweifelt und mit meinen Gedanken ganz woanders. Also, Entschuldigung angenommen. Und was war der zweite Grund?«

»Ich dachte, ich lade Sie noch einmal für heute Abend zum Essen ein. Ich

verspreche Ihnen, das ist das letzte Mal, aber Sie müssen doch auch etwas essen, und vielleicht tut Ihnen eine kleine Unterbrechung Ihres Arbeitsalltags ja ganz gut, und Sie bekommen ein paar neue Ideen, wo Sie das benötigte Kapital vielleicht auftreiben können.«

»Ihre Beharrlichkeit ist wirklich sehr schmeichelhaft«, sagte Angela kichernd. »Aber ich stecke bis zum Hals in Arbeit. Trotzdem vielen Dank für Ihren Anruf, zumal ich davon ausgehe, dass Sie als Arzt immer noch jede Menge Patienten im Wartezimmer sitzen haben.«

»Das will ich nicht ausschließen«, erwiderte Chet und verfiel unwillkürlich in seinen Galgenhumor, »aber sie sind alle tot.«

»Tatsächlich?«, sagte Angela. Sie ging davon aus, dass das witzig gemeint war, wusste aber nicht genau, wie. »Das verstehe ich nicht.«

»Ich bin Gerichtsmediziner«, erwiderte Chet. »Das sollte ein Witz sein. Um ehrlich zu sein, ich habe heute Abend Zeit, und zwar ab sofort. Was ich noch zu machen habe, kann ich jederzeit auch später noch erledigen.«

»Arbeiten Sie hier in Manhattan?«

»Ja, und das schon seit zwölf Jahren. Ich weiß, das klingt nicht ganz so sexy wie Gehirnchirurg, aber aus meiner Sicht ist die Gerichtsmedizin die größere intellektuelle Herausforderung. Wir lernen jeden Tag etwas dazu und sehen Dinge, die wir noch nie zuvor gesehen haben. Neurochirurgen hingegen machen eigentlich immer so ungefähr das Gleiche. Ehrlich gesagt, wenn ich tagtäglich eine Kraniotomie nach der nächsten machen müsste, ich würde wahnsinnig. Ihr Unternehmen beschäftigt vermutlich auch ein paar klinische Pathologen ...« Chet verstummte. Er wusste nicht genau, wie Angela auf die Offenbarung seines Berufes reagieren würde. Seiner Erfahrung nach löste er damit bei Frauen entweder Faszination oder Abscheu aus, gleichgültige Reaktionen erlebte er nur selten. Bedauerlicherweise zeigte Angela auf seinen letzten Satz, der mit voller Absicht als halbe Frage formuliert gewesen war, jedoch gar keine Reaktion. Es entstand eine kurze Pause, und Chet wurde mit jeder Sekunde unruhiger. Hatte er womöglich einen Fauxpas begangen?

»Sind Sie noch dran, Angela?«, fragte Chet.

»Ja, ich bin noch dran«, erwiderte Angela. »Dann arbeiten Sie also am OCME unter Dr. Harold Bingham?«

»Das ist richtig. Sie kennen ihn?«

»Ein wenig. Und Sie arbeiten außerdem mit einer gewissen Dr. Laurie Montgomery zusammen?«

»Auch das ist richtig. Sie hat gerade eben mein Büro verlassen. Schon komisch, dass Sie fragen. Denn zufälligerweise ist sie auch meine Beraterin für zwischenmenschliche Beziehungen.«

»Wissen Sie was, da fällt mir gerade etwas ein«, sagte Angela, um das Thema zu wechseln. »Kurz, bevor Sie angerufen haben, wollte meine Tochter mich sprechen. Sie hat von ihrer besten Freundin aus angerufen und gefragt, ob sie dort zu Abend essen kann. Ich habe es ihr erlaubt.«

»Heißt das, Sie könnten sich vorstellen, Ihre Pläne für den Abend noch einmal zu ändern?«, fragte Chet und versuchte gleichzeitig, sich nicht allzu große Hoffnungen zu machen.

»Das heißt es«, meinte Angela. »Vielleicht haben Sie ja recht, was die Unterbrechung meines Arbeitsalltags angeht. Was das Essen angeht, da haben Sie auf jeden Fall recht. Heute habe ich bis jetzt bloß ein Sandwich im Gehen gehabt.«

»Heißt das, Sie würden mit mir zu Abend essen?«

»Warum nicht«, sagte Angela, und es klang nicht nach einer Frage, sondern wie eine klare Aussage.

Die nächsten Minuten sprachen sie über Zeitpunkt und Ort. Auf Angelas Vorschlag entschieden sie sich für das San Pietro in der 54th Street, zwischen Madison und Fifth Avenue. Chet hatte noch nie davon gehört, doch Angela sagte, das Restaurant sei einer der bestgehütetsten Geheimtipps der Stadt. Sie wollte sich um eine Reservierung für 19.15 Uhr kümmern, und Chet erklärte sich freudig damit einverstanden.

Kapitel 8

3. April 2007, 16.05 Uhr

Für Ramona Torres, eine siebenunddreißigjährige Mutter dreier Kinder im Alter von fünf bis elf Jahren, war es kein guter Tag gewesen. Ihr Mann hatte sie im ersten Morgengrauen geweckt, um sie zu ihrer Operation ins Angels Cosmetic Surgery and Eye Hospital zu fahren. Es war so früh gewesen, dass sie die Kinder wecken mussten, um sich von ihnen zu verabschieden. Dann musste er sie vor dem vornehmen Klinikeingang absetzen, wo der Türsteher ihr die Reisetasche mit dem Gepäck abgenommen hatte. Sie hatte ihm zugewinkt, als er wieder in die Bronx gefahren war, um den Kindern das Frühstück zu machen, bevor sie zur Schule mussten. Es wäre ihr wirklich lieber gewesen, er könnte bei ihr bleiben und ihr zur Seite stehen.

Ramona hatte schon immer Angst vor dem Krankenhaus, aber richtig schlimm war es erst anlässlich der schwierigen Geburt ihres jüngsten Kindes geworden. Die postnatalen Komplikationen hätten sie um ein Haar das Leben gekostet und hatten eine Operation notwendig gemacht. Obwohl man ihr im Anschluss daran in aller Ausführlichkeit erklärt hatte, dass wirklich niemand für die Venenembolie verantwortlich gemacht werden konnte und dass alle Vorsichtsmaßnahmen zur Vermeidung einer solchen Komplikation ergriffen worden seien, so hatte Ramona doch immer dem Krankenhaus die Schuld daran gegeben. Nicht einmal ihrem Mann, einem Rechtsanwalt, war es gelungen, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Daher war Ramonas Pulsschlag heute Früh beim Betreten der Klinik schneller gewesen als sonst, und die Schweißtropfen auf ihrer Stirn waren keineswegs ein Resultat der übermäßigen Hitze.

Als Ramona sich im Umkleidebereich für Tagespatienten auszog und die übliche Krankenhauskleidung anlegte, war sie sehr aufgeregt, hatte aber versucht, sich gegenüber den Krankenschwestern und Pflegehelfern nichts anmerken zu lassen. Wenn sie gefragt worden wäre, wovor sie eigentlich Angst hatte, sie hätte es nicht einmal sagen können, auch wenn eine zweite Venenembolie, genau wie die Vollnarkose, sicherlich weit oben auf der Liste gestanden hätten. Die Vorstellung, dass jemand anders, und sei er oder sie noch so sorgfältig ausgebildet worden, über ihr Leben oder Sterben entscheiden konnte, war außerordentlich beunruhigend. Fehler kamen immer

wieder vor, und Ramona wollte keineswegs ein weiterer Fehler sein. Als Arzthelferin war ihr überdeutlich bewusst, was alles schiefgehen konnte.

Unter dem Eindruck dieser Gedanken hätte Ramona, als sie bereits auf der Rollbahre im Vorbereitungsraum gelegen hatte, die Operation beinahe wieder abgesagt. Doch dann hatte ihre Eitelkeit sich zu Wort gemeldet. Während der letzten Schwangerschaft hatte sie beträchtlich an Gewicht zugelegt, das trotz aller Bemühungen auch nicht wieder verschwunden war, im Gegenteil. Es war immer schlimmer geworden, bis Ramona sich eingestehen musste, dass sie dick geworden war. Auch wenn Ricardo, ihr Mann, nie etwas gesagt hatte, so wusste sie doch, dass es ihm nicht gefiel. Ihr selbst gefiel es auch nicht, vor allem, nachdem Javier, ihr Ältester, gesagt hatte, es sei ihm peinlich. Da es Ramona aber schwerfiel, die Kalorienzufuhr zu reduzieren, hatte sie sich zu einer Fettabsaugung durchgerungen, wie sie bei einer Freundin mit großem Erfolg durchgeführt worden war. In der Hoffnung auf ein ähnliches Ergebnis hatte Ramona den Schönheitschirurgen ihrer Freundin aufgesucht und einen Termin vereinbart.

Nach der dreieinhalbstündigen Operation hatte Ramona sich bereits beim Aufwachen erbrochen, was sehr unangenehm war, danach hatte sich ihr Zustand kontinuierlich verschlechtert. Das einzig Erfreuliche war ein kurzer Besuch von Ricardo, der sich freigenommen hatte, als Ramona aus dem Aufwachraum in ihr luxuriöses Krankenzimmer verlegt worden war. Er konnte nicht lange bleiben, was für Ramona nicht weiter schlimm war, da sie sich äußerst unwohl fühlte. Egal in welcher Lage, die Schmerzen waren immer schlimmer geworden, und die Schmerzmittel, die sie selbst dosieren konnte, schienen keinerlei spürbare Wirkung zu haben. Eine halbe Stunde nachdem Ricardo gegangen war, setzte ein Schüttelfrost ein, wie sie ihn noch nie zuvor erlebt hatte. Er fing im Inneren ihres Körpers an und breitete sich dann bis in die Fingerspitzen aus. Verängstigt und mit klappernden Zähnen hatte sie sofort die Krankenschwester gerufen, die ihr schnell eine Decke brachte. Außerdem maß sie Ramonas Körpertemperatur und stellte mit 38,8 Grad Celsius ein durchaus ernst zu nehmendes Fieber fest.

»Das ist nicht ungewöhnlich«, sagte die Schwester. »Nach einer so umfangreichen Fettabsaugung wie bei Ihnen reagiert der Körper, als hätte er eine riesige Wunde, auch wenn von außen nur kleine Einstiche in der Haut zu erkennen sind.«

Ramona hatte sich mit dieser Erklärung zufriedengegeben, bis sich noch alarmierendere Symptome gezeigt hatten. Urplötzlich spürte sie eine unbestimmte Enge in der Brust, einen Hustenreiz und hatte das Gefühl, als könne sie nicht mehr

richtig atmen. Hätte Ramona nicht diese Erfahrung mit der Venenembolie nach ihrer letzten Schwangerschaft gehabt, sie hätte vielleicht etwas weniger panisch reagiert. Doch jetzt griff sie nach dem Notruf und drückte wiederholt auf die Taste.

»Sie brauchen nur einmal zu klingeln, Mrs Torres«, mahnte die Krankenschwester, nachdem sie mit schnellen Schritten an Ramonas Bett geeilt war.

Ramona beschrieb ihre Symptome und erzählte von ihrer Angst vor einer Lungenembolie. Die Krankenschwester maß sofort noch einmal ihre Temperatur, die nur um ein Zehntel Grad gestiegen war, und den Blutdruck, der ein bisschen gesunken war.

»Habe ich eine Embolie?«, wollte Ramona ängstlich wissen.

»Ich glaube nicht«, erwiderte die Krankenschwester. »Aber ich rufe trotzdem Ihren Arzt.«

In diesem Augenblick musste Ramona husten, was sie bis jetzt so gut wie möglich unterdrückt hatte, weil jede Bewegung die Schmerzen in ihrer Operationswunde noch schlimmer machte. Als sie den Hustenschleim in ein Papiertuch spuckte, sah sie etwas, was ihren Schrecken noch einmal größer werden ließ. Genau wie den der Krankenschwester. Der durchaus beachtliche Schleimklumpen war nicht nur an einzelnen Stellen, sondern voll und ganz von Blut durchzogen.

Kapitel 9

3. April 2007, 16.15 Uhr

Für Detective Lieutenant Lou Soldano war es wieder einmal ein frustrierender Tag gewesen. Das einzig Positive war Jacks Mitteilung, dass die Tochter seines Freundes, des Detective Sergeant, offensichtlich nicht mit einer Mordanklage rechnen musste, so wenig wie der Lebensgefährte des anderen Todesopfers. Aber in dem Fall, der Lou am meisten interessierte, war er keinen Schritt weitergekommen. Er hatte trotz intensiver Bemühungen immer noch keine Ahnung, wer die asiatische Wasserleiche war. Er war sich nicht einmal sicher, ob es überhaupt ein Amerikaner war.

Nach dem freundschaftlichen Plausch mit Freddie Capuso, bei dem er erfahren hatte, dass der Mann umgelegt worden war, weil er drauf und dran gewesen war, irgendetwas auszuplaudern, war Lou ins Polizeipräsidium zurückgefahren und hatte Sergeant Detective Ronnie Madden von der Abteilung für organisierte Kriminalität aufgesucht. Ronnie hatte noch nichts von dem Mord gehört, konnte also auch nichts dazu sagen. Dafür hatte er Lou aber ein paar Hintergrundinformationen über Louie Barbera anvertraut, unter anderem die Tatsache, dass er sich als Fassade ein Restaurant in Elmhurst zugelegt hatte, das Venetian. Außerdem bestätigte Ronnie Freddie Überzeugung, dass das Verhältnis zwischen den Lucias und den Vaccaros zwar alles andere als freundschaftlich war, dass aber in nächster Zeit auch kein Bandenkrieg zu erwarten war.

Dann schaute Lou in der Vermisstenabteilung vorbei. Vielleicht hatten die ja inzwischen Fortschritte bei der Identifizierung der Wasserleiche gemacht. Hatten sie aber nicht, und Lou gewann den Eindruck, als würden sie einfach auf eine Vermisstenmeldung warten, die ihnen die Arbeit abnahm. Zwar versuchte er deutlich zu machen, dass ein wenig Eigeninitiative in diesem Fall von großer Bedeutung sein konnte, doch das Ergebnis seiner Bemühungen war gleich null.

Er hatte sich sogar dazu durchgerungen, beim FBI vorbeizuschauen, was ihm normalerweise vollkommen zuwider war – dieses unerträgliche überlegene Getue, als wären sie die Aristokratie und die Beamten des Police Department lediglich ein Haufen unwissender Bauerntölpel. Im Gegensatz zur Vermisstenabteilung hatten die Leute hier noch nicht einmal etwas von dem Fall gehört. Lou versuchte zwar sein

Möglichstes, um ihr Interesse zu wecken, bekam aber lediglich zu hören, dass man lieber auf offiziellem Weg darüber unterrichtet werden wolle. Das bedeutete nichts anderes als: »Lass uns in Ruhe. Wir haben viel zu viel zu tun, als dass wir uns um deinen kleinen und vollkommen unbedeutenden Fall kümmern könnten.«

An diesem Punkt hatte Lou eine Idee: Er wollte noch einmal nach Queens fahren und Louie Barbera einen Besuch abstatten. Als er die Queensboro Bridge überquerte, musste er sich eingestehen, dass er sich auf einen einzigen Fall fixiert hatte und alle anderen offenen Ermittlungen darüber vernachlässigte, aber so war er nun einmal. Jedes Mal, wenn er es mit einer vermeintlich leichten Aufgabe zu tun bekam, die sich dann als keineswegs so leicht herausstellte, nahm er das persönlich. So war es auch jetzt; als er das andere Ende der Brücke erreicht hatte und nach Queens hineinfuhr, war er wild entschlossen, das Geheimnis der Wasserleiche vollständig zu lüften, komme, was da wolle.

Das Venetian in der Elmhurst Avenue war problemlos zu finden. Es lag eingeklemmt zwischen Fred's DVDs und Gene's Liquor Store in einer relativ neuen, kleinen Ladenzeile. Lou stellte seinen Wagen auf dem kleinen, dazugehörigen Parkplatz ab. Zwei Parkbuchten weiter stand der übliche schwarze Cadillac, und Lou musste lächeln. Die Mafiosi der mittleren Ebene unternahmen alle möglichen Anstrengungen, um sich unauffällig zu geben, fuhren aber alle das gleiche Auto. Das ergab doch keinen Sinn, obwohl Lou sich in diesem Fall dadurch ernsthafte Hoffnungen machen konnte, dass Louie Barbera tatsächlich zu sprechen war.

Was ihm beim Betreten des Lokals als Erstes auffiel, waren die vielen, auf schwarzer Seide gemalten Stadtansichten von Venedig. Er konnte sich erinnern, dass er solche Gemälde in seiner Jugend in etlichen italienischen Restaurants gesehen hatte, aber das war schon eine ganze Weile her. Auch die rotweiß karierten Tischdecken kamen ihm vor wie aus einer anderen Zeit. Das Einzige, was es im Venetian nicht gab, waren diese zu Kerzenhaltern umfunktionierten und mit einer jahrealten Wachsschicht überzogenen Chiantiflaschen.

»Wir haben geschlossen«, sagte eine Stimme aus dem düsteren Innenraum. Er war nur sehr spärlich beleuchtet, und Lou, der aus der Sonne kam, musste sich erst an die Dunkelheit gewöhnen. Als es so weit war, erkannte er fünf Männer, die an einem runden Tisch voller Espressotassen und überquellender Aschenbecher saßen und Karten spielten.

»Das habe ich mir gedacht«, sagte Lou. »Ich suche Louie Barbera. Man hat mir gesagt, ich könnte ihn hier finden.«

Einen kurzen Augenblick lang saßen alle fünf regungslos da. Schließlich sagte einer, der Lou direkt gegenüber saß: »Wer sind Sie?«

»Detective Lieutenant Lou Soldano vom New York Police Department. Ich bin ein alter Freund von Paulie Cerino.« Lou hatte das Gefühl, als sei bei diesen Worten ein kurzes Zucken durch das Grüppchen gegangen, aber vielleicht hatte er sich das nur eingebildet.

»Den Namen habe ich noch nie gehört«, sagte der Mann.

»Na ja, ist ja auch egal«, erwiderte Lou. »Sind Sie Louie Barbera?«

»Könnte sein.«

»Ich würde mich gerne kurz mit Ihnen unterhalten.«

Louie machte eine knappe Kopfbewegung, und die vier Männer, die bei ihm gesessen hatten, standen auf. Zwei stellten sich an den verlassenen Tresen. Die anderen beiden traten an die dem Tresen gegenüberliegende Wand. Jeder hatte seine Spielkarten mitgenommen. Louie deutete auf den Stuhl, der ihm direkt gegenüberstand, und Lou setzte sich.

»Tut mir leid, dass ich hier so in Ihr Spiel platze«, sagte Lou und betrachtete die einfache Kleidung und den übergewichtigen Körper seines Gegenübers. Er spielte offensichtlich nicht in Vinnie Dominicks Liga.

»Macht nichts. Was wollen Sie von Louie Barbera?«

»Ich möchte ihn etwas fragen.«

»Was denn?«

»Ob es zwischen den Lucias und den Vaccaros mehr als nur die üblichen Meinungsverschiedenheiten gibt.«

»Und warum wollen Sie das wissen?«

»Es geht das Gerücht um, dass es gestern Abend einen Auftragsmord gegeben hat. Na ja, und wenn so etwas passiert und das Opfer zufälligerweise zu einer der beiden Familien gehört, dann kann es ja durchaus sein, dass es zu offenen Feindseligkeiten kommt und das Chaos ausbricht. Wir vom New York Police Department haben gar nichts dagegen, wenn Ihr Profis euch gegenseitig um die Ecke bringt, aber wenn Unschuldige darunter leiden müssen, dann passt uns das gar nicht. Dann müssten wir hier in der Gegend nämlich ein bisschen intensiver nach dem Rechten sehen. Drücke ich mich verständlich aus?«

»Absolut verständlich«, meinte Louie. »Aber von einem Auftragsmord weiß ich nichts.«

»Sind Sie sicher? Ich meine, ich habe dabei wirklich Ihre ureigensten Interessen im

Sinn. Für Ihre eigentliche Tätigkeit ist es doch viel besser, wenn der allgemeine Friede gewahrt bleibt. Und für meine auch.«

»Ich bin Restaurantbesitzer. Was meinen Sie mit meiner ›eigentlichen Tätigkeit?‹«

Lou dachte eine Minute lang nach. Er war versucht, dieser Knalltüte, die ihm da gegenüber saß, zu erklären, dass solche Spielchen reine Zeitverschwendung waren, riss sich aber zusammen. Also hustete er in seine geschlossenen Faust und sagte: »Dann lassen Sie es mich so ausdrücken: Sind Sie sicher, dass all Ihre Kellner, Kellnerlehrlinge und Küchenhilfen heute zur Arbeit erschienen sind, insbesondere diejenigen asiatischer Abstammung?«

Louie lehnte sich zurück und rief einem der Männer auf den Barhockern zu: »He, Carlo, sind heute alle zur Arbeit gekommen?«

»Alle da«, sagte Carlo.

»Da hören Sie's, Lieutenant«, sagte Louie.

Lou stand auf und holte eine Visitenkarte aus der Tasche. Er legte sie auf den Tisch. »Sollten Sie unerwartet doch etwas über diesen Auftragsmord erfahren, dann rufen Sie mich an.« Er ging in Richtung Tür, drehte sich aber nach einigen wenigen Schritten noch einmal um. »Ich habe außerdem gehört, dass Paulie Cerino angeblich auf Bewährung entlassen werden soll. Richten Sie ihm herzliche Grüße aus, wir kennen uns schon eine Ewigkeit.«

»Wird gemacht«, sagte Louie.

Kaum hatte die Tür sich geschlossen, da kehrten die vier Ganoven an den Tisch zurück und nahmen ihre angestammten Plätze ein. Carlo Paparo, ein muskulöser Mann mit großen Ohren und einer Boxernase, saß rechts neben Louie. Er trug einen schwarzen Rollkragenpullover, ein graues Seidensakko und schwarze Baumwollhosen.

»Kennst du diesen Komiker?«, wollte Carlo wissen.

»Cerino hat mir von ihm erzählt, aber ich habe ihn heute das erste Mal gesehen. Paulie hat einen solchen Hass auf ihn, dass es fast schon wieder Liebe ist. Anscheinend bekriegen sich die beiden schon so lange, dass sie einander mittlerweile richtiggehend respektieren.«

»Jedenfalls hat er ganz schön Eier in der Hose, hier so einfach aufzukreuzen. Von den Bullen in Jersey hätte sich das keiner getraut, ohne Partner und ohne Sondereinsatzkommando vor der Tür.«

Louie stammte aus Bayonne, New Jersey, und war angeheuert worden, um die Geschäfte der Vaccaros in Queens zu führen. In Bayonne hatte er ein vergleichbares,

aber kleineres Unternehmen geleitet. Bei seinem Standortwechsel hatte er seine treuesten Untergebenen mitgebracht, darunter Carlo Paparo, der am längsten von allen für ihn arbeitete, Brennan Monaghan, Arthur MacEwan und Ted Polowski. Jeden Dienstag- und Donnerstagnachmittag spielten sie Karten um kleine Centbeträge, es sei denn, sie hatten gerade ein großes Ding am Laufen.

»Habt ihr vielleicht was davon gehört, dass Vinnie Dominick und sein Haufen Arschlöcher jemanden umgelegt haben?«

Allgemeines Kopfschütteln.

»Ich finde, das sollten wir rauskriegen«, sagte Louie. »Der Detective hat recht. Wir wollen keinen Ärger mit irgendwelchen herumschnüffelnden Bullen haben, schon gar nicht mit welchen aus der Innenstadt, und das ausgerechnet jetzt, da wir unsere Geschäfte ausdehnen wollen. Die hier vor Ort haben wir im Griff, zumindest die meisten, aber selbst das könnte sich ändern, wenn die aus dem Präsidium hier auftauchen.«

»Wie sollen wir das machen?«

»Wir könnten mit diesem Hänfling, Freddie Capuso, Kontakt aufnehmen«, schlug Brennan vor. »Das würde uns vielleicht ein paar Scheine kosten, aber vielleicht weiß er, wer umgelegt worden ist.«

»Einen Scheißdreck weiß der«, sagte Carlo. »Die Hälfte von dem, was er uns bisher geliefert hat, war Müll. Das ist doch bloß ein gottverdammter Laufbursche.«

»Ich denke, wir sollten Franco Ponti ein paar Tage lang beschatten«, sagte Louie. »Wenn Vinnie jemanden verschwinden lassen will, dann überlässt er das Franco, und falls wirklich noch mehr Leute umgelegt werden sollen, dann wüsste ich gerne möglichst schnell Bescheid. Die Lucias machen uns schon so genug Ärger. Ich will nicht, dass sie uns auch noch unsere Expansionspläne kaputt machen.«

»Franco zu beschatten, wird nicht allzu schwierig sein, bei der alten Kiste, mit der er immer rumfährt«, sagte Arthur MacEwan zur allgemeinen Erheiterung. Francos Auto mit den vom Rückspiegel baumelnden schwarzweißen Schaumstoffwürfeln und dem Bild von ihm und seiner damaligen Freundin Maria Provolone beim Schulabschlussball war im ganzen Viertel bekannt.

»Vor allem über die Schwanzflossen, da könnte ich mich totlachen«, sagte Ted Polowski. »Von wann stammt das Ding überhaupt, aus den Fünfigern?«

»Wisst ihr was? Diese Idee, Franco zu beschatten, die gefällt mir von Minute zu Minute besser«, sagte Louie, während er über seinen Vorschlag nachdachte. »Wisst ihr noch, letztes Jahr, als wir uns den Kopf darüber zerbrochen haben, wie sie wohl

ihre Drogen in die Stadt schaffen? Und wir sind einfach nicht dahintergekommen?«

»Wir haben überhaupt nicht daran gedacht, dass wir Ponti beschatten könnten!«, sagte Carlo und hieb sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Wie konnten wir bloß so dämlich sein? Ich meine, wir haben doch sonst alles versucht.«

»Wer weiß, vielleicht hat diese kleine Geschichte hier ja einen ganz unerwarteten Nutzen«, meinte Louie, ohne zu wissen, welcher prophetischen Satz er damit geäußert hatte.

»Wann sollen wir anfangen?«, wollte Carlo wissen.

»Meine Mutter, Gott hab sie selig, hat immer gesagt: ›Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen‹ ...«

»Ja, ja«, erwiderte Carlo. »Denn heute ist morgen schon gestern.«

Brennan, Arthur und Ted lächelten gequält. Wie viele andere von Louies Lieblingssprüchen, so hatten sie auch diese beiden schon viel zu oft gehört.

»Zeit ist Geld«, sagte Louie dann mit neckisch hochgezogenen Augenbrauen. Er wusste, dass seine Untergebenen seine Vorliebe für Sprichwörter beknackt fanden.

»Also gut!«, meldete sich Carlo zu Wort. »Wir müssen uns die Arbeit in Schichten aufteilen. Ich fange an. Wer kommt mit?«

»Ich«, sagte Brennan.

»Haltet mich auf dem Laufenden«, meinte Louie.

Kapitel 10

3. April 2007, 16.45 Uhr

Mit Chets MRSA-Akte unter dem Arm zog Laurie sich in ihr Büro zurück. Sie war immer noch hochgradig verwundert über diese Serie von Infektionserkrankungen, die eigentlich gar nicht erklärbar war, und wünschte, sie hätte sich während ihrer Ausbildung intensiver mit Epidemiologie beschäftigt. Im Stillen ging sie noch einmal die wichtigsten Gründe durch, die gegen eine solche Häufung von MRSA-Infektionen sprachen. Zunächst einmal waren die Betroffenen allem Anschein nach gesund gewesen, und gesunde Menschen werden mit kleineren Mengen Staphylokokken in Mund oder Nase normalerweise problemlos fertig. Um also das Immunsystem der betroffenen Patienten zu überwinden und eine primäre Pneumonie auszulösen, hätte es einer relativ hohen Dosis in relativ kurzer Zeit bedurft. Doch wie Laurie gerade erst erfahren hatte, ließen die Klimaanlageanlagen der Angels-Healthcare-Kliniken ein solches Szenario gar nicht zu. Einmal abgesehen von der Tatsache, dass Staphylokokken gar nicht über die Atemluft übertragen werden konnten, war ein solcher Bakterienansturm in einem Raum, dessen gesamte Zuluft durch einen HEPA-Filter geleitet wurde, dessen Raumlufte alle sechs Minuten erneuert wurde und in dem alle Anwesenden nicht nur ohne Befund auf MRSA getestet worden waren, sondern auch noch einen Mundschutz trugen, gar nicht möglich.

Vom epidemiologischen und naturwissenschaftlichen Standpunkt aus war Laurie also mehr und mehr davon überzeugt, dass das MRSA-Problem in den Angels-Kliniken keine natürliche Ursache haben konnte, und diese Überlegung führte sie zu der noch beunruhigenderen Schlussfolgerung, dass Vorsatz dahinterstecken musste. Dann fiel ihr plötzlich etwas ein. Es gab eine Person im OP, die als Verursacher für diese Pneumonien infrage kommen konnte, und das war die Person, die für die Narkose zuständig war. Der Anästhesist überwacht die gesamte Luftversorgung des Patienten, wird oft genug überhaupt nicht wahrgenommen und wäre durchaus in der Lage, unbemerkt und auf teuflische Weise ausreichend viele Staphylokokken in die kleinsten Verästelungen der Lunge zu befördern, um damit eine tödliche Lungenentzündung auszulösen.

Laurie hatte es plötzlich sehr eilig. Hastig griff sie nach ihrer Tabelle, doch die

Erleichterung stellte sich unmittelbar ein. Die Tabelle war zwar noch sehr lückenhaft, doch sie konnte trotz der wenigen Einträge erkennen, dass immer unterschiedliche Anästhesisten Dienst gehabt hatten. Dann kam ihr ein anderer Gedanke. Was, wenn es sich nicht um eine Einzelperson handelte, sondern um eine Verschwörung von vielen, die in irgendeine erbitterte arbeitsrechtliche Auseinandersetzung mit Angels Healthcare verstrickt waren? Doch schon in dem Augenblick, in dem sie ihre Verschwörungstheorie zu Ende gedacht hatte, verwarf sie sie auch schon wieder als Resultat ihrer verzweifelten Suche nach einer rationalen Erklärung. Sie machte sich sogar über sich selbst lustig, weil sie eine solch lächerliche und paranoide Hypothese überhaupt aufgestellt hatte, und schwor sich auf der Stelle, niemandem, und ganz besonders nicht Jack, etwas davon zu erzählen. Nachdem sie also wieder zur Vernunft gekommen war, wurde ihr auch klar, dass es sich bei den hypothetischen Bösewichten sowieso nicht um Anästhesisten handeln konnte, da eine ganze Reihe der Opfer nicht an primären nekrotisierenden Pneumonien erkrankt war, sondern an fulminant verlaufenden Infektionen der Operationswunden, die schließlich zu einem Toxischen Schock-Syndrom geführt hatten.

Nachdem ihr die Ideen ausgegangen waren, wandte sich Laurie wieder der Erweiterung ihrer Tabelle und dem Ausfüllen der leeren Kästchen zu. Als sie vorhin ins Büro gekommen war, hatte ein Zettel von Cheryl an ihrem Bildschirm geklebt. Darauf stand, dass die meisten Akten, die Laurie von den Angels-Kliniken angefordert hatte, in ihrem E-Mail-Postfach lagerten und dass der Rest morgen kommen sollte. Außerdem hatte sie die Päckchen mit den insgesamt sechs Fallakten aus den Gerichtsmedizinischen Instituten in Brooklyn und Queens sowie den separaten Umschlag mit den beiden noch fehlenden Fällen von Besserman und Southgate gesehen, die sie vorhin, als Laurie die anderen vier abgeholt hatte, nicht griffbereit gehabt hatten.

Laurie holte ihre E-Mails ab und arbeitete sich durch die Massen von Patientenakten, die Cheryl ihr zugeschickt hatte. Eine nach der anderen lud sie sich auf den Bildschirm und schickte sie auf den Drucker unten in der Verwaltung. Sie arbeitete lieber mit Ausdrucken, die ließen sich leichter lesen. Als Nächstes sortierte sie die einzelnen Fälle nach Kliniken. Durch all die Fallakten der Pathologie und die Patientenakten aus den Kliniken kamen eine Menge Informationen zusammen, und sie überlegte, ob sie ihre Tabelle vielleicht lieber im Computer führen sollte. Es sprach sicherlich vieles dafür, doch zumindest vorerst wollte sie bei der guten, alten Methode mit dem Schreibblock bleiben.

Als sie glaubte, dass genügend Zeit verstrichen war, lief sie in den Druckerraum hinunter und holte sich ihren Stapel mit den ausgedruckten Patientenakten ab.

Auf der Fahrstuhlfahrt nach oben stellte sie fest, dass es beinahe fünf Uhr war, und fragte sich, wann Jack wohl zurückkommen würde. Im dritten Stock stieg sie aus, um bei Agnes im mikrobiologischen Labor vorbeizuschauen, holte ihr Handy hervor und sah nach, ob es auch eingeschaltet war, falls Jack sie erreichen wollte. Gut möglich, dass seine Exkursion, wie Chet es genannt hatte, ihn in die Nähe ihres Zuhauses geführt hatte und dass er deshalb gar nicht mehr ans Institut zurückkommen wollte.

»Wir machen Fortschritte«, sagte Agnes. Sie war nach einem ihrer ganz normalen Zehn-Stunden-Tage gerade dabei, den Mantel anzuziehen, um nach Hause zu gehen, als Laurie zur Tür hereingekommen war. Agnes ging alles, was sie gemacht hatte, noch einmal durch. Dazu gehörte auch die genaue Überprüfung, ob wirklich bei allen Fällen in Lauries Serie ein Befall mit dem methicillinresistenten *Staphylococcus aureus* vorlag. Dann zählte sie auf, wem sie alles eine Gewebeprobe von David Jeffries zugeschickt hatte: dem staatlichen Referenzlaboratorium, dem Institut für Infektionskrankheiten (CDC) sowie Ted Lynch im DNA-Labor des OCME. Sie erklärte Laurie noch, dass die Tests des CDC effektiver seien als die des staatlichen Referenzlabors, und dass Laurie in zwei oder drei, maximal in vier Tagen von dort Bescheid bekäme.

Agnes' Erwähnung des CDC erinnerte Laurie daran, dass sie eigentlich noch Dr. Ralph Percy anrufen wollte, um mit ihm über Chets Fall zu sprechen, doch ein Blick auf die Armbanduhr sagte ihr, dass es dafür wahrscheinlich zu spät war. Hastig bedankte sie sich bei Agnes für deren Mühe und flitzte, um Zeit zu sparen, die Treppe hinauf. Chet hatte ihr keine direkte Durchwahl gegeben, deshalb musste sie die CDC-Zentrale anrufen. Als sie schließlich mit dem richtigen Anschluss verbunden wurde, meldete sich nur die Mailbox.

»Verdammt!«, murmelte sie, noch bevor Dr. Percys Ansage zu Ende war. Er hatte bereits Feierabend, und Laurie ärgerte sich, weil sie nicht gleich angerufen hatte. Nach dem Piepston sprach sie ihren Namen, ihre Durchwahl, den Namen des Patienten sowie die Mitteilung auf Band, dass sie an der genauen Bestimmung des MRSA-Stammes interessiert war, die Dr. Percy für Dr. Chet McGovern vorgenommen hatte. Dann schob sie nach, dass sie Gerichtsmedizinerin und eine Kollegin von Dr. Chet McGovern war.

»Was ist denn los?«, wollte Riva wissen. Während Laurie ihre Ausdrücke abgeholt hatte, war sie an ihren Platz zurückgekehrt und hatte mitgehört, was Laurie auf Percys

Mailbox gesprochen hatte.

»Heute war die Hölle los«, beklagte sich Laurie. »Ich wollte jemanden beim Institut für Infektionskrankheiten sprechen, aber er hat schon Feierabend.«

»Morgen ist auch noch ein Tag«, sagte Riva.

»Ich hoffe sehr, du willst mir nicht auf die Nerven gehen«, sagte Laurie. Solche herablassenden Bemerkungen erinnerten sie immer an ihre Mutter.

»Oh, nein. Ich wollte dich nur ein bisschen aufmuntern. Du siehst ziemlich fertig aus. Ich weiß ja, dass du fast den ganzen Tag an nichts anderes gedacht hast.«

»Das ist noch stark untertrieben«, erwiderte Laurie. Dann erzählte sie Riva, was sie gemacht hatte und wieso sie unbedingt mit diesem Dr. Percy im Institut für Infektionskrankheiten sprechen wollte.

»Was ist denn mit der Frau, mit der ich zu tun hatte?«, schlug Riva vor. »Hast du sie angerufen?«

»Hab ich. Sie war sehr hilfsbereit und hat gesagt, sie würde sich bei mir melden.«

»Versuch's doch mal bei ihr. Sie hat doch bestimmt Zugriff auf Chets Fallakte.«

»Gute Idee«, meinte Laurie. Der Post-it-Zettel mit Silvia Salernos Durchwahl klebte am Rand ihres Monitors. Als es am anderen Ende der Leitung klingelte, warf sie einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war jetzt deutlich nach fünf. Erneut meldete sich eine Mailbox. Dieses Mal hinterließ sie jedoch keine Nachricht, da Silvia Salerno ja bereits zugesagt hatte, sich zu melden. Laurie legte auf und schüttelte den Kopf.

»Zwei von zwei!«, sagte Riva leichthin. »Die haben da beim CDC wohl Zapfenstreich!«

Rivas Bemerkung über das weltweit anerkannte Institut für Infektionskrankheiten bracht Laurie zum Lachen, und dieses Lachen, womöglich das Erste an diesem Tag, machte ihr das ganze Ausmaß ihrer inneren Anspannung bewusst.

Riva stand auf und nahm ihren Mantel vom Haken hinter der Tür. »Ich schätze mal, ich schließe mich dem guten Beispiel des CDC an und gehe nach Hause. Die Arbeit mit Bingham heute Morgen an diesem Fall mit dem Tod im Polizeigewahrsam war doch ganz schön anstrengend.«

»Ach, ja!«, erwiderte Laurie. »Ich war so mit meinem eigenen Kram beschäftigt, dass ich ganz vergessen habe, zu fragen, was dabei rausgekommen ist.«

»Aus Sicht der Polizei oder der Stadtverwaltung nichts Gutes«, sagte Riva, »aber für die Angehörigen unter Umständen ein wahrer Segen. Das Zungenbein war mehrfach gebrochen, sodass man von extremer Gewaltanwendung ausgehen muss.«

»Das einzig Positive daran ist, dass Bingham die ganzen unvermeidlichen politischen und juristischen Auswirkungen selbst übernehmen wird.«

»Das stimmt«, meinte Riva. »Wir Pathologen können nur sagen: Es war Mord. Alles andere bleibt den Geschworenen überlassen.«

Nachdem sie den Mantel angezogen hatte, verabschiedete sich Riva, doch dann fiel Laurie noch eine Frage ein: »Falls in dieser Woche noch mehr MRSA-Fälle hereinkommen, kann ich die obduzieren?«

»Natürlich«, lautete Rivas Antwort, bevor sie endgültig nach Hause ging.

Laurie wandte sich wieder ihrem Schreibtisch zu, auf dem sich neben den drei Stapeln mit Fallakten aus den drei Angels-Healthcare-Kliniken auch die ausgedruckten Patientenakten türmten. Es dauerte drei Minuten, bis sie den Fallakten die entsprechenden Patientenakten hinzugefügt hatte. Ein paar Patientenakten fehlten noch, genau, wie Cheryl gesagt hatte.

Dann nahm Laurie sich ihre Tabelle vor und ging David Jeffries' Patientenakte durch. Dabei füllte sie alle Rubriken aus, die sie bisher leer lassen musste. Da sie immer noch das Gefühl hatte, dass der Operationssaal der Ort der Infektion sein musste, las sie den Anästhesiebericht besonders gründlich durch und achtete auf jedes Detail. Dabei fielen ihr noch ein paar zusätzliche Kategorien ein, an die sie bis jetzt noch nicht gedacht hatte, nämlich die Nummer des OP, die Dauer der Operation, die Dauer des Aufenthalts im Aufwachraum und welche Medikamente im Aufwachraum verabreicht worden waren. In den Notizen der Pflegekräfte fand sie die Namen der OP-Schwester sowie des OP-Assistenten. Mit dem Lineal fügte sie ihrer Tabelle neue Spalten hinzu, um auch für diese Informationen Platz zu schaffen.

Als sie mit David Jeffries' Patientenakte fertig war, griff sie nach der nächsten. Sie gehörte zu einem von Paul Plodgets Patienten, einem achtundvierzigjährigen Mann namens Gordon Stanek. Wie Jeffries war auch er Patient des Angels Orthopedic Hospital gewesen. Und wie bei Jeffries nahm sie auch hier die Patientenakte zu Hilfe, um die einzelnen Rubriken ihrer Tabelle auszufüllen. Auch hier war, wie schon bei Rivas Fällen, wieder ein anderer Anästhesist zuständig gewesen. Es überraschte sie nicht weiter, dass alle anderen Personen, die Patientenkontakt gehabt hatten, einschließlich des Chirurgen und der Krankenschwestern, ebenfalls andere gewesen waren als bei Jeffries. Sogar die Narkose selbst war unterschiedlich gewesen. Zwar hatten beide eine Vollnarkose erhalten, doch Jeffries war mit Hilfe eines endotrachealen Schlauchs betäubt worden, während bei Stanek eine Laryngealmaske zur Anwendung gekommen war. Sie waren nicht einmal mit dem gleichen Mittel

betäubt worden.

Laurie ließ sich an die Stuhllehne sinken und schaute zuerst auf ihre Tabelle und dann auf all ihre Fall- und Patientenakten. Es würde ein langwieriger Prozess, aber irgendwann, so hoffte sie, würde sie vielleicht auf eine Gemeinsamkeit stoßen.

Gerade als sie nach der nächsten Patientenakte greifen wollte, fiel ihr draußen im Flur ein rhythmisches Stampfen auf. Es war ziemlich leise und klang, als käme es von weit her, und wenn es nicht schon fünf Uhr vorbei und darum besonders still im Gebäude gewesen wäre, hätte sie es vielleicht gar nicht wahrgenommen. So aber setzte sie sich kerzengerade hin und lauschte angestrengt mit schräg gelegtem Kopf. Der Rhythmus blieb zwar derselbe, wurde jedoch zunehmend lauter. Als würde jemand mit einem Gummihammer auf den Boden klopfen und dabei immer näher und näher kommen.

Wie ein Stromschlag fuhr ihr eine irrationale Angst in die Glieder. Sie wollte aufspringen und die Tür verrammeln, und doch blieb sie wie angewurzelt auf ihrem Stuhl sitzen.

»Hallo, Süße«, sagte Jack, als er seinen Kopf durch die Tür streckte und auf Krücken Lauries Büro betrat. Er beugte sich zu ihr hinunter und küsste sie auf die Stirn. »Rate mal, was ich gerade gemacht habe. Da kommst du nie drauf.« Er lehnte seine Krücken an Rivas Aktenschränk und setzte sich auf ihren Platz. »Es hat jedenfalls eine Menge Spaß gemacht«, fügte er hinzu, doch dann registrierte er Lauries Gesichtsausdruck und unterbrach sich mitten im Satz. Er beugte sich nach vorne und wedelte ihr mit der Hand vor dem Gesicht herum. »He, du da! Ist jemand zu Hause?«

Laurie schlug ihm die Hand weg. »Du hast mir mit deinen Krücken richtig Angst eingejagt, so still ist es hier«, sagte sie und wusste für einen kurzen Augenblick nicht genau, ob sie nun verstimmt oder erleichtert sein sollte.

»Wieso denn das?« Jack war verwirrt.

»Weil ...«, fing Laurie an, doch dann wurde ihr klar, wie lächerlich es war, dass sie sich von Jacks auf den Vinylfußboden klopfenden Krücken hatte ins Bockshorn jagen lassen. Vermutlich ein Anzeichen dafür, wie überreizt sie war.

»Tut mir leid«, sagte Jack.

Laurie streckte die Hand aus und tätschelte ihm das Knie. »Du musst dich nicht dafür entschuldigen. Wenn überhaupt jemand Schuld daran hat, dann ich. Mein Tag war einfach höllisch anstrengend.«

»Ist ja auch egal«, sagte Jack, und die Begeisterung, mit der er hereingekommen war, erwachte zu neuem Leben. »Ich wollte dir doch erzählen, was ich in den letzten

Stunden so getrieben habe.«

»Das würde ich wirklich gerne hören«, erwiderte Laurie. »Aber hast du diese Fallakten und die ausgedruckten Patientenakten hier auf meinem Schreibtisch gesehen?«

»Natürlich habe ich die gesehen«, unterbrach Jack sie. »Der Schreibtisch ist ja kaum noch zu erkennen. Aber jetzt lass mich doch mal erzählen, welchen Fall du mir da überlassen hast.«

»Ich finde, wir sollten über die Unterlagen hier auf meinem Schreibtisch reden«, sagte Laurie.

»Gleich!«, erwiderte Jack in scharfem Ton. Und fügte etwas gemäßiger hinzu: »Mein Gott, du bist immer dermaßen halsstarrig.«

Das musst du gerade sagen, dachte Laurie, sagte aber nichts. Manchmal konnte Jack eine echte Geduldsübung sein.

»Ich bin der Besuch. Ich bin zu dir gekommen, und darum kommt meine Geschichte zuerst. Okay?«

»Also gut«, gab Laurie geknickt zurück.

»Vielen Dank jedenfalls, dass du mir den Fall Rodriguez überlassen hast.«

»Gern geschehen«, erwiderte Laurie, ohne es wirklich ernst zu meinen.

»Die Todesursache war ja eindeutig, das war dir sicherlich auch klar. Ich meine, das Opfer war ein Bauarbeiter, der zehn Stockwerke tief von einem im Bau befindlichen Gebäude gefallen ist.«

»Könntest du vielleicht zur Sache kommen!«, maulte Laurie.

Jack starrte sie einen Augenblick lang an. »Du hast aber schlechte Laune.«

»Nein, ich will nur unbedingt mit dir über etwas reden, das ich, mit allem gebührenden Respekt, für wichtiger halte.«

»Also gut, also gut«, meinte Jack. »Damit ich mir das nicht wieder eine ganze Woche lang anhören muss, bitte schön, leg los!«

»Nein. Wir haben abgemacht, dass du zuerst drankommst, also bitte mach weiter! Aber ein bisschen schneller, wenn's geht.«

Jack lächelte säuerlich und fuhr fort: »Die Obduktion hat alle möglichen Verletzungen durch stumpfe Gewalteinwirkung ergeben, darunter einen Abriss des Herzens, eine geplatze Leber sowie Mehrfachbrüche der beiden Oberschenkelknochen. Aber da ich wusste, dass das bei der Suche nach der Todesart nicht weiterhelfen würde, habe ich die ganze Szene einfach nachgestellt.«

»Ich kann bloß hoffen, dass du dabei nicht selbst eine *Szene* heraufbeschworen

hast«, meinte Laurie zynisch. »Ich habe nämlich auch eine Ortsbesichtigung gemacht, und dabei ist es zu einer *Szene* gekommen, sodass Bingham immer noch Gift und Galle spuckt.«

»Dazu bin ich doch viel zu sehr Diplomat!«, erwiderte Jack. »Wenn ich ehrlich sein soll, wir hatten alle einen Heidenspaß. Ich habe nach Rücksprache mit dem Bauunternehmer einen Leichensack mit Sand gefüllt, bis er das gleiche Gewicht wie das Opfer hatte. Dann, oben im zehnten Stock ...«

»Ich will bloß hoffen, dass du mit deinem kaputten Knie nicht sämtliche zehn Stockwerke hochgeklettert bist«, unterbrach Laurie.

»Nein!«, sagte Jack, als ob das außerhalb jeder Frage stand. »Sie haben mich mit dem Baustellenaufzug nach oben fahren lassen. Da oben habe ich dann nachgesehen, wo der Mann unmittelbar vor seinem Sturz gearbeitet hat. Man könnte es fast als Ironie des Schicksals sehen, dass er mit der Befestigung eines provisorischen Geländers beschäftigt war. Zuerst haben wir also einen Mann mit einer Stoppuhr unten am Boden postiert und den Sack über den Rand geschubst, so, als wäre Mr Rodriguez aus Versehen abgestürzt. Und was meinst du, wie weit vom Haus entfernt der Sack gelandet ist?«

»Ich kann es mir nicht denken.«

»Einen Meter achtzig, und es hat zweieinhalb Sekunden gedauert. Aber als wir den Leichensack so runtergeworfen haben, als wäre er geschubst worden oder selbst abgesprungen, was meinst du wohl, wo er nach 2,6 Sekunden aufgeschlagen ist?«

»Bitte, kannst du mir nicht einfach erzählen, was passiert ist?«

»Sechs Meter vierzig, auf den Zentimeter genau. Ganz gut, hmm? Das beweist, dass es kein Unfall war.«

»Und wenn er sich an den Rand gestellt, die Augen zugemacht und dann einen Schritt nach vorne gemacht hätte?«

»Auf keinen Fall. Da wäre die Gefahr zu groß gewesen, dass er sich auf dem Fall nach unten wehtut.«

»Bist du dir da sicher?«

»Absolut. Ich habe selbst schon mal daran gedacht, ein paar Monate nach dem Flugzeugabsturz.«

»Oh«, sagte Laurie nur. Mit diesem Thema wollte sie im Augenblick nun wirklich nichts zu tun haben. Jack hatte immer noch gelegentlich mit Depressionen zu kämpfen.

»Ich werden den Fall als Suizid abschließen. Weißt du, warum?«

»Ich komm nicht drauf«, erwiderte Laurie. »Warum?« Trotz ihrer anfänglichen

Verstimmung war sie jetzt neugierig geworden. »Warum kein Mord? Es könnte doch sein, dass er gestoßen worden ist.«

»Weil ich bei der äußerlichen Untersuchung verheilte Narben an beiden Handgelenken festgestellt habe. Er hat schon einmal versucht, sich umzubringen. Nur, dass er sich dieses Mal eine wirksamere und sicherere Methode ausgesucht hat.«

»Sehr interessant«, meinte Laurie, aber es klang nicht besonders glaubwürdig. »Kann ich jetzt?«

»Selbstverständlich«, erwiderte Jack. »Aber ich glaube, ich weiß, was du sagen willst.«

»Tatsächlich?«, fragte Laurie mit einer Spur Herablassung in der Stimme.

»Wenn ich mir diese vielen Fallakten so anschau, dann wirst du mir bestimmt gleich mitteilen, dass es im Angels Orthopedic Hospital eine Serie mit postoperativen MRSA-Infektionen gegeben hat und dass ich meine Operation absagen oder zumindest auf einen unbestimmten späteren Zeitpunkt verschieben soll. Hab ich recht?«

»Absolut«, erwiderte Laurie. »Aber vorher solltest du dir unbedingt noch die Einzelheiten anhören, du kleiner Schlauberger, du.«

»Können wir das nicht beim Essen besprechen, irgendwo in der Columbus Avenue?«

»Ich will es jetzt sofort loswerden«, beharrte Laurie. »Diese MRSA-Fälle sind ein echtes Rätsel. Eigentlich ist das, was da vor sich geht, überhaupt nicht möglich, weder als natürliches Phänomen noch als vorsätzliche Tat.«

Als Jack hörte, dass Laurie auch an eine vorsätzliche Verbreitung der MRSA-Keime dachte, hob er unwillkürlich die Augenbrauen. Er fragte nach, ob sie das wirklich für eine denkbare Möglichkeit hielt. Als sie bejahte, tat er die Vorstellung nicht von vorneherein ab. Laurie hatte schon vor einigen Jahren etliche ähnlich bizarre Merkwürdigkeiten aufgelöst, nachdem alle anderen einfach abgewunken hatten.

»Okay. Dann lass mal die ungekürzte Version hören. Ich quatsche auch nicht dazwischen, versprochen.«

Laurie reichte ihm zunächst ihre unvollständige Tabelle, dann erzählte sie ihm alles, was sie heute gemacht hatte, was sie erfahren hatte und alle noch offenen Fragen. Sie beendete ihren Vortrag mit dem Satz: »Aus meiner Sicht steht völlig außer Frage, dass du dich auf gar keinen Fall operieren lassen solltest.«

»Tja, also, es tut mir leid, dass der alte Bingham dich so getriezt hat. Ich finde, dein Besuch im Angels Orthopedic Hospital hätte viel eher eine Belobigung verdient und ganz bestimmt keinen Anpiff. Und alles, was du mir erzählt hast, finde ich

außerordentlich faszinierend, von deiner Schlussfolgerung einmal abgesehen. Nein, fang nicht an, mit mir zu diskutieren!«

Laurie hatte versucht, sich zu Wort zu melden.

»Ich habe dich ausreden lassen, also sei du bitte genauso höflich. Ich habe schon geahnt, dass du versuchen würdest, mich umzustimmen. Daher war ich heute ein bisschen aktiv und habe ebenfalls das eine oder andere erfahren. Zunächst einmal sind diese MRSA-Infektionen, wenn man es genau nimmt, gar keine nosokomialen Infektionen, da sie noch während der ersten achtundvierzig Stunden nach der Aufnahme in die Klinik aufgetreten sind.«

»Das stimmt«, meinte Laurie zustimmend, »aber das ist eine Definition, die in erster Linie aus statistischen Gründen so festgelegt worden ist.«

»Die Achtundvierzig-Stunden-Regel besteht deshalb, weil Infektionserkrankungen, die innerhalb dieses Zeitraumes auftreten, sehr oft von Mikroorganismen ausgelöst werden, die der Patient selbst eingeschleppt hat. Und genau das wird sich ohne Zweifel auch im Fall deiner Serie herausstellen, und zwar aus einem doppelten Grund: Zum einen aufgrund genau deiner Ermittlungsergebnisse – dass nämlich die Infektion weder auf natürlichem Weg noch vorsätzlich herbeigeführt worden sein kann. Daraus folgt, dass sie von den Patienten mitgebracht worden sein muss. Zum zweiten aufgrund der Tatsache, dass es alle Fälle von CA-MRSA zu sein scheinen, die per Definition aus der Mitte der menschlichen Gemeinschaft und daher also von außerhalb des Krankenhauses kommen müssen.«

»Kann ich jetzt auch etwas sagen?«, warf Laurie ein.

»Wenn es sein muss.«

»Diese CA-MRSA ist schon seit vielen Jahren ein ernsthaftes Problem für die Krankenhäuser, und zwar mit ständig steigender Tendenz.«

»Das kann ja sein, aber ich glaube, die Tatsache, dass es sich ausschließlich um CA-MRSA-Erreger handelt, stützt eher meine Theorie. Aber lassen wir das einmal dahingestellt. Ich habe außerdem an dich gedacht und mit Dr. Wendell Andersons Sekretärin telefoniert. Dort habe ich mich erkundigt, ob es möglich wäre, für den Fall, dass ich die Operation verschieben möchte, noch einmal einen Termin für 7.30 Uhr zu bekommen. Sie hat gesagt, das sei ganz allein die Entscheidung des Arztes, da er normalerweise nie vor halb neun, neun Uhr anfängt, und dass er nur mir zuliebe am Donnerstag schon so früh anfängt.«

»Tja, dann lass den Termin doch verlegen«, sagte Laurie.

»Ich will ihn aber nicht verlegen. Darum geht es doch. Ich habe mich zwar

erkundigt, *für den Fall*, dass ich meine Meinung ändern sollte, aber ich habe sie nicht geändert.«

»Aber wieso nicht?« Jacks Uneinsichtigkeit ließ Laurie spürbar sauer werden.

»Je schneller das gemacht wird, desto eher kann ich wieder Fahrrad fahren und Basketball spielen, darum«, knurrte Jack.

»Großer Gott!«, rief Laurie und warf vor Frustration die Hände in die Luft. »Wie kannst du bloß so unglaublich dumm und stur sein?«

»Das kann ich dir genau sagen«, giftete Jack zurück. »Ich habe Andersons Sekretärin um einen Rückruf ihres Chefs gebeten, und das hat er eine Stunde später auch gemacht. Dabei habe ich ihm ein paar sehr direkte Fragen gestellt. Zuerst habe ich ihn gefragt, ob er über die MRSA-Fälle in den Angels-Kliniken Bescheid weiß. Er hat gesagt, er weiß Bescheid, und hat auch zugegeben, dass das Ganze angesichts all der Vorsorgemaßnahmen, die die Klinik unter erheblichem Kostenaufwand ergriffen und die er mir ausführlich geschildert hat, ziemlich mysteriös sei. Er hat gemeint, dass die Infektionsrate zwar stark gesunken sei, dass aber immer noch vereinzelte Fälle vorkämen. Außerdem hat er mir verraten, dass er noch ein paar zusätzliche Maßnahmen getroffen hat, zusätzlich zu dem, was die Klinik unternommen hat.«

»Und die wären?«

»Er besteht bei seinen Operationen darauf, dass die Anästhesisten zusätzlichen Sauerstoff verabreichen, die Körpertemperatur des Patienten und sogar den Glukosespiegel überwachen und wenn nötig regulieren.«

»Ist bei ihm in letzter Zeit eine postoperative Infektion vorgekommen?« Lauries Stimme klang schneidend.

»Gut, dass du fragst«, erwiderte Jack süffisant. »Ich weiß zwar, dass Chirurgen auf dieses Thema nur äußerst ungern angesprochen werden, aber ich habe ihn ganz direkt danach gefragt. Umso überraschter war ich, als er mir erzählt hat, er hätte in seiner ganzen Laufbahn erst drei Patienten mit einer postoperativen Infektion gehabt, und das seien alles offene Mehrfachbrüche gewesen – die Wunden waren also von Anfang an stark verunreinigt. Außerdem sind sie alle drei am University Hospital und nicht im Angels Orthopedic vorgekommen.«

»Er hat also noch keinen einzigen MRSA-Fall gehabt.«

»Na ja, ich weiß ja nicht, welche Bakterien an diesen Fällen an der Uni-Klinik beteiligt waren, aber entscheidend ist doch, dass er in der Angels-Klinik noch keine Probleme mit MRSA hatte.«

Laurie starrte vor sich hin. Sie spürte, dass sie dabei war, den Streit zu verlieren.

»Ich bin sogar noch einen Schritt weitergegangen«, fuhr Jack fort. »Ich habe ihn gefragt, von Kollege zu Kollege, ob er sich angesichts meiner Verletzung und der Tatsache, dass die Angels-Kliniken mit einem MRSA-Problem zu kämpfen haben, an meiner Stelle wie geplant operieren lassen würde.« Jack machte eine dramatische Pause, um größtmögliche Wirkung zu erzielen.

»Und?« Laurie konnte nicht anders, sie musste nachfragen. Sie wollte es wissen.

»Er hat, ohne zu zögern, mit Ja geantwortet. Und darüber hinaus hat er noch gesagt, dass er nicht im Angels operieren würde, wenn er sich nicht absolut sicher wäre. Das Einzige, was er mir noch raten könne, sei, ein paar Tage vor der Operation nur noch antibakterielle Seife zu benutzen. Als ich gesagt habe, dass ich das bereits mache, da meinte er, dann sei ja alles in Ordnung. Er hat gesagt, er würde dafür sorgen, dass ich morgen bei der präoperativen Blutuntersuchung auf MRSA getestet würde und dass er, für den Fall, dass ich Bakterienträger sein sollte, darauf bestehen würde, dass ich mich zunächst dagegen behandeln lasse und dass die Operation dann verschoben würde. Zum Abschied hat er dann noch gesagt: ›Bis Donnerstagfrüh also, halb acht, und dann sitzen Sie in drei Monaten wieder auf dem Fahrrad, und in sechs stehen Sie wieder auf dem Basketballfeld‹.«

Laurie ließ den Blick über ihre Stapel aus Fall- und Patientenakten schweifen. Sie empfand eine Mischung aus Enttäuschung, Wut und Verzweiflung. Jack hatte sicherlich ein paar überzeugende Gründe angeführt, besonders durch sein persönliches Gespräch mit dem Chirurgen, der ein hohes Ansehen genoss und bekanntermaßen bereits zahlreiche prominente Sportler operiert hatte. Trotzdem hatte Laurie das Gefühl, als sei es die falsche Entscheidung, sich unter diesen Umständen operieren zu lassen. Bei einem akuten Notfall wäre sicherlich nichts dagegen einzuwenden gewesen, aber bei einer freiwilligen Operation? Das war doch verrückt.

»Na, komm schon«, sagte Jack, stand auf und strich ihr dabei über die Schulter.

Laurie stand ebenfalls auf. Sie hatte das Gefühl, als steckte sie in einem Honigfass.

Jack gab ihr ihre Tabelle zurück. »Ich finde, du solltest unbedingt mit deinen Ermittlungen weitermachen. Es muss irgendeine Erklärung dafür geben, und die würde ich wirklich gerne erfahren.«

Laurie nickte, nahm den Zettel entgegen und warf ihn achtlos zu dem anderen Krempel auf ihrem Schreibtisch.

Jack schlang die Arme um sie und umarmte sie. »Danke, dass du dir solche Sorgen um mich machst«, sagte er.

Laurie erwiderte seine Umarmung.

»Ich liebe dich«, sagte Jack.

»Ich liebe dich auch«, sagte Laurie.

Kapitel 11

3. April 2007, 17.25 Uhr

»Also, wie ziehen wir das jetzt auf?«, wollte Angelo von Franco wissen.

Die beiden saßen in Francos Wagen, der auf der linken Straßenseite der Fifth Avenue zwischen 56th und 57th Street parkte. Auf dem Bürgersteig standen massive Pflanzkübel aus Beton aufgereiht, vermutlich zum Schutz des Trump Tower vor aus der Bahn geratenen Autos. Der Haupteingang des Gebäudes lag hinter ihnen, sodass immer einer von ihnen gezwungen war, ständig über die Schulter nach hinten zu blicken und den Bereich im Auge zu behalten.

»Gute Frage«, erwiderte Franco. »Das ist nicht gerade der einfachste Auftrag meines Lebens. Wo ist die Beschreibung gleich wieder?«

Angelo reichte ihm ein Blatt Papier.

»Du drehst dich um und beobachtest den Eingang«, sagte Franco. Dann las er die Beschreibung schnell noch einmal durch. »Ich schätze mal, wir müssen uns auf die Haare konzentrieren. Ich kann mir nicht mal vorstellen, wie ›blond mit lindgrünen Strähnen‹ aussehen soll. Klingt ja fast so, als müsste man Angst kriegen.«

»Ich glaube ja eher, dass wir uns an der Größe orientieren müssen«, sagte Angelo. Er saß auf dem Beifahrersitz, und so fiel es ihm leichter, sich nach hinten umzudrehen. »So, wie die Sonne steht, ist die Haarfarbe kaum zu erkennen, und jetzt kommen auch immer mehr Leute raus. Ich schätze, wir müssen uns verziehen.«

»Wenn wir sie nicht bald zu Gesicht kriegen, dann glaube ich wirklich langsam, dass wir sie verpasst haben.«

»Das würde mir nichts ausmachen«, meinte Angelo. »Ich hab irgendwie ein ungutes Gefühl bei der Sache.«

»Ach was, du alter Schwarzseher«, sagte Franco. »Du solltest die Herausforderung genießen. Wo sind übrigens die Date-Rape-Pillen und das Gas, die du dir beim guten alten Doc Trevino besorgt hast?«

»Die Tabletten habe ich hier in der Tasche, und das Ethylen liegt bei den Plastiktüten vor dem Rücksitz auf dem Boden. Es ist unglaublich, wie schnell das Zeug wirkt. Da kippst du nach zwei Sekunden um.«

»Na ja, das Gas können wir hier mitten am helllichten Tag jedenfalls nicht

einsetzen. Auch, wenn es gar nicht mehr so hell ist.«

»Natürlich nicht, aber es könnte ganz nützlich sein, falls sie durchdreht, wenn wir sie erst mal im Auto haben. Ich will sie auf keinen Fall im Wagen erschießen.«

»Verdammt noch mal, nein«, sagte Franco. »Nicht auf meinen Polstern. Zeig mir mal die Tabletten.«

Angelo langte in seine Jackettasche, holte einen Briefumschlag hervor und reichte ihn Franco. Dieser drückte die beiden Enden ein wenig zusammen und warf einen Blick auf den Inhalt. Im unteren Knick hatten es sich zehn kleine weiße Pillen gemütlich gemacht.

»Wie viele soll sie denn kriegen?«, wollte Franco wissen.

»Der Doc sagt, nur eine. Man muss sie bloß in einen Cocktail schmeißen, und zwanzig Minuten später kannst du sie vögeln.«

»Wieso hat er uns so viele gegeben?«

»Keine Ahnung. Vielleicht, damit wir uns mit den anderen noch ein bisschen vergnügen können.«

Franco neigte den Briefumschlag ein wenig und ließ fünf Tabletten in seine Hand gleiten. Dann schob er sie in seine Jackettasche und gab Angelo den Umschlag zurück. »Wenn das mit der einen heute Abend gut klappt, dann probier ich das vielleicht mal aus.«

»Klingt ganz so, als könnte es ein wunderbarer Abend werden«, frotzelte Angelo. »Viagra für dich und Rohypnol für deine Süße.«

Franco wollte sich nicht auf irgendwelche Wortgefechte einlassen und sagte: »Ich finde, einer von uns sollte sich an den Eingang stellen und sich die Leute, die da rauskommen, genauer anschauen. Dann geht sie uns nicht so leicht durch die Lappen.«

»Keine schlechte Idee«, meinte Angelo zustimmend. »Aber was sollen wir dann machen? Wir können sie doch nicht einfach wegzerren, mit all den Leuten, die hier rumlaufen.«

»Was ist denn mit deiner Dienstmarke aus dem Polizeirevier Ozone Park? Du behauptest doch immer, die würde wahre Wunder wirken.«

»Das stimmt, aber nicht unbedingt, wenn viele Menschen in der Nähe sind. Dann werden die Leute nämlich mutiger. Sie könnte anfangen rumzubrüllen und rumzukreischen, und hier sind eine Menge Bullen in der Nähe.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen. Ich wundere mich schon die ganze Zeit, dass uns noch keiner angequatscht hat, dass wir weiterfahren sollen.«

»Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Da kommt gerade einer.«

Franco warf einen Blick über die Schulter zurück. Ein dicker Polizist mit einem auffallend massigen Bauch kam auf sie zu. Er hielt einen Straßzettelblock in der Hand.

Franco schaute zu Angelo und dann wieder zu dem Polizisten. Noch zehn Sekunden, dann stand er neben der Fahrertür.

»Ich steig aus«, sagte Franco. »Du fährst einmal um den Block!«

»Wieso soll ich nicht aussteigen?«

»Weil ich die Verantwortung trage«, erwiderte Franco. »Schalt dein Handy ein. Und vor allem: Mach mein Auto nicht kaputt.«

Franco stieg aus. »Guten Abend, Herr Wachtmeister«, sagte er. Als Franco sich zu voller Höhe aufgerichtet hatte, stand der Polizist direkt vor ihm.

»Hier ist absolutes Halteverbot«, sagte der Bulle, wobei er Franco von oben bis unten musterte und sich dann bückte, um einen Blick auf Angelo zu werfen.

»Er hat mich bloß schnell aussteigen lassen, Herr Wachtmeister«, sagte Franco, bückte sich ebenfalls und winkte Angelo zum Abschied zu. Dieser war mittlerweile hinter das Lenkrad gerutscht. Mit liebevoller Geste klappte Franco die Tür zu.

»He!«, rief der Polizist plötzlich, als Angelo wegfahren wollte. Angelos Herz klopfte wie wild, und er trat auf die Bremse. »Anschnallen!«, brüllte der Polizist.

»Vielen Dank, Herr Wachtmeister«, sagte Angelo gepresst, nachdem er das Fenster zur Hälfte heruntergeklurbelt hatte.

Auch Francos Herz hatte wie wild angefangen zu schlagen. Dann lächelte er dem Polizisten ausgesprochen erleichtert zu und ging zu Fuß in Richtung Norden, auf den Haupteingang des Trump Tower zu.

Amy Lucas saß an ihrem Schreibtisch und blickte auf die Uhr, die hoch oben an der gegenüberliegenden Wand befestigt war. Unendlich erleichtert stellte sie fest, dass es endlich halb sechs war und sie Feierabend machen konnte. Der ganze Tag war eine einzige Mischung aus Anspannung und Langeweile gewesen. Die Anspannung war daher gekommen, dass sie ins Büro der Unternehmensleitung gerufen worden und über Paul ausgefragt worden war. Sie hatte die Vorsitzende noch nie persönlich getroffen, und in ihrem Büro war sie erst recht noch nie gewesen. Sie hatte sich zwar gedacht, dass es dabei um Paul ging, war sich aber nicht hundertprozentig sicher gewesen. Eigentlich hatte sie ständig Angst davor, entlassen zu werden – nicht, weil sie irgendetwas angestellt hätte, was ihre Entlassung gerechtfertigt hätte, sondern weil sie sich eine Entlassung einfach nicht leisten konnte. Finanzielle Zwänge führen oft zu einer Art Paranoia, und ihre Finanzen waren sehr angespannt, da sie ihre Mutter in

einer Einrichtung für Betreutes Wohnen untergebracht hatte. Dadurch war jeder Monat für sie ein erneuter Kampf gegen die roten Zahlen.

Auch Pauls Fernbleiben hatte zu ihrer Anspannung beigetragen. Sie arbeitete jetzt seit zehn Jahren für ihn und hatte vor fünf Jahren auch den Wechsel zu Angels Healthcare gemeinsam mit ihm vollzogen. Als er heute Morgen um zehn noch nicht aufgetaucht war, da hatte Amy bereits befürchtet, dass etwas nicht stimmte. Paul Yang war im Allgemeinen, wie die meisten Buchhalter, ein sehr zuverlässiger und systematischer Mensch, es sei denn, er hatte getrunken. Und genau das bereitete ihr Sorgen. Als Stunde um Stunde verstrichen war, ohne dass er zur Arbeit gekommen wäre oder angerufen hätte, da war sie irgendwann zu der Überzeugung gelangt, dass er wieder einmal einen seiner Abstürze veranstaltet hatte, wie damals, in der Zeit vor Angels Healthcare, und das machte sie traurig. Es war damals auch für sie eine schwierige Zeit gewesen, weil sie sich ständig irgendwelche Ausreden für sein Fehlen hatte ausdenken müssen. Bei einer Gelegenheit hatte sie ihn sogar eigenhändig aus irgendeiner verwanzten Absteige herausgeholt.

Nach diesem Vorfall hatte er jedoch eine Art Bekehrung erlebt und glücklicherweise von einem Tag auf den anderen keinen Alkohol mehr angerührt. Nur Amy wusste von seinen regelmäßigen Besuchen bei einem Treffen der Anonymen Alkoholiker. Sie hatte gehofft, dass er nie wieder einen Tropfen trinken würde, aber jetzt, um 17.30 Uhr, war sie sich sicher, dass er einen Rückfall erlitten hatte.

Falls ihre Befürchtung richtig war – und davon war sie längst überzeugt –, dann waren garantiert dieses dämliche Acht-K-Formular und das ganze Hin und Her, ob es denn nun abgeschickt werden sollte oder nicht, daran schuld. Sie wusste, dass er sich sehr viele Gedanken darüber gemacht hatte, weil er ihr nämlich ausdrücklich davon erzählt hatte, aber er hatte ihr nicht verraten, was genau ihn daran so fürchterlich nervös machte. Amy war keine Buchhalterin, ja, sie war nicht einmal eine ausgebildete Sekretärin. Das meiste hatte sie sich selbst beigebracht, auch wenn sie auf der Highschool die entsprechenden Kurse belegt hatte und außergewöhnlich gut mit dem Computer umgehen konnte.

Eines Tages, nachdem sie das Acht-K auf Pauls Laptop ausgefüllt hatte, hatte er sie in sein Büro gerufen und ihr dann, als handele es sich um ein wichtiges Geheimnis, einen USB-Stick überreicht.

»Bewahr das hier gut auf«, hatte er im Flüsterton gesagt. »Am besten, du versteckst es irgendwo. Ich habe auch die Webseite der Börsenaufsicht in einer Extradatei abgespeichert.«

»Aber wieso?«, hatte sie gefragt.

»Frag nicht! Bewahr es einfach auf, für den Fall, dass mir etwas zustoßen sollte.«

Amy konnte sich noch genau daran erinnern, wie sie ihm in die Augen geschaut hatte. Er war so melodramatisch gewesen, dass sie gedacht hatte, er wollte sich einen Scherz mit ihr erlauben, denn einen gewissen Sinn für Humor hatte er. Aber dann war ihr klar geworden, dass das Ganze kein bisschen scherzhaft gemeint war, denn er hatte sie hinausgeschickt und diesen USB-Stick nie wieder erwähnt.

Jetzt, wo sie sich auf den Heimweg machen wollte, klappte sie ihre Handtasche auf, holte das Speichermedium heraus und schaute es an, als rechnete sie damit, dass es anfang, mit ihr zu reden. Sie fragte sich unwillkürlich, ob Pauls Nichterscheinen vielleicht ein Anlass war, seinen Auftrag auszuführen und das Acht-K-Formular abzuschicken. Er war damals nicht näher darauf eingegangen, was das bedeuten sollte: »Für den Fall, dass mir etwas zustoßen sollte«. Sicherlich konnte man darunter auch eine Sauftour verstehen, aber Amy war sich einfach nicht sicher. Sie ließ den USB-Stick in die kleine Seitentasche zurückgleiten und klappte ihre Handtasche zu. Ihr letzter Gedanke, bevor sie das Büro verließ, war, ob sie vielleicht bei ihm zu Hause anrufen sollte. Damit quälte sie sich schon den ganzen Tag lang herum, ohne dass sie zu einer Entscheidung kam. Sie hatte sogar schon überlegt, ob sie eine seiner ehemaligen Geliebten anrufen sollte, deren Nummer sie immer noch besaß, hatte sich aber dagegen entschieden. Er hatte schließlich, soweit sie wusste, seit fünf Jahren keinen Kontakt mehr mit ihr gehabt. Seufzend beschloss sie, lieber nichts zu machen, als irgendetwas zu unternehmen, was die ganze Situation noch verschlimmerte. Damit schaltete sie die Schreibtischlampe aus und verließ ihr Büro.

»Was, zum Teufel, ist denn da los?«, fragte Carlo kopfschüttelnd. Er stand vor einem Rätsel.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, meinte Brennan.

Carlo und Brennan saßen in Carlos schwarzem GMC Denali am rechten Fahrbahnrand der Fifth Avenue auf Höhe der Grand Army Plaza. Direkt rechts von ihnen befand sich die Pulitzer Fountain mit der Statue einer nackten Schönheit in all ihrer Pracht.

Carlo und Brennan hatten sich an Franco und Angelo gehängt, sobald sie das Neapolitan Restaurant verlassen hatten. In sicherer Entfernung auf Johnny's Parkplatz hatten sie sich über die beiden Lucia-Vollstrecker lustig gemacht und überlegt, welcher von beiden wohl beknackter aussah. Franco mit seiner schmalen Hakennase

und den tief liegenden Augen kam ihnen vor wie ein Habicht, während Angelo mit seinen vielen Gesichtsnarben eher aussah, als wäre er einem Horrorfilm entsprungen.

»Was für ein seltsames Paar«, hatte Carlo gesagt und sein Sandwich auf der Mittelkonsole deponiert, um den Gang einzulegen.

Es war leicht gewesen, die beiden zu verfolgen, da Francos Wagen mit den hochgezogenen Schwanzflossen und den porentief reinen Weißwandreifen aus der Masse der anderen Autos deutlich hervorstach. Nur bei der Auffahrt zur Queensboro Bridge, als die Ampel vor ihnen auf Rot gesprungen war, hatten sie Franco aus den Augen verloren. Doch nach einer kurzen Phase der Anspannung hatten sie, dank der Ampelanlage an der Brückenabfahrt in Manhattan, ihre Beute wieder im Visier gehabt. Von da an waren sie ohne Schwierigkeiten bis zur Fifth Avenue gelangt, wo Franco plötzlich auf dem Seitenstreifen kurz hinter dem Haupteingang des Trump Tower angehalten hatte.

Francos Haltemanöver war so unverhofft gekommen, dass Carlo gezwungen gewesen war vorbeizufahren, rechts in die 55th Street einzubiegen und den ganzen Block einmal zu umrunden. Auch diese Sekunden hatten sie ein wenig nervös gemacht, aber als sie wieder auf der Fifth Avenue waren, stand Francos Wagen immer noch genau an der gleichen Stelle.

Während der folgenden fünfunddreißig Minuten hatten Carlo und Brennan an ihrem Standort neben der nackten Schönheit ausgeharrt und durch ein Fernglas, das Brennan umsichtigerweise mitgebracht hatte, abwechselnd Francos Auto beobachtet. Bis auf zwei Silhouetten, die, nach ihren immer wiederkehrenden Handbewegungen zu urteilen, eine rege Unterhaltung führten, war jedoch nichts zu erkennen. Während dieser Wartezeit aßen sie auch die Sandwiches auf, die sie sich bei Johnny's besorgt hatten – schließlich wusste niemand, wohin die Reise gehen und wie lange sie dauern würde.

Die Überwachung war mit der Zeit immer langweiliger geworden, bis der Beamte des New York Police Department auf der Bildfläche erschienen und auf den Wagen zugegangen war. Die beiden Männer setzten sich etwas aufrechter hin.

»Was ist denn los?«, hatte Carlo gefragt. Brennan schaute gerade durch das Fernglas.

»Ich weiß nicht. Die reden nur.«

»Lass mal sehen!«, sagte Carlo. Er nahm seinem in der Hierarchie der Organisation niedriger angesiedelten Kollegen das Fernglas aus der Hand. Carlo und Brennan kannten sich seit Jahren, waren im selben Viertel groß geworden und auf die gleiche

Highschool gegangen.

»Franco kommt auf uns zu«, sagte Carlo, ohne das Fernglas abzusetzen.

»Mist«, sagte Brennan drängend. »Angelo fährt los! Was sollen wir jetzt machen?«

»Wir bleiben bei Franco«, sagte Carlo. »Er ist vor dem Eingang vom Trump Tower stehen geblieben. Ich schätze mal, er wartet auf jemanden, der da rauskommen soll.«

»Aber was ist mit Angelo? Ich könnte doch aussteigen und Franco übernehmen, solange du Angelo beschattest.«

Carlo schüttelte den Kopf. »Ich wette, Angelo fährt bloß einmal um den Block. Wir bleiben, wo wir sind. So langsam kommt es mir so vor, als ob sie sich irgendjemanden schnappen wollen.«

»Das ist doch verrückt, bei so vielen Leuten, ganz zu schweigen von den Bullen.«

»Da kann ich dir nur recht geben«, sagte Carlo und fuhr hastig fort: »Ich glaube, er hat entdeckt, wen er gesucht hat. Gerade hat er seine Zigarette weggeschmissen.«

»Mann oder Frau?«, wollte Brennan wissen. Er taxierte das Fernglas und musste dem inneren Drang widerstehen, es Carlo aus der Hand zu reißen. Schließlich hatte *er* daran gedacht, es mitzubringen.

»Müsste dieses Mädchen im grünen Mantel sein. Sie winkt nach einem Taxi und er auch. Ich wette, er ist genervt, weil Angelo noch nicht wieder aufgetaucht ist.«

Carlo warf Brennan das Fernglas in den Schoß und ließ den Denali an.

»Was machen wir denn jetzt?«, wollte Brennan wissen, während er nach Franco und dem Mädchen Ausschau hielt. »Mein Gott, die Kleine sieht ja aus wie zwölf. Was könnten Franco und Angelo von ihr wollen?«

»Das passt alles nicht so richtig zusammen.«

»Au Mann! Jetzt hat sie ein Taxi. Gleich lässt sie Franco stehen. Sollen wir ihr nachfahren oder lieber bei Franco bleiben?«

»Wir bleiben bei Franco, du Pfeife.«

Brennan setzte das Fernglas ab und warf Carlo einen wütenden Blick zu. Er wurde nicht gerne Pfeife genannt.

»Na, Glück für Franco. Er hat auch ein Taxi erwischt. Festhalten! Das war der Startschuss.«

»Das soll doch bestimmt ein Witz sein«, sagte der Taxifahrer und drehte sich zu Franco um, der auf seiner Rückbank saß. »»Folgen Sie diesem Taxi!« Das ist das erste Mal, dass ich das zu hören kriege und nicht im Kino sitze. Sind Sie echt, Mann, oder wollen Sie mich verscheißern?«

»Kein Witz«, sagte Franco. »Behalten Sie dieses Taxi da im Auge, und Sie haben zwanzig Dollar Trinkgeld sicher.«

Achselzuckend drehte sich der Fahrer wieder um. Zwanzig Dollar, da lohnte sich ein kleines bisschen Mehraufwand.

Franco wurde auf dem Rücksitz hin und her geschleudert, sodass er nur mit Mühe sein Handy in den Griff bekam. Also stellte er seine Bemühungen zunächst einmal ein und kämpfte stattdessen mit dem Sicherheitsgurt. Sobald er angeschnallt war, wurde er nicht mehr ganz so heftig durchgeschüttelt, was aber vor allem daran lag, dass der Wagen Tempo aufgenommen und sich bis zu einem gewissen Grad stabilisiert hatte. Es war aber trotzdem alles andere als leicht, die richtige Nummer zu wählen, weil der Fahrer pausenlos die Spur wechselte.

»Wo steckst du?«, fragte Franco, sobald Angelo abgenommen hatte.

»Im Stau auf der Sixth Avenue, Richtung Norden. Und du?«

»In einem Taxi Richtung Süden auf der Fifth. Der Vogel ist ausgeflogen.«

»Okay. Ich drehe so schnell wie möglich um.«

Franco klappte sein Handy zu. Er war sauer auf sich selbst, und das aus zwei Gründen: Zum einen hätte er sich schon vorher überlegen müssen, was er mit der Frau oder dem Mädchen – was immer sie war – anfangen sollte, wenn sie auftauchte. Und, was noch wichtiger war: Er hätte darauf bestehen sollen, dass sie ihre abendlichen Aktivitäten in Angelos langweiliger Lincoln-Limousine erledigten und nicht in seinem heiß geliebten Cadillac. Bei der Vorstellung, dass Angelo sein Auto im New Yorker Feierabendverkehr zu Schrott fahren oder ihm auch nur eine Beule verpassen könnte, wurde ihm schlecht.

»Wir schließen jetzt zu dem betreffenden Taxi auf«, sagte der Fahrer stolz. »Soll ich mich vielleicht danebenschieben?«

»Nein!«, sagte Franco schnell. »Immer dahinter bleiben.«

Die beiden Taxis erwischten eine grüne Welle und kamen auf der Fifth Avenue gut voran. Franco begann sich zu fragen, ob Paul Yang ihnen möglicherweise nicht die Wahrheit gesagt hatte und sie gar nicht in New Jersey wohnte, oder ob sie womöglich noch etwas vorhatte, was die ganze Sache ziemlich verkomplizieren würde.

Doch nahe der New York Public Library, wo Amys Taxi plötzlich scharf bremste und nach rechts abbog, lösten Francos Sorgen sich in Luft auf. Er entspannte sich ein wenig, weil er sich jetzt ziemlich sicher war, dass sie den Port Authority Bus Terminal ansteuerten.

Franco klappte sein Handy auf und rief Angelo an. »Wo steckst du?«, erkundigte er

sich, genau wie beim ersten Mal.

»Ich biege gerade nach Süden auf die Seventh Avenue ab«, sagte Angelo. »Und du?«

»Wir fahren nach Westen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir zum Busbahnhof fahren, aber sobald wir an der Eight Avenue sind, weiß ich mehr.«

»Was hast du vor?«

»Keine Ahnung, ich weiß ja noch nicht mal, ob du rechtzeitig da bist. Ich schätze mal, ich muss mich zu ihr in den Bus setzen.«

»Tja, na ja, du Glücklicher.«

»Leck mich«, sagte Franco. Jetzt bedauerte er, dass er nicht schneller geschaltet hatte, als der Bulle neben dem Auto aufgetaucht war. Er hätte doch lieber Angelo aussteigen lassen sollen.

»Falls ich von dir nichts mehr höre, dann melde ich mich, sobald ich am Busbahnhof bin.«

»Okay.«

»Ich hoffe, der Aufwand lohnt sich.«

»Garantiert«, erwiderte Franco. »Da stehen Millionen auf dem Spiel.«

Als sie sich der Ampel an der Eighth Avenue näherten, klappte Franco sein Handy zu. Wie erwartet, bogen sie nach rechts ab. Ungefähr eine Minute später warf er das Fahrgeld, ein bisschen Kleingeld und einen Extra-Zwanziger durch die Öffnung in der Trennscheibe aus Plexiglas und war schon draußen, bevor das Taxi endgültig zum Stillstand gekommen war. Amy betrat bereits das Bahnhofsgebäude.

Wie üblich während des Berufsverkehrs war das Gebäude überfüllt. Amy zu folgen, war einfach und schwierig zugleich. Einfach wegen ihrer komischen Haarfarbe, die wie eine Neonleuchte wirkte. Und schwierig aufgrund ihrer geringen Körpergröße. Wenn Franco nicht unmittelbar in ihrer Nähe blieb, dann hatte er sie sofort aus den Augen verloren.

Und jetzt reckte schlagartig ein Problem sein hässliches Haupt, das Franco nicht hatte kommen sehen. Amy reihte sich in eine Schlange vor einem Fahrkartenschalter ein, aber Franco hatte keinen Schimmer, wo sie hinwollte. Die Schlange wurde schnell kürzer, und Franco geriet in Panik. Er überlegte, ob er sich vordrängeln und direkt neben sie stellen sollte, um mithören zu können, wenn sie ihre Fahrkarte kaufte. Aber diese Idee verwarf er sofort wieder. Er wollte nicht, dass sie auf ihn aufmerksam wurde und ihn womöglich später wiedererkannte. Ein anonymes Gesicht in der Menge zu sein, das war kein Problem, aber direkt neben ihr zu stehen und sich

merkwürdig zu benehmen, das war etwas ganz anderes.

Franco war an vierter Stelle hinter Amy, und als sie vor dem Schalter stand, lehnte er sich angestrengt nach vorne. Vielleicht konnte er ja hören, was sie sagte. Aber es war aussichtslos. Dann ging sie mit dem Ticket in der Hand nur wenige Schritte entfernt an ihm vorbei.

Das war der Augenblick, als Franco klar wurde, dass es noch ein Problem gab. Amy ging weg, und er hatte noch drei Leute vor sich. Erneut packte ihn die Panik, und er versuchte Amy im Blick zu behalten und sich gleichzeitig vorzudrängen, indem er sagte: »Entschuldigen Sie, aber sonst verpasse ich meinen Bus, Sie gestatten?« Etliche Leute ließen ihn grummelnd vorbei, aber der Letzte behauptete seinen Platz.

»Ich will meinen Bus auch nicht verpassen, Kumpel«, sagte der Mann. Sein Gesicht war mit einer dünnen, weißen Staubschicht überzogen, als wäre er Gipser oder Maler.

Franco, der keinen Widerspruch gewöhnt war und Angst hatte, Amy aus den Augen zu verlieren, spürte, wie die Wut in ihm hochkochte. Unter erheblichen Mühen riss er sich jedoch zusammen und sagte: »Ich darf den Bus auf keinen Fall verpassen. Meine Frau bekommt ein Baby.«

Ohne ein Wort zu sagen und mit deutlich sichtbarer Verärgerung rückte der Maler widerwillig beiseite und bedeutete Franco, er solle durchgehen.

»Wo soll's denn hingehen, Papa?«, fragte der Mann am Schalter, der Francos Bemerkung offensichtlich gehört hatte.

Für einen kurzen Moment erstarrte Franco zur Salzsäule. In all dem Durcheinander hatte er ganz vergessen, dass er ja ein Fahrtziel angeben musste. Fieberhaft suchte sein Gehirn nach irgendeinem Ort in New Jersey, irgendeinem, und dann fiel ihm zum Glück Hackensack ein. Er wusste nicht, wie er ausgerechnet auf Hackensack gekommen war, aber er war trotzdem sehr erleichtert darüber. Er nannte also dem Schalterbeamten den Ort, holte einen Zwanzig-Dollar-Schein aus der Tasche und schaute sich dabei über die Schulter hinweg um. Amy war schon ein ganzes Stück weit entfernt und verschwand gerade in einer Menschenmenge am Fuß einer Rolltreppe. Schon war sie nicht mehr zu sehen.

Franco bezahlte und rannte auf die Rolltreppe zu. An deren Fuß angekommen, drängte er sich mit demselben Spruch durch die Menschenmenge, der schon am Fahrkartenschalter so prima funktioniert hatte. Am oberen Ende angelangt, blickte er sich hektisch nach Amy um und entdeckte sie zu seiner großen Erleichterung in der Warteschlange neben einem Bus der Linie 166, das zierliche Näschen in einer *New York Daily News* vergraben.

Franco stellte sich an das Ende der Schlange. Er war einerseits erleichtert, hatte jedoch andererseits bereits mit dem nächsten Problem zu kämpfen, denn seine Fahrkarte war nicht für den 166er bestimmt.

Obwohl er völlig außer Atem war, rief Franco Angelo an und erfuhr, dass dieser direkt vor dem Busbahnhof stand.

»Ich bin in einem 166er-Bus«, sagte Franco und versuchte, seine Worte so gut wie möglich mit der Hand abzuschirmen. »Du musst rauskriegen, welche Richtung der Bus nach dem Lincoln-Tunnel einschlägt, weil ich nämlich keinen blassen Schimmer habe. Dann fährst du selber rüber nach Jersey. Ich halte dich auf dem Laufenden, wo wir gerade sind und natürlich, wann wir aussteigen. Bleib so dicht wie möglich an uns dran, damit wir diesen ganzen Zirkus schnell zu Ende bringen können.«

»Ich gebe mein Bestes. Sag mal, gibt's hier in deiner Kiste vielleicht noch mehr Bilder von Maria Provolone, die mir ein bisschen Gesellschaft leisten könnten?«

»Du mich auch«, sagte Franco und klappte das Handy zu. Es nervte ihn, wenn Angelo ihn wegen Maria auf den Arm nahm, seiner einzigen großen Liebe, die in ihrem letzten Highschooljahr von einer rivalisierenden Bande erschossen worden war.

Zumindest setzte sich die Schlange jetzt endlich in Bewegung. Dass er das falsche Ticket hatte, bereitete Franco weniger Sorgen, als wenn er gar keins gehabt hätte, und er sollte recht behalten. Gelangweilt nahm der Fahrer, der schon einen langen Arbeitstag hinter sich hatte, den Fahrschein entgegen, ohne einen Blick darauf zu werfen, genau wie bei den anderen Fahrgästen auch. Franco schob sich den Mittelgang entlang. Fast auf Anhieb entdeckte er Amy. Sie hatte sich in der Busmitte einen Fensterplatz ausgesucht und die Nase schon wieder in ihre Zeitung gesteckt. Zufälligerweise war der Platz neben ihr noch frei. Eine Sekunde lang überlegte er, ob er sich neben sie setzen und sie in ein Gespräch verwickeln sollte, doch genauso schnell verwarf er die Idee auch wieder. Bei einem solchen Auftrag war das Überraschungsmoment ein entscheidender Faktor. Also entschied er sich für einen Platz am Gang und etliche Reihen hinter ihr.

Der Bus blieb noch weitere fünfzehn Minuten lang stehen, und Franco bedauerte, dass er keine Möglichkeit mehr gehabt hatte, sich selbst eine Zeitung zu besorgen. Stattdessen musste er einfach nur hier rumsitzen. Aber wenigstens hatte er so die Gelegenheit, den restlichen Abend zu planen. Das war gar nicht so einfach, da alles davon abhing, was Amy Lucas machen würde, wenn sie aus dem Bus ausstieg. Das Schlimmste wäre, wenn sie von irgendjemandem abgeholt würde. Das konnte in letzter Konsequenz nämlich bedeuten, dass er und Angelo zwei Leute kaltmachen

mussten, und das bedeutete auch doppeltes Risiko.

Als der Bus seine Türen endlich zuklappte und losfuhr, musste er sich zunächst einmal durch das Labyrinth des Busbahnhofs schlängeln, bis er schließlich auf eine mehrstöckige Abfahrtsrampe gelangte, die direkt in den Lincoln-Tunnel hinunterführte. Das Gute daran war, dass er sich dadurch nicht durch die verstopften Straßen der Stadt quälen musste. Der Nachteil war, dass er einen gehörigen Vorsprung vor Angelo hätte.

Dank der sanften Schaukelbewegungen, des beruhigend dröhnenden Motors und des überhitzten Innenraums war Franco so gut wie eingeschlafen, als der Bus aus dem Dunkel des Tunnels hervor- und in die herrliche Abenddämmerung von New Jersey einbrach. Er machte sich wieder wach und erkundigte sich bei seinem Sitznachbarn, wohin der Bus eigentlich fuhr. Der Mann blickte Franco mit verwirrter Miene an und sagte: »Sie meinen die Endstation?«

»Ja, ich denke schon«, erwiderte Franco.

»Ich weiß, dass er bis nach Tenaflly fährt, weil dort meine Schwester wohnt. Aber wo die Endstation ist, das weiß ich nicht.«

»Wie lange dauert es denn bis Tenaflly?«

»Ich schätze mal, etwas über eine Stunde.« Franco bedankte sich. Er hoffte sehr, dass Amy nicht bis nach Tenaflly oder sogar noch weiter fuhr. Die Vorstellung, so lange in einem Bus mit rund fünfzig ganz offensichtlich deprimierten und nach nasser Wolle riechenden Menschen sitzen zu müssen, war beängstigend. Um sich irgendwie zu beschäftigen, dachte er erneut darüber nach, was geschehen würde, sobald Amy ausgestiegen war. Er müsste irgendwie an sie herantreten und sie in ein Gespräch verwickeln, wahrscheinlich, indem er sie auf ihren Chef ansprach. Da nichts davon in den Zeitungen gestanden hatte, konnte man davon ausgehen, dass niemand sein Verschwinden bemerkt hatte, abgesehen natürlich von den Fischen. Er hatte zwar keine Polizeimarke so wie Angelo, aber er konnte sich als offizieller Vertreter einer Behörde, vielleicht sogar der Börsenaufsicht, ausgeben. Er wusste nicht genau, ob die Börsenaufsicht auch Ermittler beschäftigte, wie die Polizei, aber eigentlich ging er schon davon aus. Jetzt hatte er wenigstens einen Plan, der durch seine und Angelos tadellose äußere Erscheinung zusätzlich an Glaubwürdigkeit gewann. Sie trugen beide sehr gerne elegante Kleidung, manchmal konnte man fast den Eindruck haben, als wollte jeder den anderen diesbezüglich noch übertrumpfen. Beide besaßen sie eine leise Schwäche für Brioni und waren am heutigen Abend, wie üblich, in edlen Anzügen ihrer Lieblingsmarke unterwegs. Franco glaubte fest daran, dass ein so

sorgfältig gepflegtes Äußeres ihnen eine Aura der Glaubwürdigkeit verlieh.

Während er darüber brütete, wie er Amy ansprechen sollte, fiel ihm plötzlich ein, dass er Angelo anrufen könnte, doch dann entschloss er sich, abzuwarten. Er hatte nichts zu berichten, und Angelo war zweifelsohne gerade an der Einfahrt zum oder vielleicht auch schon mitten im Tunnel.

Als er mit seinen Gedanken wieder bei Amy war, dachte er, dass er sie wohl am besten dazu überreden sollte, ihn irgendwohin zu begleiten, wo sie sich ungezwungener unterhalten und auf Angelo warten konnten – ein Anforderungsprofil, das wunderbar auf eine Bar oder Kneipe passte, was den zusätzlichen Vorteil hätte, dass sie dort etwas trinken konnten. Francos Hand glitt automatisch in seine Jackettasche und vergewisserte sich, dass die Date-Rape-Pillen noch da waren. Als Nächstes stellte sich die Frage, ob er versuchen sollte, schon vor Angelos Eintreffen eine Tablette in Amys Glas zu werfen oder erst danach. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass der Faktor Zeit eine alles entscheidende Rolle spielte.

Bei einem Blick aus dem Fenster erkannte Franco, dass sie die Hauptverkehrsstraße verlassen hatten und nun auf kleineren Stadtstraßen Richtung Norden führen. Er griff nach seinem Handy.

»Wo steckst du?«

»Im Club Twenty-One, bei einem schönen Abendessen«, erwiderte Angelo sarkastisch. »Ich stecke im Stau. Bis jetzt bin ich noch nicht mal im Tunnel.«

»Gut gemacht!« Auch Franco beherrschte die Kunst der sarkastischen Erwiderung. »Hast du mittlerweile rausgekriegt, wohin der 166er fährt?«

»Nicht genau. Der Ort muss irgendwo in Bergen County liegen, irgendwo in der Gegend der George Washington Bridge.«

»Ruf mich wieder an, sobald du den Tunnel hinter dir hast!«

Franco steckte das Handy in seine Innentasche zurück und versuchte erneut zur Ruhe zu kommen. In dem Augenblick, als er es geschafft hatte, erreichte der Bus die erste Haltestelle. Ein paar Leute stiegen aus, aber Amy blieb sitzen.

Franco richtete sich ein wenig auf. Er hatte Angst, einzuschlafen und Amy zu verpassen, und dann wäre ihre ganze Mühe umsonst gewesen. Und er wusste ganz genau, wie Vinnie in so einem Fall reagieren würde.

Zwanzig Minuten später trommelte sein auf Vibrationsalarm gestelltes Handy von innen gegen seine Brust, sodass er schlagartig hellwach war. Das war Angelo, der endlich auf der anderen Seite des Tunnels angekommen war.

»Soll ich die erste Ausfahrt nehmen?«, fragte er mit gehetzter Stimme. Sie kam

vermutlich in hohem Tempo näher.

»Hast du dir die gottverdamnte Landkarte angeschaut?«

»Natürlich.«

»Dann nimm die erste Abfahrt und fahr nach Norden, Herrgott noch mal. Und bleib dran!« Noch einmal beugte sich Franco zu seinem Sitznachbarn und fragte ihn, ob er wusste, in welcher Ortschaft sie sich gerade befanden. Dann sagte er zu Angelo: »Der Herr neben mir glaubt, dass wir gerade nach Cliffside Park fahren, also setz deinen Arsch in Bewegung, und komm hier hoch.«

Francos Sitznachbar lächelte höflich, als Franco kurz zu ihm hinüberschielte, das machte Franco nervös. Bei der Arbeit wollte er so wenig wie möglich Kontakt haben. Als der Mann ein freundliches Gespräch beginnen wollte, blieb Franco sehr vage und beendete die Konversation so schnell und so sanft wie möglich.

Zehn Minuten später tippte der Mann Franco auf die Schulter. »Bei der nächsten Haltestelle muss ich raus«, sagte er und bedeutete Franco, er möge aufstehen.

Franco stand auf und ließ den Mann vorbeigehen. Als er im Gang stand, fragte ihn Franco, wo sie jetzt waren.

»Ridgefield«, sagte der Mann gleichgültig.

Franco setzte sich und rief Angelo an, um ihm den neuesten Stand mitzuteilen.

»Das heißt, ich habe so ungefähr fünfzehn, zwanzig Minuten Verspätung.«

Als Amy zehn Minuten später ihren Platz verließ und der Bus seine Fahrt verlangsamte, hatte Franco das Gefühl, als seien seine Gebete erhört worden. Hastig zog er sein Handy hervor und beugte sich über den Mittelgang, um die Frau auf der anderen Seite zu fragen, welche Ortschaft das hier sei. Sie sagte, das wüsste sie nicht, aber der Mann neben ihr meinte, es sei Palisades Park.

Schnell rief Franco Angelo an. »Wir sind in Palisades Park.« Er bückte sich ein wenig, während der Bus anhielt, und entdeckte ein Straßenschild. »Broad Avenue, Palisades Park.«

»Verstanden«, sagte Angelo.

Franco machte sich auf den Weg in Richtung Ausgang. Auch andere Leute standen auf und schoben sich zwischen ihn und Amy. Draußen auf der Straße erfasste ihn die Panik. Amy war nirgendwo zu sehen. Verwirrt rannte er zum Heck des Busses. Gott sei Dank, da war sie und ging auf der anderen Straßenseite in Richtung Süden. Er befand sich in einer belebten Einkaufsgegend mit verschiedenen, hell erleuchteten Geschäften und vielen Menschen, die alle in unterschiedliche Richtungen unterwegs waren. Franco hastete über die Straße und verringerte schnell den Abstand zu der

arglosen Amy. Nach der schweißgetränkten Wärme im Bus kam es ihm jetzt außerordentlich kalt vor, sodass er die Jackettaufschläge hochschlagen musste.

»Ms Amy Lucas«, rief Franco, als er nur noch wenige Schritte hinter der jungen Frau war. Er schätzte, dass genau die richtige Anzahl Passanten unterwegs waren, damit sie sich nicht bedroht fühlen musste.

Amy blieb stehen und blickte zu Franco hinauf. Unsicher machte sie einen Schritt zurück, als Franco sich ihr auf Armlänge genähert hatte.

»Bitte verzeihen Sie, dass ich Sie belästigen muss, Madam«, sagte Franco. Diesen Satz hatte er aus einer sehr alten Fernsehserie, die er früher oft mit großem Vergnügen gesehen hatte. »Aber ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Was für Fragen denn?«, wollte Amy wissen. Sie blickte nervös nach links und rechts.

»Über Ihren Chef, Paul Yang.«

Amys Gesichtsausdruck wechselte in Sekundenbruchteilen von wachsam zu ängstlich. »Geht es ihm gut? Wo ist er denn?«

»Er befindet sich in Polizeigewahrsam, Madam. Er wollte, dass wir Kontakt zu Ihnen aufnehmen.«

Jetzt machte Amy keine ängstliche Miene mehr, sondern eine besorgte. »Wieso ist er denn im Gefängnis, und wieso wollte er, dass Sie zu mir kommen? Ich weiß doch gar nichts.«

»Bitte entschuldigen Sie, Madam«, sagte Franco nun leise und in autoritärem Tonfall. »Aber ich glaube, Sie wissen sehr wohl etwas. Es geht hier um eine sehr ernste Angelegenheit, nämlich um das sogenannte Acht-K-Formular, von dem Sie, wie man mich glauben gemacht hat, eine Kopie besitzen, die Sie entweder mit sich führen oder aber zu Hause oder an Ihrem Arbeitsplatz aufbewahren.«

Amys Gesichtsausdruck erinnerte nun sehr stark an ein verängstigtes Kaninchen, doch sie rannte, sehr zu ihrem Nachteil, nicht weg.

»Ich bin Ermittler der Börsenaufsicht, von daher nehme ich an, Sie wissen, worüber wir miteinander reden müssen.«

»Ich denke schon«, sagte sie ohne jeden Überschwang.

»Es ist ziemlich kalt hier. Vielleicht gibt es ja irgendwo einen Ort, an dem wir uns unterhalten können, ohne dass Sie sich irgendwie unwohl fühlen müssen.«

Amy blickte sich um.

»Wie wäre es denn mit einer Bar? Dort kann man ungestörter miteinander reden als anderswo. Wir hoffen sehr, dass Sie nicht in diese bedauerliche Strafsache

hineingezogen werden.«

»Da drüben ist das Pete's«, sagte Amy und deutete auf die andere Straßenseite.

»Sind Sie dort öfter?«, wollte Franco wissen. Der Laden sah ganz nach der sprichwörtlichen Eckkneipe aus, das war genau das, was er suchte, außer sie war dort persönlich bekannt.

»Da bin ich noch nie gewesen. Angeblich sollen da ziemlich raue Sitten herrschen.«

»Ich glaube, das wäre genau das Richtige. Wenn Sie erlauben, dann rufe ich kurz meinen Kollegen an, Sonderermittler Facciolo.«

Franco holte sein Handy hervor und rief Angelo an. »Herr Kollege Facciolo«, sagte er dann und musste sich das Lachen verkneifen. »Ich habe soeben mit der Zeugin gesprochen. Sie ist bereit, mit uns zusammenzuarbeiten. Wir setzen uns in eine Bar, um uns zu unterhalten. Sie heißt Pete's und liegt in der Broad Avenue in Palisades Park. Die nächste Querstraße heißt ...« Franco nahm das Telefon vom Ohr und erkundigte sich bei Amy nach dem Namen der nächstgelegenen Querstraße.

Amy deutet einen Straßenzug weiter. »Sehen Sie diese Fahrbahnbegrenzungen aus Beton da drüben? Das ist die Route 46.«

Franco gab diese Information an Angelo weiter und legte dann auf. Er deutete auf die Kneipe, und dann überquerten sie im Laufschrift die Straße.

Aus Francos Sicht war die Kneipe trotz des abgestandenen Biergestanks ein optimaler Treffpunkt. Die Beleuchtung war schwach, ganz im Gegensatz zur Beschallung, die hauptsächlich aus lauter Rap-Musik bestand. Es war nicht besonders voll – an der Theke saßen fünf Leute vor ihren Getränken, und im Nebenzimmer waren ungefähr ein Dutzend mit Billardspielen beschäftigt. Rechts befanden sich ein paar leere Sitznischen aus Holz. Franco lenkte Amy in eine der Nischen und achtete darauf, sie nicht zu berühren. Er war froh und auch ein bisschen verwundert darüber, dass sie so bereitwillig mitmachte. Das Gespräch mit der Erwähnung ihres vermissten Chefs einzuleiten, war wirklich ein Geniestreich gewesen.

Nachdem sie sich einander gegenübergesetzt hatten, klappte Franco die Aufschläge wieder um und rieb sich die Hände. »Es kommt mir ziemlich kalt vor für die Jahreszeit.«

Amy nickte nur. Sie hatte fürchterliche Angst davor, gleich festgenommen zu werden, und war wütend auf Paul, weil er sie in solch eine Situation gebracht hatte.

»Man wird uns hier bestimmt nicht sitzen lassen, ohne dass wir etwas zu trinken bestellen. Was hätten Sie denn gerne? Und wissen Sie was, ich sag's niemandem weiter, wenn Sie mir versprechen, dass Sie auch den Mund halten. Eigentlich ist

Alkohol im Dienst nicht gestattet, aber ich hätte jetzt wahnsinnig gerne einen Cocktail.«

Amy war keine große Trinkerin, aber ein gelegentliches Glas Wodka war nicht zu verachten. Das beruhigte sie, und wenn es je einen Zeitpunkt gegeben hatte, wo sie ein bisschen Beruhigung nötig gehabt hatte, dann jetzt. »Ich denke, ich nehme einen Wodka-Martini«, sagte sie schüchtern.

»Das klingt ganz ausgezeichnet«, meinte Franco, der immer noch die Handflächen aneinanderrieb, um sich aufzuwärmen. »Bis jetzt habe ich noch keine Bedienung gesehen. Ich schätze, wir müssen an der Theke bestellen. Einen Augenblick, bitte.«

Franco trat an die Theke und bestellte Amys Martini und für sich einen Bourbon, ohne Wasser, ohne Eis. Der Barkeeper, ein stämmiger, tätowierter Mann mit Bartstoppeln, starrte Franco ungeniert an. »Nette Klamotten«, sagte er, bevor er Amys Drink mixte und anschließend Francos Bourbon einschenkte. Während der Barkeeper damit beschäftigt war, ließ Franco verstohlen eine der Date-Rape-Pillen in Amys Glas fallen. Dazu klemmte er die kleine, weiße Tablette in seiner Handfläche fest, fasste das Glas dann am Rand an und ließ sie fallen.

Nachdem der Barkeeper Francos Glas gefüllt hatte, fragte er, ob er alles auf einen Deckel schreiben sollte. Francos Antwort bestand in einem Zwanziger, den er mit der freien Hand auf den Tresen legte. »Stimmt so«, sagte er.

Wieder am Tisch angekommen, schob er Amy ihren Drink zu und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Er wollte wissen, wie lange es dauerte, bis die Tablette anfang zu wirken. Trotz der lauten Musik war eine Unterhaltung gut möglich, da die Seitenwände der Sitznische Schulterhöhe besaßen, die sie, wenn schon nicht vor den rumpelnden Bässen, so doch vor etlichen der hohen Frequenzen abschirmten. Doch schon war Franco mit dem nächsten Problem konfrontiert: Er musste sich genügend Gesprächsthemen überlegen und gleichzeitig sein Märchen von Paul Yangs Festnahme und Inhaftierung aufrechterhalten.

Nach ungefähr zehn Minuten war sein Repertoire an unverfänglichen Fragen erschöpft. Das Gute war, dass er merkte, wie Amys Zunge immer träger und die Bewegungen, mit denen sie nach ihrem Glas griff, immer unsicherer wurden. Er hatte den Eindruck, als würden ihre Augenlider immer schwerer, sodass es sie größte Mühe kostete, sie offen zu halten.

»Was ist denn nun mit dem Acht-K?«, sagte Franco. Er hatte, obwohl er gestern Abend die Unterhaltung zwischen Vinnie und Paul mitverfolgt hatte, nicht die leiseste Ahnung, was ein Acht-K überhaupt war.

»Was ist denn damit?«, fragte Amy zurück, aber aus ihrem Mund klang es wie ein einziges Wort: Wasissnd'mit? Sie trank noch einen Schluck Wodka-Martini, dem sie, das musste man sagen, sehr herzlich zusprach. Als sie das Glas wieder abgestellt hatte, bemerkte Franco, dass auch ihr Oberkörper anfang zu schwanken. Nach außen hin machte sie den Eindruck, als hätte sie schon zwei oder drei Drinks gehabt.

»Wo ist es?«, fragte Franco weiter.

»Genau hier, in meiner treuen, alten Handtasche«, sagte Amy und klopfte wiederholt auf die Tasche.

»Warum geben Sie es mir nicht einfach?«

»Na klar, warum nicht«, meinte Amy. Ihre Hand beschrieb einen hohen Bogen und landete schließlich auf der Tasche. Nach einigen Schwierigkeiten gelang es ihr, den Reißverschluss der Innentasche aufzuziehen und Franco den USB-Stick zu überreichen.

Franco drehte das Ding hin und her und nahm schließlich die Deckkappe ab. So etwas hatte er noch nie gesehen.

Aus dem Augenwinkel sah er Angelo zur Tür hereinkommen. Ein paar der Typen an der Theke drehten sich um und starrten ihn mit offenem Mund an. Angelo starrte zurück, und Franco glaubte zu erkennen, wie die Wut in ihm hochkochte. Angelo hatte gelernt, mit seinem entstellten Gesicht und den Reaktionen darauf umzugehen, aber nicht von Typen, die er für den Abschaum der Gesellschaft hielt, wie zum Beispiel eine Handvoll Versager in einer versifften Vorstadtkneipe.

Franco stand auf und ließ den USB-Stick in seine Jacketttasche gleiten. »Herr Sonderermittler Facciolo, hier sind wir.« Einen kurzen Moment lang befürchtete Franco, er müsste ihn eigenhändig an den Tisch zerren, aber schließlich riss Angelo sich los und kam von selbst an den Tisch.

»Gottverdammte Arschlöcher«, sagte Angelo und warf noch einmal einen Blick zurück.

»Ja, ja, die sind doch bloß neidisch auf dein Brioni-Jackett.«

»Ja, bestimmt!«, grollte Angelo.

»Darf ich vorstellen, Amy Lucas«, sagte Franco und deutete auf Amy. Dann legte er Angelo den Arm um die Schultern. »Und das hier ist Sonderermittler Facciolo, von dem ich Ihnen bereits erzählt habe.«

»Ach, du Schreck!«, sagte Amy bei Angelos Anblick und zuckte zusammen. »Haben Sie sich das Gesicht verbrannt? Das tut mir leid.«

»Hat sie schon eine von Dr. Trevinos Spezialpillen bekommen?«

»Bloß eine, und das ist gerade mal zehn Minuten her.«

»Sehr gut«, meinte Angelo. »Geben wir ihr noch eine. Ich glaube, sie hat gerade ausgetrunken.«

»Wenn wir ihr noch eine verpassen, dann kippt sie uns vielleicht aus den Latschen.«

»He! Das ist doch der Sinn der Sache, schon vergessen? Was hat sie denn bestellt? Ich besorge ihr noch mal das Gleiche, und dann verpassen wir uns aus diesem Loch hier. Ich will mit diesem Scheißauftrag endlich fertig werden. Das alles regt mich so dermaßen auf.«

»Warte!«, sagte Franco und hielt Angelo am Arm fest. »Ich besorge den Drink. Ich will nicht, dass du bloß wegen dieser Saufnasen an der Theke da den ganzen Laden aufmischst.«

»Also gut«, meinte Angelo. »Dann bleibe ich eben hier bei dieser wunderschönen Lady.«

Franco zog Angelo einen Schritt vom Tisch weg und flüsterte ihm ins Ohr: »Wir sind Sonderermittler der Börsenaufsicht, also benimm dich entsprechend.«

»Ja, na klar«, erwiderte Angelo. Er setzte sich neben Amy, die ihm bereitwillig Platz machte.

Es dauerte nur eine Viertelstunde, bis Franco erkannte, dass Amy wirklich genug hatte und sich blendend amüsierte, vielleicht sogar ein bisschen zu sehr. Der Barkeeper hatte jedenfalls bereits mehrfach herübergeschaut, wenn sie gelacht hatte. Es klang wie ein hohes, gepresstes Quietschen.

Franco warf Angelo einen Blick zu und deutete dann mit dem Kopf in Richtung Tür. Angelo nickte.

»Wo steht denn die schwarze Schönheit?«, wollte Franco wissen.

»Gleich um die Ecke«, meinte Angelo. Dann sagte er zu Amy: »Ich bin gleich wieder da, Schätzchen.«

Franco sah zu, wie sie an ihrem Glas nippte. »Warum haben Sie das mit Ihren Haaren gemacht?«

Amy zuckte mit den Schultern und lachte. »Nur so zum Spaß. Davor hat mich nie jemand beachtet.«

Franco starrte sie über den Tisch hinweg an. Mittlerweile konnte sie sich nur noch mit Hilfe kleiner, regelmäßiger Zuckungen aufrecht halten.

Ein paar Minuten später war Angelo wieder da. »Der Wagen steht direkt vor der Tür.«

»Kommen Sie, Amy«, sagte Franco und zog sie am Arm.

»Aber mein Glas ist doch noch gar nicht leer«, sagte Amy mit übertrieben trauriger Miene. Dann lachte sie.

»Ich glaube, Sie haben jetzt genug«, gab Franco zurück. Er gab Angelo ein Zeichen, und sie halfen ihr gemeinsam auf die wackeligen Beine. Von beiden Männern gestützt, verließ sie die Kneipe, und sie bugsierten sie unter leichten Anstrengungen auf den Rücksitz.

»Setz dich neben sie«, sagte Franco. »Wenn du das Gefühl hast, dass sie gleich kotzen muss, dann hältst du ihren Kopf zum Fenster raus.«

Sie legten Amy so auf die Rückbank, dass ihr Kopf hinter dem Fahrersitz direkt neben dem geöffneten Fenster zu liegen kam, und hatten keinen Blick für den Mann, der nach ihnen aus der Kneipe trat. Er trug eine schlabberige Hip-Hop-Hose, ein langes, viel zu großes Sweatshirt und eine Yankees-Baseball-Kappe mit dem Schild nach hinten. Ohne auf Francos und Angelos Turnübungen zu achten, ging er auf der Broad Avenue nach Norden.

»Bist du so weit?«, sagte Franco und warf einen Blick in den Rückspiegel.

»Alles klar«, erwiderte Angelo. Amy war jetzt angeschnallt und hing mit dem Gesicht praktisch direkt am offenen Fenster. Angelo stützte ihr mit dem ausgestreckten Arm den Kopf. Amy selbst war so gut wie ohnmächtig.

Nachdem Franco auf dem Stadtplan den kürzesten Weg zurück nach Hoboken gesucht und gefunden hatte, machte er mitten auf der Broad Avenue eine Kehrtwendung und beschleunigte in Richtung Süden.

Eine ganze Zeit lang fuhren sie schweigend dahin. Schließlich ergriff Angelo das Wort: »Ich kann bloß hoffen, dass Vinnie den ganzen Stress, den wir hier machen, zu schätzen weiß. Die Fahrt in die Stadt während der Hauptverkehrszeit war ja schon schlimm genug, aber das war noch gar nichts gegen den Tunnel und dann die ganze Kurverei hier draußen in New Jersey. Ich meine, das war echt ätzend.«

»Ich hätte sofort mit dir getauscht«, erwiderte Franco. »Tagtäglich mit so einem Bus rein und wieder raus zu fahren, das wäre für mich der reinste Albtraum.«

Dann sprachen sie nicht mehr miteinander, bis sie den Jachthafen erreicht hatten. Franco stellte den Wagen vor der Hafenmole ab, an der gleichen Stelle wie gestern Abend auch. Er schaltete die Scheinwerfer aus. Wie gestern Abend war es auch jetzt vollkommen dunkel. Sie stiegen aus und trafen an der hinteren Tür auf der Fahrerseite wieder zusammen. Sie öffneten sie, und Amys Kopf sackte nach links.

»Okay, Baby!«, sagte Angelo. »Zeit zum Aufstehen.« Er steckte den Kopf in das Fahrzeug und löste den Sicherheitsgurt. Als das geschafft war, holten sie Amy aus dem

Wagen.

»Besonders schwer ist sie nicht, stimmt's?«, meinte Franco.

»Der Boss hat recht. Sie ist wirklich ziemlich klein.«

Es fiel ihnen nicht weiter schwer, Amy auf die Mole zu führen. Die kalte Luft, die vom Fluss herüberwehte, hauchte ihr ein wenig neues Leben ein, und sie half sogar mit, sodass sie gar nicht ihr gesamtes Gewicht zu schleppen hatten. Das Einzige, was sich ein wenig schwieriger gestaltete, war, sie über die schmale Gangway auf das Heck des Schiffes zu bugsieren.

»Was sollen wir mit ihr machen, bis wir abgelegt haben?«, wollte Angelo wissen.

»Na ja, bis jetzt hat sie noch nicht gekotzt, also legen wir sie in eine der vorderen Kabinen. Ich will nicht, dass sie aufsteht und womöglich über Bord geht. Bleib mal hier und pass auf sie auf, dann mache ich so lange im Salon und unten das Licht an.«

An Land hatte Amy sich leichter in die richtige Richtung bugsieren lassen als auf dem Boot, aber schließlich gelang es ihnen, sie in eine Kabine zu schaffen und auf ein Bett zu legen, wobei ihre Füße immer noch den Boden berührten. Sie legten ihr ein paar Handtücher unter den Kopf, nur für den Fall, dass ihr schlecht werden sollte. Als sie damit fertig waren, richteten sie sich auf und betrachteten die vor ihnen liegende Frau.

Unvermittelt beugte Franco sich nach vorne, packte Amy an den Aufschlägen ihres Mantels und riss ihn mit einem heftigen Ruck auf. Die Knöpfe flogen in unterschiedliche Richtung davon und fielen klappernd zu Boden.

»Weißt du was?«, sagte er. »Wenn man die Haare und die Pickel einfach ausblendet, dann sieht sie gar nicht so schlecht aus. Was meinst du?«

»Wir haben ihr eine Date-Rape-Pille verpasst«, sagte Angelo, und seine vernarbten Lippen verzogen sich zu einem schiefen Lächeln. »Wir sollten nichts verkommen lassen.«

»Ja, genau, das wäre wie mit diesen Stammzellen und den tiefgefrorenen Embryonen. Ich meine, wenn man sie sowieso ins Klo schmeißen will, warum sollte man sie vorher nicht benutzen?«

Franco und Angelo sahen einander an. Ihr Lächeln wurde immer breiter, bis sie in Lachen ausbrachen.

»Okay«, sagte Franco. »Wir legen ab, dann werfen wir eine Münze, wer zuerst dran ist.«

»Einverstanden, Mann!«

Mit deutlich mehr Eifer als im Verlauf des gesamten bisherigen Abends gingen

Franco und Angelo an Deck zurück. Franco kletterte weiter nach oben auf die Brücke, während Angelo von Bord ging, um die Leinen loszumachen. Als er die Bugleine an Bord geworfen hatte, schnurrte der Schiffsdiesel bereits wie ein zufriedenes Kätzchen. Angelo rannte zum Heck und löste auch die Heckleine von dem mächtigen Poller. Er wollte sie gerade an Bord werfen, da entdeckte er einen Lichtschimmer auf der Mole, irgendwo in der Nähe der Tankstelle. Für einen kurzen Moment starrte Angelo in die Dunkelheit. Doch als nichts mehr zu sehen war, dachte er, dass sich wohl das Licht der *Full Speed Ahead* in einer der Zapfsäulen gespiegelt haben musste.

Angelo warf die Leine an Bord, trampelte über die Gangway und zog auch sie an Bord. »Alles klar«, rief er zur Brücke hinauf. Als die Jacht sich langsam aus ihrer Liegebucht schob, holte Angelo die dicken, weißen Stoßfänger ein. Dabei erfasste ihn der rötliche Schein der Positionslampen, die Franco gerade eingeschaltet hatte.

Brennan blieb länger hinter der Zapfsäule hocken, als er für nötig hielt. Er wollte kein zusätzliches Risiko eingehen. Er fürchtete, dass Angelo ihn bei dem Versuch, den Namen des Schiffes zu entziffern, entdeckt haben könnte. Aus dem Augenwinkel hatte Brennan gesehen, wie Angelo plötzlich kerzengerade stehen geblieben war und für einen kurzen Augenblick genau in seine Richtung gestarrt hatte. Erst da war ihm klar geworden, dass sich das von der Jacht kommende Licht womöglich in seinem relativ großen Fernglas gespiegelt haben könnte.

Als das Geräusch der Schiffsmotoren sich so weit entfernt hatte, dass er sich halbwegs sicher fühlte, riskierte Brennan einen Blick um die Zapfsäule herum und sah, dass sich die Positionslichter der *Full Speed Ahead* schon knapp zweihundert Meter jenseits der Hafenmole befanden. Er war überzeugt, dass er aus dieser Entfernung unmöglich gesehen werden konnte, und rannte auf der Mole zurück, an Francos Auto vorbei und dann bis ganz ans Ende des Parkplatzes. Erst als er unmittelbar vor Carlos Denali stand, bemerkte er den Wagen. Hastig und außer Atem ließ er sich auf den Beifahrersitz fallen.

»Und?«, drängte Carlo.

Brennan hob die Hand. Er musste erst wieder zu Atem kommen.

»Sie haben sie auf eine Jacht geschafft«, stieß er schließlich hervor.

»Da wir ihnen bis zu einem Jachthafen gefolgt sind, ist das keine besonders umwerfende Neuigkeit, zumal du ja glaubst, dass sie ihr in dieser Kneipe irgendwas ins Glas getan haben.«

»Aber sicher haben sie ihr was ins Glas getan!«, zischte Brennan. Er konnte es nicht

leiden, wenn Carlo ihn herumkommandierte. »Die mussten sie ja praktisch aus der Kneipe raustragen.«

»Ist ja gut, ist ja gut! Jetzt sei doch nicht gleich beleidigt.«

»Du kannst ja selber mal ein bisschen rumrennen, wenn du mir nicht traust.«

»Ich habe gesagt, schon gut, sie haben ihr was ins Glas getan«, erwiderte Carlo. »Meinst du, sie haben diese ganze lächerliche Komödie bloß veranstaltet, um sie zu vögeln? Das wäre doch vielleicht ein bisschen viel Aufwand. In Queens gibt es bestimmt genügend Bräute. Da müssten sie nicht extra hier an den Arsch der Welt rausfahren.«

»Das ist garantiert nicht der eigentliche Grund«, sagte Brennan verächtlich. »Bist du eigentlich bescheuert oder was?«

Einen Augenblick lang saßen die beiden Männer stumm nebeneinander. Der Stress ihrer abendlichen Aktivitäten machte sich bemerkbar. Schließlich sagte Carlo: »Wir sollten uns nicht gegenseitig an die Gurgel gehen. Das Ganze war nicht gerade der Spaziergang, den ich eigentlich erwartet habe. Aber immerhin haben wir etwas entdeckt, was wir dem Boss erzählen können.«

»Sie haben die Jacht genommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich die ganze Mühe gemacht hätten, wenn es ihnen einfach bloß ums Ficken geht, schon gar nicht mit so einer Durchschnittspuppe. Da muss es irgendwas geben, was wir nicht wissen. Irgendwas Wichtiges.«

»Und du hast wirklich kein Wort von dem verstanden, was sie da in der Kneipe geredet haben?«

Brennan stierte Carlo durchdringend an.

»Also gut, also gut, hast du ja schon gesagt. Zu schade. Wäre die perfekte Gelegenheit gewesen.«

»Die Musik war zu laut, die ganze Zeit nichts als bumm, bumm, bumm«, sagte Brennan und hieb sich bei jedem Bumm mit der Faust in die Handfläche. »Ich hab nicht mal meine eigenen Gedanken gehört, ganz zu schweigen von irgendwelchen Gesprächen.«

»Vielleicht haben sie das Boot genommen, damit sie sie einfach ins Wasser schmeißen können, wenn sie mit ihr fertig sind.«

»Kommt mir auch nicht so richtig einleuchtend vor«, erwiderte Brennan und unterdrückte sein Bedürfnis, sehr viel nachdrücklicher Stellung zu beziehen. Er wusste, dass eine Date-Rape-Pille – so eine hatten sie ihr wohl verpasst – unter anderem den Vorteil hatte, dass die Frau sich hinterher an gar nichts erinnern konnte.

»Tja, für heute Abend sind sie uns jedenfalls entwischt, zumindest so lange, bis sie wieder zurückkommen.«

Verschon mich bloß, dachte Brennan, sagte aber nichts. Stattdessen meinte er: »Ich glaube, ich habe mit dem Fernglas, das ich extra mitgebracht habe, den Namen der Jacht erkannt. Die Schrift war nicht so besonders gut zu erkennen, und das Schiff ist die ganze Zeit auf und ab gehüpft, aber es sah aus wie *Full Speed Ahead*.«

Carlo wandte sich Brennan zu. »Hey, könnte sein, dass Barbera sich dafür interessiert.«

Was du nicht sagst, dachte Brennan im Stillen und voller Sarkasmus. Manchmal fragte er sich wirklich, wie Carlo es geschafft hatte, so weit oben in der Organisation zu landen.

Carlo holte sein Handy hervor und rief Louie Barbera an.

Sobald Barbera abgenommen hatte, lieferte Carlo ihm eine kurze Zusammenfassung ihres bisherigen Abends. Louie war sofort voll bei der Sache. Seine erste Frage galt dem Arbeitgeber des Mädchens, aber leider hatten Carlo und Brennan nicht die geringste Ahnung. Dann erkundigte sich Louie, ob sie vielleicht zufälligerweise den Namen des Bootes erkannt hatten.

»Wir glauben, es heißt *Full Speed Ahead*. Es war ziemlich dunkel und schwer zu erkennen, aber Brennan hat ein Fernglas mitgebracht und meint, das könnte der richtige Name sein.«

Brennan nickte anerkennend, als er Carlos Lob hörte.

»Gute Arbeit, Jungs«, sagte Louie. »Das könnte eine sehr interessante Information sein. So weit ich unterrichtet bin, weiß niemand, dass Vinnie Dominick in New Jersey eine Jacht versteckt hat. Das könnte auch die Antwort auf die Frage sein, wie er sich seit einiger Zeit seine Drogen beschafft.«

»Was sollen wir jetzt machen?«

»Warten, bis sie wieder zurückkommen, und beobachten, ob sie das Mädchen mitbringen oder nicht. Falls dann noch Zeit ist, fahrt zum Trump Tower zurück. Ich möchte eine Liste von allen Firmen, die dort ein Büro haben. Irgendwas geht da vor sich, ich will wissen, um welche Firma es geht.«

Carlo legte auf und wandte sich an Brennan: »Hast du gehört? Wir sollen hier bleiben.«

»Danke, dass du das mit dem Fernglas erwähnt hast.«

»Hey, das hast du dir redlich verdient. Was hältst du davon, wenn wir uns irgendwo einen Kaffee besorgen? Wer weiß, wie lange diese beiden Vollidioten für ihre

romantische Kreuzfahrt brauchen.«

»Das ist die beste Idee, die du heute gehabt hast«, erwiderte Brennan.

»Und?«, fragte Franco, als Angelo wieder auf der Brücke auftauchte. Er ließ das Boot mit gedrosselten Maschinen sanft dahingleiten. Es wäre zwar auch deutlich schneller gegangen, aber dafür gab es keine Notwendigkeit, und die Dieselmotoren erzeugten ein ohrenbetäubendes Dröhnen, wenn man sie mehr forderte.

»Sie hat gesagt, mit mir war es besser. Dein Schwanz war ihr zu klein.«

Franco schlug spielerisch nach Angelo, der ihm locker auswich. Franco hatte den Münzwurf gewonnen und war, während Angelo das Boot gesteuert hatte, nach unten gegangen, um sich mit der bewusstlosen Amy zu vergnügen. Danach war Angelo an der Reihe gewesen.

»Wie weit fahren wir?«, wollte Angelo wissen. Er ließ den Blick über die Skyline von New York zu seiner Linken und die Küste von New Jersey zu seiner Rechten gleiten. Geradeaus und nicht allzu weit entfernt war die von Scheinwerfern angestrahlte Freiheitsstatue zu erkennen.

»Ungefähr da hin, wo wir gestern auch waren. Hast du die Kette schon rausgeholt?«

»Noch nicht.«

Schweigend setzten sie die Fahrt fort, bis Angelo sagte: »Was machen wir mit ihr?«

»Wieso fragst du? Genau das Gleiche wie gestern Abend. Wir erschießen sie und schmeißen sie über Bord.«

»Wieso dann überhaupt erschießen?«

Franco nahm den Blick von der vor ihm liegenden Wasserfläche und musterte Angelo in der Dämmerbeleuchtung der Brücke. »Sonst lebt sie noch, wenn wir sie ins Wasser schmeißen.«

»Na und?«

Franco zuckte mit den Schultern. »Es wäre nicht richtig, sie lebendig ins Wasser zu schmeißen. Das ist unmenschlich.«

»Dann findest du dich also menschlich. Ist das so, Franco?«

Franco konzentrierte sich wieder auf das Fahrwasser. Er entdeckte die Positionslichter eines Bootes, das von steuerbord kommend ihren Kurs kreuzen würde. Daher drosselte er die Maschinen, und das Boot verlangsamte auf Anhieb seine Fahrt.

»Worauf willst du denn raus, verdammt noch mal?«, wollte er dann ärgerlich wissen. »Willst du mich vielleicht irgendwie verarschen?«

»Nein, verdammt noch mal«, rief Angelo. »Mein Gott, reg dich wieder ab! Ich will's bloß wissen, weil es mir ehrlich gesagt genauso geht. Es wäre nicht richtig, sie ins Wasser zu schmeißen, ohne sie vorher kaltzumachen. Aber damit stellt sich mir automatisch die Frage, ob wir vielleicht zwei alte Weicheier sind.«

»He, fass dich an die eigene Nase.«

»Franco, wir führen hier eine Diskussion, kein Streitgespräch. Im Vergleich zu den Typen aus der guten alten Zeit, vor allem im Vergleich zu den Vollstreckern von früher, da sind wir doch kleine Schmusekätzchen.«

»Was, zum Teufel, redest du da eigentlich?«

»Ich hab mal einen Film über die alten Zeiten gesehen, als die echten Paten noch am Ruder waren. Wenn sich damals einer von den Vollstreckern jemanden geschnappt hat, so wie wir, dann haben sie denjenigen an einen Stuhl gefesselt und seine Füße in Zement gesteckt, und während der Zement getrocknet ist, konnte sich der Betreffende in aller Ruhe überlegen, was wohl gleich mit ihm passieren würde. Also, das waren richtig miese Typen, ganz im Gegensatz zu uns.«

»Du hast doch nicht mehr alle Tassen im Schrank!«

»Kann sein, aber irgendwann möchte ich das auch mal machen. Außerdem würde es heutzutage viel leichter und schneller gehen. Schließlich gibt es mittlerweile diesen Blitzzement und lauter solche Sachen.«

»Also, eines kann ich dir sagen. Wir fahren heute garantiert nicht mehr in einen Baumarkt, bloß damit du dir mit irgendwelchen Spielchen die Zeit vertreiben kannst.«

Kapitel 12

3. April 2007, 19.17 Uhr

Mit hastigen Schritten trat Angela aus dem Haupteingang des Trump Tower hinaus auf die Fifth Avenue und reihte sich in den mächtigen Fußgängerstrom ein, der sich nach Süden wälzte. An der 56th Street musste sie an einer roten Ampel warten und schaute auf ihre Armbanduhr. Um Viertel nach sieben war sie mit Chet McGovern zum Abendessen verabredet und war bereits jetzt zu spät dran. In letzter Zeit, so kam es ihr vor, war sie nur noch im Laufschrift unterwegs und kam doch überall zu spät. Der Druck war fast unerträglich. Sie wusste, dass sie für ein förmliches Dinner eigentlich gar keine Zeit hatte, aber ausgerechnet heute, da sie eine Konfrontation mit Laurie Montgomery gehabt hatte, wurde sie von einem Kollegen der Gerichtsmedizinerin zum Essen eingeladen. Das war eine Gelegenheit, die sie einfach nicht ungenutzt verstreichen lassen konnte. Angela befürchtete, dass diese Laurie Montgomery zur bislang größten Bedrohung für den Schleier wurde, den Angels Healthcare bis jetzt über das MRSA-Problem und die daraus folgenden Liquiditätsprobleme breiten konnte. Sie musste unbedingt in Erfahrung bringen, wie groß die Bedrohung tatsächlich war.

Als die Ampel auf Grün sprang, wanderten Angelas Gedanken zu ihren anderen Problemen zurück. Paul Yang war immer noch nicht aufgetaucht. Kurz bevor sie ihr Büro verlassen hatte, hatte sie noch einmal mit Bob Rücksprache gehalten. Er hätte sie zwar bestimmt schon längst angerufen, wenn der Buchhalter sich bei ihm gemeldet hätte, aber Angela wollte ganz sichergehen. Es wäre schön gewesen, wenn sie wenigstens eine ihrer Sorgen von der Liste streichen könnte. Im selben Telefonat hatte sie Bob auch nach den zusätzlichen Fünzigtausend von Michael gefragt. Bob sagte, es sei alles vorbereitet und dass jetzt nur noch das Geld fehle. Er hoffe, dass es morgen Früh auf dem Konto eingehe.

Die letzte Geschichte, um die Angela sich vor dem Verlassen des Büros kümmern musste, war ein Streit zwischen Cynthia Sarpoulus und Hermann Straus, dem Direktor des Angels Orthopedic Hospital. Cynthia wollte, dass David Jeffries' OP noch weitere vierundzwanzig Stunden geschlossen blieb, während Hermann ihn wieder freigeben wollte, und zwar mit dem Argument, dass nach Jeffries noch vier weitere

Patienten darin operiert worden seien, die allesamt ohne Befund geblieben waren, und dass der OP außerordentlich gründlich desinfiziert worden sei. Cynthia wiederum wollte noch einen Tag Zeit haben, um alles noch einmal gründlich zu kontrollieren, bevor sie grünes Licht gab. Eigentlich wäre für so etwas der Operativdirektor Carl Palanco zuständig, doch die divenhafte Cynthia hatte mit ihrer fristlosen Kündigung gedroht, sodass Angela als Vermittlerin einschreiten musste. Angesichts der Tatsache, dass die MRSA-Infektionen immer noch eine potenzielle Bedrohung darstellten, wollte Angela ihre Expertin für Krankenhaushygiene auf keinen Fall verlieren.

An der 54th Street wandte Angela sich nach links und beschleunigte ihre Schritte. Trotz all der aktuellen Probleme und des auf ihr lastenden Drucks wollte sie wenigstens das Essen genießen, selbst wenn es – wie alles, was sie im Augenblick machte – einen geschäftlichen Anlass hatte. Immerhin besuchte sie eines ihrer Lieblingsrestaurants.

Nachdem sie durch die Eingangstür und anschließend durch die zweite, innere Tür getreten war, streifte sie den Mantel ab und reichte ihn der Garderobiere. Als sie sich dem Empfangspult näherte, erwartete sie eigentlich einen der beiden Eigentümer des Restaurants zu sehen. Sie wusste es zwar nicht genau, vermutete aber, dass es sich um zwei Brüder handelte. Der eine, der normalerweise als Empfangschef fungierte, war der Prototyp des eleganten Italieners: perfekt sitzender Anzug, blendend weißes Hemd, eine leuchtende italienische Seidenkrawatte mit passendem Einstecktuch und üppige, relativ lange, wallende Haare. Der andere war der Prototyp des untersetzten Italieners, der sich nichts gefallen ließ, der nach allen Seiten Testosteron verströmte und dem man ohne Weiteres die Rolle eines Mafia-Gangsters abgenommen hätte. Er war deutlich legerer gekleidet als der andere, wurde jedoch mit gehörigem Respekt, gespickt mit einer winzigen Prise Furcht, behandelt. Normalerweise stand er hinter der kleinen Theke, und als Angela ein paar Schritte weiterging, entdeckte sie ihn auch an seinem üblichen Platz. Er erblickte sie, winkte ihr zu und begrüßte sie mit Namen. Vor der MRSA-Katastrophe war Angela beinahe im wöchentlichen Rhythmus hier zu Gast gewesen, aber immer um die Mittagszeit, nicht abends. Sie nahm an, dass die Brüder sich die Abende teilten, da der Mittagstisch die eigentliche Stärke des Lokals war.

Einer der Kellner – ein jugendlich aussehender Italiener mit breitem Lächeln – erkannte sie ebenfalls und begrüßte sie mit Namen. Mit großer Geste deutete er auf den vorderen Eckstisch und sagte: »Ihr Gast ist bereits eingetroffen.«

Chet stand hinter dem Tisch und winkte ihr zur Begrüßung lächelnd zu.

Im Nähertreten musterte Angela ihn von oben bis unten. Sie hatte sein gewinnendes, nonchalantes Lächeln ebenso vergessen wie sein jugenhaftes Aussehen. Niemals hätte sie gedacht, dass er Arzt war, erst recht kein Gerichtsmediziner. Pathologie war während ihres Medizinstudiums nicht gerade ihr Lieblingsfach gewesen. Sie fragte sich unwillkürlich, wie sich jemand für eine solche Laufbahn entscheiden konnte.

Als sie am Tisch angekommen war, überraschte Chet sie damit, dass er um den Tisch herum auf sie zukam und die Arme um sie legte. Halbherzig erwiderte sie seine Umarmung. Schließlich war das Ganze eine geschäftliche Angelegenheit, auch, wenn er das nicht wusste.

»Danke, dass Sie gekommen sind. Ich weiß ja, wie viel Sie zu tun haben.«

»Danke für die Einladung. Ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt etwas zu essen bekommen hätte, wenn Sie nicht so beharrlich gewesen wären.«

»Wie gesagt, Sie müssen etwas essen.«

Sie setzten sich.

»Zunächst einmal das Wichtigste«, sagte Chet. »Ich übernehme die Rechnung.«

»Sieht ganz so aus, als hätte ich das bessere Ende für mich«, erwiderte Angela. Sie wusste dass das San Pietro, entsprechend der gebotenen Qualität, nicht ganz billig war.

Eine Zeitlang ergingen sie sich in seichtem Geplauder, bis Angela dem Kellner ein Zeichen gab. Sie war wild entschlossen, das Ganze nicht unnötig in die Länge zu ziehen.

Der jugendlich wirkende, lächelnde Kellner trat zu ihnen an den Tisch und ratterte eine beeindruckende Aufzählung von jeweils mehr als einem Dutzend zusätzlicher Vor- sowie Hauptspeisen herunter. Anschließend überreichte er ihnen die Speisekarten.

»Das war ja unglaublich«, flüsterte Chet Angela zu. »Wie kann er sich das alles bloß merken?«

Nachdem sie gewählt hatten – unter anderem eine Flasche 1995er Brunello –, nahmen sie den Gesprächsfaden wieder auf. Wie schon am gestrigen Abend empfand Angela Chet als äußerst angenehmen Konversationspartner und fand unwillkürlich Gefallen an seinem Humor und seiner erfrischenden Offenherzigkeit. Er war, wie er freimütig eingestand, ein unverbesserlicher Schürzenjäger. Doch indem er das so offen zugab, schien all das Anstößige und Oberflächliche, was normalerweise mit diesem Begriff verbunden war, einfach abzufallen. So kam es, wie schon am gestrigen Abend und trotz des gewaltigen Drucks, unter dem sie stand, dass sie anfang, sich zu

amüsieren. Natürlich war der Wein daran keineswegs schuldlos, denn er war so köstlich, dass sie beinahe ein schlechtes Gewissen bekam: Sie konnte sich vorstellen, dass die Flasche nicht gerade ein Schnäppchen war.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs – Angela wollte nicht unhöflich sein und direkt auf den eigentlichen Grund für ihre Bereitschaft, diese Einladung anzunehmen, zu sprechen kommen, nämlich etwas über Laurie Montgomery zu erfahren – machte sie sich Chets Offenheit zunutze und fragte ihn, wieso er sich für ein Medizinstudium und dann für die Gerichtsmedizin entschieden hatte.

»Wollen Sie die zensierte Fassung hören oder die Wahrheit?«, meinte Chet und lächelte neckisch.

»Die Wahrheit!«, erwiderte Angela mit übertriebenem Nachdruck. Dann nahm sie noch einen Schluck von dem himmlischen Wein.

»Die meisten Medizinstudenten, so ungefähr achtundneunzig Prozent, entscheiden sich für diesen Beruf, weil sie das aufrichtige Bedürfnis haben, anderen Menschen zu helfen. Ich nicht. Ich hatte bis kurz vor dem Ende der Schulzeit noch keine Ahnung, was ich eigentlich werden wollte.«

»Und dann?«

»Einer meiner Schulkameraden, in meinen Augen ein ziemlicher Streber – ich meine, er war Präsident des Schach-Clubs –, hat sich plötzlich entschlossen, Arzt zu werden, und zwar aus demselben Grund wie die meisten. Und wissen Sie, was dann passiert ist?«

»Ich platze vor Neugier.«

»Von einem Tag auf den anderen war er wahnsinnig beliebt bei den Mädchen. Ich konnte es kaum glauben. Fast so was wie eine Metamorphose. Sogar das Mädchen, hinter dem ich her war, Stacey Cockburn, wollte plötzlich mit Herbie Dick ausgehen. Sie hießen wirklich so, ehrlich, ohne Witz.«

Angela unterdrückte ein Lachen.

»Also wollte ich auch sofort Arzt werden«, fuhr Chet fort. »Und es hat funktioniert. Zwei Wochen später habe ich Stacey zum Tanz ausgeführt.«

»War das Motivation genug für ein ganzes Studium?«

»Für mich schon. Biologie hat mir schon immer gefallen, sodass Medizin nicht völlig aus dem Rahmen gefallen ist. Und eine gewisse Zielorientierung gibt einem in diesem Alter ja durchaus ein bisschen Sicherheit. Außerdem waren meine Eltern und Schwestern total begeistert von der Vorstellung, dass ich Arzt werde. Schließlich ist der Herr Doktor in einer Kleinstadt im Mittelwesten immer noch eine

Respektsperson.«

»Aha«, meinte Angela. »Aber wieso dann Gerichtsmedizin?«

»Vielleicht, weil ich gerne Rätsel löse und neue Sachen lerne. Genau darum geht es meiner Ansicht nach bei der Gerichtsmedizin. Außerdem habe ich schon während der Ausbildung gemerkt, dass ich mit Patienten nicht so gut umgehen kann, besonders dann nicht, wenn sie noch leben.«

Angela nickte lächelnd. Bis zu einem gewissen Grad konnte sie das verstehen, zumindest theoretisch. Was ihr jedoch nach wie vor unbegreiflich war, das war, wie man eine Obduktion tatsächlich durchführen konnte.

»Also gut, Sie sind dran«, sagte Chet nun. »Warum haben Sie sich für eine Karriere in der Wirtschaft entschieden?«

Angela zögerte einen Augenblick und überlegte, was sie antworten sollte. Ihr erster Impuls bestand darin, die Frage mit einer oberflächlichen Antwort abzutun, doch dann sorgten Chets Aufrichtigkeit, ihre eigenen, erst kürzlich aufgeflamnten Zweifel an ihrer Motivation und vielleicht sogar ein wenig der Wein dafür, dass sie ehrlich war. »Ich schätze, ich muss Ihnen die gleiche Frage stellen wie Sie mir vorhin«, sagte sie. »Wollen Sie die stereotype Version hören oder die ehrliche?«

»Natürlich die ehrliche.«

»Ich wollte, ehrlich gesagt, nie Geschäftsfrau werden, zumindest nicht bis vor fünf Jahren.«

»Was wollten Sie denn dann werden?«

»Ärztin.«

»Im Ernst?«, erwiderte Chet, während sich auf seinem Gesicht ein unsicheres Lächeln abzeichnete.

»Im Ernst«, gab Angela zurück. »Und zwar als Teil der großen Herde. Ich habe zu den achtundneunzig Prozent gehört, von denen Sie gesprochen haben. Ich wollte mich wirklich von ganzem Herzen um die Menschen kümmern und sie von ihren Leiden erlösen. Vielleicht hört es sich total kitschig an, aber ich wollte die Medizin in die Innenstadt tragen, wie eine Art neuzeitlicher Dr. Livingstone.«

»Und wieso haben Sie das nicht gemacht?«

»Habe ich ja«, erwiderte Angela. »Das ganze Programm. Ich habe eine Facharztausbildung gemacht, bin Internistin geworden, habe meine Approbation bekommen und eine Praxis in Harlem eröffnet.«

Chet ließ sich gegen die Stuhllehne sinken und legte seine Gabel beiseite. Im Augenblick fehlten ihm die Worte. Schon als er Angela im Fitnessclub angesprochen

hatte, hatte er gespürt, dass irgendetwas Besonderes von ihr ausging, aber er hätte niemals gedacht, dass sie Ärztin war. Diese Neuigkeit schockierte ihn und erschütterte sein Selbstbewusstsein – als Doktor der Medizin und hochrangige Geschäftsfrau war sie ihm mit seinem einfachen medizinischen Dokortitel in jedem Fall überlegen. Doch gleichzeitig steigerte das sein Interesse an ihr.

»Überrascht Sie das?«, fragte Angela. Chet sah aus, als wäre unmittelbar neben ihm eine Kanone abgefeuert worden.

»Ich bin fassungslos.«

»Wieso?«

»Das kann ich gar nicht so genau sagen«, stammelte Chet.

»Ich bin ebenfalls überrascht«, gestand Angela. »Vielleicht war meine Motivation zum Medizinstudium gar nicht so altruistisch, wie ich immer gedacht habe.«

»Ach?«, meinte Chet. Er beugte sich vor. »Wieso denn nicht?«

»Dass ich Medizin studieren und anderen Menschen helfen wollte – denn das ist es ja, was man in der Regel nach dem Examen macht –, das war zum Teil auch so etwas wie ein Racheakt an meinem Vater.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich!«, bestätigte Angela. In Wirklichkeit war sie genauso überrascht über ihre Bemerkung wie Chet. Sicherlich hatte es während der letzten Jahre einige seltene Momente gegeben, in denen sie ansatzweise solche Gedanken hatte, aber eher deshalb, weil sie sich nie wirklich mit dem Thema beschäftigt hatte.

»Bitte verzeihen Sie, falls Ihnen diese Frage zu persönlich sein sollte«, sagte Chet und rutschte auf seinem Stuhl hin und her. »Aber warum wollen Sie sich an Ihrem Vater rächen? Ich bin eigentlich bisher, warum auch immer, davon ausgegangen, dass Sie eine idyllische Kindheit hatten.«

»Von außen betrachtet war sie das auf jeden Fall«, erwiderte Angela. Wieder war sie von sich selbst überrascht. Sie gab hier Dinge preis, die sie nur während der Collegezeit mit einigen wenigen und sehr guten Freundinnen geteilt hatte. »Und für meinen Vater war dieser äußere Eindruck sehr wichtig. Aber unsere perfekte kleine Familie hatte auch ihre Geheimnisse.« Angela unterbrach sich. Sie war sich nicht sicher, ob sie wirklich weiterreden wollte. »Ich hoffe, ich langweile Sie nicht. Glauben Sie wirklich, dass Sie sich das anhören wollen?«

»Aber ich bitte Sie!«, meinte Chet. »Das ist absolut faszinierend. Und falls es Sie irgendwie beruhigt: Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich nichts von dem, was Sie mir erzählen, weitertragen werde.«

»Ich weiß das zu schätzen«, erwiderte Angela. Sie trank einen Schluck Wein, dachte einen Augenblick lang nach und sagte dann: »Bedauerlicherweise hat mein Vater mich missbraucht, nicht in sexueller Hinsicht, aber emotional. Natürlich hatte ich als Kind überhaupt keine Ahnung davon, erst später, nachdem ich eine gewisse Reife erreicht hatte. Als ich noch klein war, da war ich sein Ein und Alles. Ich kann mich noch ganz genau daran erinnern, und ich habe ihn vergöttert. Aber da mein Vater seine Gefühle überhaupt nicht zeigen konnte und da für ihn nur die äußere Fassade von Bedeutung war, hatte ich – genau wie meine Mutter eigentlich auch – einen Preis in Form totaler, hündischer Treue zu bezahlen. So lange ich seine süße, kleine Roboter-Puppe war, war alles wunderhübsch in Ordnung, wie im Bilderbuch. Das Problem war nur, dass ich langsam älter wurde und dass er sich in dem Augenblick, als ich anfang, mich zu einer autonomen, eigenständigen Persönlichkeit zu entwickeln, von mir abgewandt hat. Er hat dann kleine Bemerkungen fallen lassen, dass ich ihn verlassen hätte, und ich hatte ein fürchterlich schlechtes Gewissen dabei. Eine Zeit lang habe ich verzweifelt versucht, ihm zu gefallen, aber die Enttäuschung war letztendlich unvermeidlich, da meine Interessen immer mehr von zu Hause weg und auf meine Freundinnen und die Schule gerichtet waren. Meine arme Mom hat die ganze Zeit über absolut loyal zu ihm gestanden und hat vermutlich am meisten gelitten. Irgendwann ist es ihm anscheinend langweilig mit ihr geworden, und er hat sich eine typische Midlife-Crisis einschließlich diverser Affären und Alkoholprobleme gegönnt. Natürlich hat er keinerlei Verantwortung für sich übernommen. Er hat meiner Mutter und mir die Schuld daran gegeben, dass er sich so aufgeführt hat, und hat immer behauptet, dass er uns beiden ja vollkommen gleichgültig sei. Aus irgendeinem Grund, den ich vermutlich nie begreifen werde, ist meine arme Mom so lange bei ihm geblieben, bis er sie wegen einer Jüngerin verlassen hat.«

»Das tut mir sehr leid«, sagte Chet. »Aber das gibt es leider immer wieder, dass Menschen wie Ihr Vater sich selbst am meisten im Weg stehen. Er hätte sich doch von dem, was Sie erreicht haben, nicht bedroht fühlen, sondern eigentlich stolz auf Sie sein müssen. Aber inwiefern hat das alles Sie zum Medizinstudium gebracht?«

»Mein Vater war Zahnarzt, ein ziemlich guter und erfolgreicher sogar, aber einmal hat er mir in einem seiner seltenen Anfälle von Aufrichtigkeit gestanden, dass er eigentlich Arzt werden wollte, dass er aber nicht zum Medizinstudium zugelassen worden sei. Als ich zehn oder elf Jahre alt war, da wollte ich ihn irgendwie trösten und habe zu ihm gesagt, dass ich Medizin studieren würde. Das war auch nicht allzu verwunderlich, schließlich habe ich als Kind sehr gerne Krankenschwester oder

Ärztin gespielt, was damals für mich sowieso das Gleiche war.«

»Da haben Sie sehr viel Weitsicht bewiesen. Die beiden Berufe werden sich jedes Jahr ein bisschen ähnlicher. Der Hauptunterschied besteht mittlerweile darin, dass Krankenschwestern härter arbeiten und Ärzte mehr verdienen.«

Angela lächelte, war aber in Gedanken noch bei ihrer Geschichte. Noch nie zuvor hatte sie so eindringliche Worte dafür gefunden, nicht einmal sich selbst gegenüber.

»Dann wollten Sie also unter anderem deshalb Medizin studieren, weil Sie damit Ihren Vater ärgern konnten?«, wollte Chet wissen.

»Zum Teil schon. So konnte ich mich rächen und hatte gleichzeitig selbst etwas davon. Mein Dokortitel hat ihn so wütend gemacht, dass er nicht einmal zur Promotionsfeier gekommen ist.«

»Ich weiß nicht, ob ich Ihnen diese Theorie wirklich abnehmen kann«, meinte Chet.

»Wieso denn nicht?«

»Sie haben im Anschluss an die Promotion den Facharzt für Innere Medizin gemacht, eine der anspruchsvollsten Facharztausbildungen überhaupt. Dazu braucht man eine hohe persönliche Motivation.«

»Aber ich praktiziere nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Um ehrlich zu sein, weil ich mit meiner Praxis buchstäblich pleitegegangen bin. Ich habe einen riesigen Schuldenberg angehäuft, weil die staatliche Krankenversicherung entweder zu spät oder gar nicht gezahlt hat und die Unterstützungsleistungen für die sozial Schwachen zu gering waren, um den Ausfall auszugleichen.«

»Mannomann«, erwiderte Chet. »Im Vergleich zu Ihrem Leben ist meines der reinste Waldspaziergang gewesen. Mein schlimmstes Kindheitserlebnis war, als ein paar ältere Kinder meinem Halloweenkürbis das Gesicht eingetreten haben. Meine Eltern sind immer noch verheiratet, und mein Vater war bei jedem Sportwettkampf und jeder Abschlussprüfung dabei, vom Kindergarten an bis heute.«

»Aber wie sind Sie bei einer so stabilen familiären Basis zum Casanova geworden? Ich hoffe, die Frage ist Ihnen nicht zu direkt, zumal ich nicht einmal weiß, ob es überhaupt stimmt. Sie haben so einen lockeren Eindruck gemacht, als Sie mich gestern Abend angesprochen haben, und die Sprüche gehen Ihnen so glatt über die Lippen.«

Chet lachte. »Ich tue ja bloß so. Innerlich bin ich jedes Mal total nervös und habe Angst vor einer Zurückweisung. Mich einen Casanova zu nennen, wäre wirklich zu

viel der Ehre. Casanova hatte Erfolg, ich für gewöhnlich nicht. Allerdings ist es schon so, dass ich nach der sechsten Verabredung mit ein und derselben Frau merke, wie mich das Jagdfieber wieder packt. Ob das ein echtes Problem darstellt oder nicht, keine Ahnung. Es hat während des Medizinstudiums angefangen, als ich nebenbei noch Geld verdienen musste. Da hatte ich keine Zeit für eine richtige Beziehung, und für eine richtige Beziehung braucht man eben Zeit.« Chet zuckte die Schultern. »Schon damals wurde also der Samen gelegt.«

»Tja, das hört sich ehrlich an.«

»Ehrlich schon, bewundernswert eher nicht. Ich würde ja gerne sagen, dass ich einfach noch nicht die Richtige getroffen habe, aber das kann ich nicht, weil ich in der Regel gar nicht lange genug bei einer bleibe, um das herauszufinden.«

»Haben Sie jemals eine längere Beziehung gehabt?«

»Oh, ja! Praktisch während der gesamten Collegezeit. Meine Freundin und ich haben schon gemeinsame Pläne geschmiedet, sie wollte auch nach Chicago kommen, wo ich studiert habe, aber dann hat sie mich im letzten Moment verlassen, wegen irgendeines Typen hier in New York.«

»Das tut mir leid.«

»In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt.«

»Vielleicht hat Ihnen diese Geschichte mehr zu schaffen gemacht, als Sie zugeben wollen.«

»Vielleicht«, erwiderte Chet und sagte dann, um das Gespräch wieder auf sie zu lenken: »Sie haben erwähnt, dass Sie geschieden sind. Wollen Sie darüber reden?«

Angela zögerte. Normalerweise vermied sie jedes Gespräch über ihre Scheidung, und das nicht nur, weil sie von Natur aus mit persönlichen Dingen sehr zurückhaltend war, sondern auch, weil diese ganze traurige Affäre sie selbst nach sechs Jahren noch wahnsinnig wütend machen konnte. Doch da Chet so offen gewesen war und sie selbst bereits noch viel persönlichere Dinge preisgegeben hatte, unterdrückte sie ihren Abwehrreflex und sagte: »Als ich mit dem Medizinstudium beinahe fertig war, da habe ich mich wahnsinnig in einen Mann verliebt, der, so dachte ich, das glatte Gegenteil von meinem Vater war. Bedauerlicherweise war das ein Irrtum. Auch für ihn war mein Dokortitel letztendlich eine Bedrohung. Auch er hatte seine Affären und, was am schlimmsten war, er hat irgendwann angefangen, mich zu schlagen.«

»Aua«, sagte Chet und verzog das Gesicht. »Häusliche Gewalt. Das ist absolut inakzeptabel und nicht zu entschuldigen. Leider bekommen wir in der Gerichtsmedizin mehr solche Fälle zu Gesicht als man allgemein annimmt.«

Da tauchte plötzlich der Kellner an ihrem Tisch auf, räumte die Teller ab und erkundigte sich, ob sie noch ein Dessert wünschten. Chet blickte Angela an.

»Ich mache mir nicht so viel aus Nachtisch«, gestand sie.

»Ich auch nicht«, meinte Chet, »aber ein Cappuccino wäre jetzt genau das Richtige.«

»Dann mache ich den Wein leer«, sagte Angela und deutete auf die Flasche. Zufrieden schenkte der Kellner ihr den Rest ein und nahm die leere Flasche mit.

»Also gut«, meinte Chet dann und lehnte sich zurück. »Ihre Praxis in der Innenstadt ist also pleitegegangen. Wann war das?«

»2001«, erwiderte Angela. »Ich hoffe, dass dieses Jahr mein persönlicher Tiefpunkt bleiben wird. Ich meine, viel schlimmer kann es eigentlich nicht mehr kommen. Meine Arztpraxis hat Konkurs angemeldet, und ich habe eine Scheidung mitgemacht – zwei schreckliche Erfahrungen, die ich niemandem wünsche. Das ist das einzige Jahr meines Lebens, das ich nicht noch einmal erleben möchte.«

»Kann ich mir gut vorstellen. Aber wie haben Sie den Sprung von einer privaten Arztpraxis in die Geschäftsführung eines großen Unternehmens geschafft? Und überhaupt, was machen Sie da eigentlich genau? Sind Sie so was wie eine medizinische Beraterin?«

»Ich habe das Unternehmen gegründet und bin die Vorstandsvorsitzende.«

Chet zeigte wieder sein ironisches Lächeln und schüttelte dabei ungläubig den Kopf. »Sie sind ja der reinste Wahnsinn. Unternehmensgründerin und Vorstandsvorsitzende! Ich verneige mich in Ehrfurcht. Wie ist das denn passiert?«

»Die Praxispleite war ein demütigendes Fiasko, hatte aber auch einen positiven Aspekt. Sie hat mir die destruktive Kraft der wirtschaftlichen Zwänge im Gesundheitswesen deutlich gemacht. Ich meine, ich hatte auch schon vor dem Konkurs eine ungefähre Vorstellung davon, aber nicht so klar und anschaulich wie hinterher. Jedenfalls wollte ich etwas dagegen unternehmen, aber im Medizinstudium erfährt man ja nicht das Geringste über die Führung eines ärztlichen Betriebes. Ich hatte tatsächlich keine Ahnung von wirtschaftlichen oder geschäftlichen Dingen, von denen das gesamte Gesundheitswesen aber mittlerweile leider vollkommen abhängig geworden ist. Also habe ich noch einmal angefangen zu studieren und an der Columbia einen MBA gemacht.«

Chet legte den Kopf in den Nacken und klatschte sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Genug«, jammerte er. »Mehr kann ich nicht ertragen. Sie geben mir ja jetzt schon das Gefühl, als wäre ich ein absolutes Nichts.«

»Das ist doch nicht Ihr Ernst, oder?«

»Doch«, gestand er zögerlich. »Verehrteste, Sie haben einen verdammt beeindruckenden Lebenslauf.«

Der Kellner brachte Chets Cappuccino.

»Ich möchte Ihnen noch eine Frage stellen«, sagte Angela, die urplötzlich erkannt hatte, dass sie so sehr ins Gespräch vertieft gewesen waren, dass sie noch gar nicht auf den Punkt zu sprechen gekommen waren, der für sie der eigentliche Anlass für dieses Essen war.

»Raus damit«, sagte Chet.

»Ich wollte Sie noch nach Frau Dr. Laurie Montgomery fragen.«

»Was möchten Sie wissen?«

»Würden Sie sie eher als hartnäckig und zielstrebig charakterisieren oder eher als Person mit einer lockeren Arbeitseinstellung?«

»Auf jeden Fall das Erste. Ehrlich gesagt, sie und ihr Mann gehören zu den hartnäckigsten Menschen, die ich kenne. Ein paar meiner Kollegen finden sogar, dass sie durch ihre zwanghafte Arbeitswut uns andere manchmal wie Faulenzer aussehen lassen.«

Angela merkte, wie sich ihr Magen zusammenballte. Sie hatte gehofft und geglaubt, dass Chet sie beruhigen würde, doch stattdessen heizte er ihre Ängste noch zusätzlich an. »Ich habe übrigens vorhin mit ihr gesprochen, leider unter etwas unglücklichen Umständen. Wir haben seit ungefähr einem Monat mit einer ganzen Reihe von postoperativen Infektionen, hervorgerufen durch methicillinresistente Staphylokokken, zu kämpfen. Dadurch waren wir gezwungen, eine Menge zusätzlicher Hygienemaßnahmen zu ergreifen. Wir haben sogar extra eine Spezialistin für Epidemiologie und Krankenhaushygiene eingestellt.«

»Laurie hat davon gesprochen«, sagte Chet. »Und sie hat mich daran erinnert, dass ich einen dieser Fälle obduziert habe.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Sie hat die Akte selbst bei mir abgeholt. Der Fall ist schon einige Wochen her, und ich habe immer noch auf ein paar Laborergebnisse gewartet. Sie hatte heute Morgen einen ähnlichen Fall auf dem Tisch liegen. Ich glaube, die waren beide aus einer Ihrer Kliniken.«

»Hat sie vielleicht erwähnt, ob sie in dieser Sache etwas unternehmen will, und wenn ja, was? Ich meine, wir haben ja bereits alles unternommen, was in unserer Macht steht. Ich persönlich habe unserer Hygienespezialistin absolut freie Hand

zugesagt.«

»Also, da kann ich Sie vollkommen beruhigen. Laurie hat wortwörtlich gesagt, dass sie diesem Problem auf den Grund gehen wird, und wenn es das Letzte ist, was sie tut.«

Angelas Kehle wurde trocken. Sie nippte an ihrem Weinglas. »Das hat sie so gesagt?«

»Hundertprozentig.«

Schlagartig verspürte Angela den Wunsch, diesen Abend zu beenden. Bevor das Gespräch auf Laurie Montgomery gekommen war, hatte sie sich zwar sehr viel besser amüsiert als erwartet, aber jetzt war ein Problem aufgetaucht, das keinerlei Aufschub duldete. So konnte sie auch keine Rücksicht darauf nehmen, dass ihr Aufbruch sehr überhastet wirkte. Sie setzte ihr Glas ab, faltete die Serviette zusammen und legte sie auf den Tisch. Anschließend blickte sie mit großer Geste auf ihre Armbanduhr.

»Warum habe ich plötzlich das Gefühl, dass unser höchst erfreulicher Abend sich dem Ende entgegenneigt?«, fragte Chet mit einem Anflug von Melancholie in der Stimme. »Ich hatte gehofft, Sie würden mich noch auf einen Drink in die elegante Saint Regis King Cole Bar begleiten, nur eine Querstraße weiter nördlich.«

»Heute nicht. Die Pflicht ruft«, erwiderte Angela. »Wir sollten jetzt die Rechnung verlangen. Wollen wir halbehalbe machen?«

»Aber nein!«, meinte Chet. »Ich lade Sie ein. Das habe ich doch gleich am Anfang gesagt.«

»Also gut, wenn Sie darauf bestehen. Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich muss ins Büro zurück. Dort wartet ein wichtiges Telefonat auf mich.« Angela schob ihren Stuhl zurück und stand auf. Chet tat es ihr gleich. Das unerwartet jähe Ende dieses so unterhaltsamen Abends verwirrte ihn.

»Bis bald«, sagte Angela und streckte ihm die Hand entgegen. Chet erwiderte ihren Händedruck.

»Das hoffe ich«, sagte er.

Mit einem letzten Lächeln schlängelte Angela sich durch das Lokal, ließ sich an der Garderobe ihren Mantel geben und eilte, nachdem sie Chet noch einen Blick zugeworfen und ihm kurz zugewinkt hatte, aus dem Restaurant.

Chet ließ sich langsam auf seinen Stuhl zurücksinken. Er begegnete dem Blick des Kellners, der mitleidig mit den Schultern zuckte.

Kapitel 13

3. April 2007, 21.05 Uhr

Zähneknirschend klappte Michael sein Handy zu. Er befand sich auf der Toilette im Zwischengeschoss des Downtown Cipriani in SoHo. Bevor er, um der stampfenden Diskomusik zu entkommen, aus dem intimen Privatclub im ersten Stock hierher geflüchtet war, hatte er zusammen mit zwei seiner Kumpels drei Schnecken aus New Jersey angebaggert. Sein Handy hatte geklingelt, und da er Angelas Nummer auf dem Display erkannt hatte, hatte er den Anruf angenommen. Dann war er aufs Klo geflüchtet, weil sie überhaupt nicht zu verstehen gewesen war. Jetzt wünschte er, er hätte es nicht getan.

Nur unter größter Anstrengung konnte Michael dem Drang widerstehen, mit den Fäusten gegen die mit Graffiti verschmierte Seitenwand zu hämmern, und das war schlau, denn die Wand bestand nicht einmal aus Gipskarton, sondern aus nichts weiter als Gips und Holzlatten.

»Scheiße!«, schrie Michael, so laut er konnte. Der Fluch wurde von den Wänden des kleinen Raumes wie eine akustische Explosion zurückgeworfen und dröhnte schmerzhaft in Michaels Ohren. Er packte das einzige vorhandene Waschbecken zu beiden Seiten und spannte die Muskeln an, als wollte er es gleich aus der Wand reißen. Langsam hob er den Blick und starrte sein Spiegelbild an. Er sah furchtbar aus. Seine mit Haargel getränkten Haare reckten die Spitzen in die Höhe, als ob zehntausend Volt in ihn gefahren wären, und seine Augen sahen aus wie die von Dracula.

Dann stieß er den Atem aus. Er war fuchsteufelswild, aber er hatte sich im Griff. Seine biestige Ex hatte ihm gerade wieder mal eines ihrer Probleme vor die Füße geworfen, als wäre er eine Art minderwertiger Handlanger. Hätte er nicht schon bis zu den Augenbrauen in der ganzen Sache dringesteckt, er hätte ihr ganz einfach und mit großer Freude mitgeteilt, dass sie ihn am Arsch lecken sollte, aber das war leider nicht möglich. Er musste das regeln, und es gab keine andere Möglichkeit, als nach Queens rauszufahren und noch einmal Vinnies auf Hochglanz polierte, spitze Stiefelspitzen zu küssen.

Nun gab er seinem inneren Drang doch noch nach und hämmerte gegen die Wand,

war aber immerhin so schlau, nicht die Faust zu nehmen, sondern die Handfläche. So verteilte sich die Energie des Stoßes auf eine größere Fläche. Trotzdem tat ihm hinterher die Hand weh.

Durch den Schlag etwas ruhiger geworden, klappte er sein Handy auf. Mit zitternden Fingern tippte er die Nummer von Vinnies privatem Handy ein. Dieses Telefon hatte Vinnie Tag und Nacht bei sich.

»Sag, dass du zur Abwechslung mal eine gute Nachricht für mich hast.« Vinnies Stimme hatte genau jenen übertrieben ruhigen Klang, den Michael so sehr fürchtete. Einmal hatte Vinnie mit genau dieser Stimme einen Typen verabschiedet. Sobald der Kerl verschwunden war, hatte er einfach nur Franco zugnickt, und der war ebenfalls rausgegangen. Das war das Ende dieses Typen gewesen. Jedenfalls hatte ihn danach nie wieder jemand gesehen.

»Ich muss mit dir reden«, sagte Michael so gefasst wie möglich.

»Jetzt?«, erwiderte Vinnie feierlich. Im Hintergrund konnte Michael fröhliches Geplapper und Frank Sinatras markante Stimme hören, ein sicheres Zeichen dafür, dass Vinnie immer noch im Neapolitan war.

»Je früher, desto besser«, sagte Michael. »Tut mir wirklich leid, aber wenn es nicht wichtig wäre, würde ich dich um diese Zeit nicht belästigen.«

»Tja, wie du meinst, Michael, aber dann trödel nicht rum. Je später der Abend, desto geringer mein Verständnis für irgendwelche Pleiten, falls es um etwas in der Art gehen sollte.«

Michael legte den Turbo ein. Er jagte in den Club zurück, der abgesehen von seinen Kumpels und den drei Mädchen aus Jersey leer war, weil hier vor elf sowieso nichts los war. Er sagte, er müsse schnell noch zu einer dringenden Sitzung, werde aber bestimmt zurückkommen. Dann stürzte er die Feuerleiter hinunter, die man zum Betreten des Clubs erklimmen musste, sprang in seinen auf der anderen Straßenseite abgestellten Mercedes und fuhr davon. Da er sich ziemlich weit südlich befand, nahm er die Williamsburgh Bridge und dann die Schnellstraße bis hinauf zur 108th Street in Corona. Nach etwas mehr als zwanzig Minuten sah er das Neapolitan vor sich liegen.

Während der kurzen Fahrt war Michael deutlich ruhiger geworden. Er hatte sogar über einen möglichen Plan B nachgedacht, für den Fall, dass Vinnie seine Hilfe einfach verweigerte, so wie heute Morgen. Aber ihm war keine sinnvolle Alternative eingefallen, und das bedeutete, er musste Vinnie davon überzeugen, ihm zu helfen. Solange Michael im Auto gesessen hatte, waren diese Gedankenspielerien schön und gut gewesen, aber jetzt, als er die Straße überquerte und kurz davorstand, Vinnie alles

zu erzählen, schlugen seine Ängste umso erbarmungsloser über ihm zusammen.

Vor der Tür blieb er noch einmal stehen und überlegte, wie er es wohl am besten anstellen sollte. Sollte er Vinnie bei seiner Eitelkeit packen? Groß genug war sie jedenfalls. Mit diesem Gedanken im Kopf trat Michael durch die Tür und schlüpfte durch den Vorhang.

Das Restaurant war voller Geburtstagsgäste. Die Decke war vor Luftballons gar nicht mehr zu sehen, und überall hingen Luftschlangen herum. Die winzige Tanzfläche war mit Konfetti übersät, und hinter der Theke hing ein großes Transparent mit den Worten *Happy Birthday Victorio*. Vinnie saß am selben Tisch wie nachmittags, Carol saß neben ihm. Seine anderen Freunde kannte Michael nicht. Frank Sinatra dröhnte immer noch vor sich hin.

Als Michael Vinnie anschaute, zuckte er unwillkürlich zusammen und blieb wie angewurzelt stehen. Vinnie lachte so heftig, dass ihm ganz offensichtlich die Tränen aus den Augen quollen. Michael blieb, wo er war, und hoffte, irgendwann einmal einen Blick von Vinnie aufzuschnappen, aber nach fünf Minuten wurde auch ihm klar, dass es dazu nicht kommen würde. Zögerlich setzte er sich in Vinnies Richtung in Bewegung. Ein paar Leute kannte er, aber die meisten hatte er noch nie gesehen. Ohne bewusst darüber nachzudenken, registrierte Michael, dass weder Franco noch Angelo anwesend zu sein schienen. Aber Freddie und Richie standen am Tresen.

Endlich, als er schon in der Nähe des Tisches war, fing er einen Blick von Vinnie auf und war froh, dass dessen Lächeln nicht erstarb. Vinnie stellte ihn den Anwesenden vor, und Michael schüttelte pflichtschuldig allen die Hand. Dann entschuldigte Vinnie sich, winkte Michael zu sich und steuerte den hinteren Teil des Restaurants an, wobei er einige Gäste per Handzeichen begrüßte oder ihnen die Hand schüttelte. Dann durchquerten sie mit schnellen Schritten die Küche, wo gerade eine mittlere Panik ausgebrochen war, weil die Hauptgänge ausgegeben werden sollten. Am hinteren Ende der Küche befand sich eine Tür, die in einen Büroraum führte. Vinnie trat ohne anzuklopfen ein. Der Besitzer des Restaurants, Paolo Salvato, sah überrascht von seinem Schreibtisch auf.

»Paolo, mein Freund«, tönte Vinnie. »Würde es dir sehr viel ausmachen, uns für einen kurzen Augenblick dein Büro zu überlassen?«

Paolo stand auf. »Aber keineswegs.« Er kam eilig hinter seinem Schreibtisch hervor und verschwand in der Küche, wobei er die Bürotür hinter sich ins Schloss zog.

»Okay, Mikey«, sagte Vinnie und wandte sich Michael zu. »Was ist das für ein

neues Problem, das nicht bis morgen warten kann?«

Michael sagte, es sei ein Problem, mit dem nur er, Vinnie, fertig werden könne. Das war sein Versuch, Vinnies Ego zu kitzeln. Dann legte er in hastigen Worten dar, was Angela ihm erzählt hatte, dass es da nämlich eine Ärztin gebe – eine Gerichtsmedizinerin, um genau zu sein –, die es sich mit einem Mal in den Kopf gesetzt hatte, die Sache mit den Bakterien, die diese Probleme in den Angels-Kliniken verursacht hatten, aufzuklären. Michael fügte hinzu, dass es sich hierbei um eine sehr unglückliche Entwicklung handele, weil diese Ärztin sich nämlich an die Medien wenden und damit den Börsengang endgültig zum Scheitern bringen könne. Zum Schluss merkte er an, dass jemand mit einer einzigartigen Überredungsgabe sich mit ihr unterhalten und sie davon überzeugen musste, dass es in ihrem eigenen Interesse lag, damit aufzuhören.

Zu Michaels großer Erleichterung reagierte Vinnie nicht gleich ablehnend, und auch sein Gesichtsausdruck blieb während Michaels gesamter Erzählung unverändert. Doch als er fertig war, neigte Vinnie vollkommen unerwartet den Kopf zur Seite und fragte mit undurchschaubarem, ironischem Lächeln: »Bei dieser Ärztin handelt es sich nicht zufälligerweise um eine gewisse Laurie Montgomery?«

»Doch«, erwiderte Michael verblüfft und nicht wenig verwundert.

»Oh, welche Tragödie«, sagte Vinnie und klatschte vor Vergnügen in die Hände.

»Kennst du die etwa?«

»Oh, ja«, sagte Vinnie ruhig. »Miss Montgomery und ich sind alte Bekannte. Wegen ihr hatte ich mal einen Riesenkrach mit meiner Frau. Da ging es um das Bestattungsinstitut ihres Bruders. Außerdem ist sie schuld daran, dass ich zwei Tage lang in Untersuchungshaft gesessen habe. Das bedeutet wohl, dass wir uns kennen. Aber weißt du, wer mit dieser Schlampe noch sehr viel mehr Ärger hatte als ich?«

»Ich habe nicht den leisesten Schimmer«, erwiderte Michael. Er war sprachlos vor Staunen angesichts dieser unerwarteten Entwicklung.

»Angelo! Das ist zehn Jahre her. Damals hat er sich diese schweren Verbrennungen im Gesicht zugezogen. Er wäre beinahe gestorben, und das war ganz allein ihre Schuld.«

Vinnie fummelte in der Seitentasche seines Jacketts herum und wollte sein Handy hervorholen. Doch in der Eile schien es sich irgendwo verheddert zu haben. Als er endlich so weit war, wählte er hastig eine Nummer. Franco meldete sich. Vinnie schaltete den Lautsprecher ein.

»Na, wie geht's denn euch zwei beiden? Habt ihr eine schöne Fahrt?«

»Wir amüsieren uns prächtig«, erwiderte Franco. »Der erste Teil des Abends war zwar ziemlich nervtötend, aber der zweite hat uns entschädigt. Die Fische haben ihr Futter bekommen.«

»Großartig«, meinte Vinnie. »Ist Angelo auch da?«

»Hier, direkt neben mir.«

»Gib ihn mir mal.«

Jetzt drang Angelos unverwechselbare Stimme durch den Lautsprecher. Da er kaum imstande war, die Lippen aufeinanderzupressen, waren seine Bs, Ds, Ms und Ps fast nicht zu verstehen.

»Angelo«, sagte Vinnie. »Was würdest du sagen, wenn ich dir verrate, dass Frau Dr. Laurie Montgomery ... du erinnerst dich doch an sie, oder etwa nicht?«

Anstelle einer Antwort ließ Angelo lediglich ein eindeutig beißendes Lachen ertönen.

»Was würdest du sagen, wenn ich dir verrate, dass sie eine Gefahr für eine wichtige geschäftliche Angelegenheit darstellt und dass du ihr zusammen mit Franco ein bisschen Vernunft beibringen sollst, so wie ihr es gestern mit Mr Yang gemacht habt?«

Angelo lachte erneut, aber diesmal mit deutlich hörbarem Vergnügen. »Ich würde sagen, dass du mir nicht einmal Geld dafür geben musst. Das würde ich umsonst erledigen, vorausgesetzt, ich kann es auf meine Art erledigen.«

»Weißt du was? Es ist erst ein paar Minuten her, da hat Frankieboy hier im Neapolitan ›My Way‹ gesungen. Sieht fast so aus, als ginge dein Wunsch in Erfüllung.«

Vinnie steckte das Handy weg. Er legte Michael den Arm um die Schulter und führte ihn durch die Küche ins Restaurant zurück. »Sieht ganz so aus, als wäre heute auch dein Glückstag. Das Problem mit dem Acht-K hat sich erledigt, und wegen Laurie Montgomery brauchst du dir auch keine Sorgen mehr zu machen. Nicht schlecht für einen einzigen Arbeitsabend, oder?«

Michael nickte nur zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Er war sprachlos. Zwanzig Minuten später, nachdem er an Vinnies Tisch noch ein Glas Wein getrunken hatte, saß er in seinem Auto und war immer noch verwundert darüber, welche unverhoffte Wendungen das Leben mit sich bringen konnte.

Kapitel 14

3. April 2007, 21.45 Uhr

Adam Williamson saß in den Fahrersitz seines Range Rover geschmiegt wie eine Hand in einem perfekt sitzenden, kaschmirgesäumten Lederhandschuh. Seit mindestens hundertfünfzig Kilometern hörte er Ludwig van Beethovens eindrucksvolle Neunte Sinfonie, und der Einsatz des imposanten Schlusschors stand unmittelbar bevor. Adam hatte den Lautstärkeregler voll aufgedreht, sodass er das Gefühl hatte, als säße er inmitten des Berliner Philharmonie-Orchesters. Als der Chor dann plötzlich einsetzte, sang Adam den deutschen Text mit und übertönte mit seiner Stimme noch die der Gesangsprofis. Es war so bewegend, dass Adam spüren konnte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken, die Arme und Beine entlanglief. Das war fast wie ein Orgasmus.

Die letzten Töne der Sinfonie waren fast genau in dem Augenblick verklungen, als Adam einen großen Dreihundertsechzig-Grad-Bogen vollendete, der vor einer Reihe von Maut-Häuschen endete, die die Einfahrt in den Lincoln-Tunnel von New Jersey nach New York versperren.

Als Nächstes hatte er eine Bach-CD ausgewählt, und der zerbrechliche Klang der Streicher und des Cembalos bildete einen perfekten Kontrast zu Beethovens düsterer Dramatik. Adams Finger fingen an, im Takt der Musik über das Lenkrad zu hüpfen.

Es war eine angenehme Fahrt von Washington, D.C., hier herauf nach New York gewesen, aber jetzt wollte Adam endlich am Ziel sein, wollte seinen Auftrag erledigen. Er wusste fast nichts über seine Zielperson, und genau so hatte er es am liebsten, was wiederum seine Auftraggeber sehr zu schätzen wussten. Zu viel Wissen sorgte in seinem momentanen Arbeitsbereich nur für unnötige Komplikationen. Er brauchte nichts weiter als einen Namen, die Adresse einer Arbeitsstelle oder Privatwohnung sowie ein paar Fotos. Falls keine Fotos verfügbar waren, dann reichte ihm auch eine Beschreibung. Für Aufträge ohne Foto nahm er sich mehr Zeit. Adam war ein Mensch, der keine Fehler duldete, und daher nahmen seine Vorbereitungen immer relativ viel Zeit in Anspruch. Auch dieser Auftrag hier war einer von der fotolosen Sorte, deshalb hatte er insgesamt drei Tage eingeplant, nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass es Schwierigkeiten mit der Identifizierung der

Zielperson geben sollte.

Der Range Rover brach aus dem Tunnel hervor mitten ins Zentrum des mittleren Manhattan. Adam war seit seiner Rückkehr aus dem Irak nicht mehr in New York gewesen. Während er auf der Eighth Avenue nach Norden fuhr, betrachtete er die Stadt mit emotionslosem Blick, was nicht weiter verwunderlich war, da er in seiner augenblicklichen Rolle alles mit emotionslosem Blick betrachtete. Als er noch jünger gewesen war, und auch noch während seiner Collegezeit, da hatte er die große Stadt bei zahlreichen Gelegenheiten und jedes Mal mit großer Aufregung besucht, zusammen mit seiner Verlobten. Aber als er jetzt die Eighth Avenue mit ihren kitschig bunten Geschäften entlangfuhr, da kam es ihm vor, als sei das in einem anderen Leben gewesen, und in gewisser Weise war es ja auch so. Damals war Adam ein völlig anderer Mensch gewesen. Er hatte sein Leben sogar in zwei Phasen unterteilt: v.I. und n.I. – »vor Irak« und »nach Irak«.

Adam Williamson v.I. war ein eher zurückhaltender, wohlerzogener, stiller, intelligenter junger Mann mit gepflegtem Äußerem, ein vorbildlicher Repräsentant des Lebensstils der Oberschicht in Neu-England. Er hatte eine renommierte Privatschule besucht, hatte gute Manieren gelernt und in Ehren gehalten und war nach Harvard gegangen, genau wie sein Vater, sein Großvater und alle Generationen davor bis zurück in die Zeit, als das Beiboot der *Mayflower* bei Plymouth, Massachusetts, knirschend auf den Sandstrand geglitten war.

Die Übergangsphase zwischen v.I. und n.I. war nicht durch eine Geburt eingeleitet worden, sondern durch die schrecklichen Ereignisse des elften September, die Adams behagliche und berechenbare Welt so sehr erschüttert hatten, als wäre ein Planet aus seiner Umlaufbahn geschleudert worden. Als das erste Flugzeug in den Nordturm des World Trade Center gerast war, hatte Adam gerade im Waschraum des Studentenwohnheims der Harvard Business School gestanden und sich die Zähne geputzt, um sich anschließend wieder dem kleinen und großen Einmaleins der Betriebswirtschaftslehre zu widmen. Schließlich sollte er in absehbarer Zeit einmal die Leitung des im Familienbesitz befindlichen Finanzdienstleistungsunternehmens übernehmen.

Gegen den ausdrücklichen Wunsch seiner Eltern sowie seiner Verlobten, einer Jurastudentin, meldete sich Adam unter dem Einfluss eines plötzlich aufflackernden, patriotischen Eifers freiwillig zum Militärdienst, um seinen Beitrag für Amerika und die Demokratie zu leisten. Er war ein begabter Sportler, hatte schon in der höchsten USamerikanischen Lacrosse-Liga gespielt und war leidenschaftlicher Polospieler.

Außerdem besaß er die Eigenschaft, alles, was er anpackte, mit hundertprozentigem Einsatz anzugehen. Folgerichtig setzte er, der vor seinem Eintritt in die Armee nicht das Geringste über das Militär gewusst hatte, alles daran, Mitglied der Sondereinsatztruppen zu werden, und als er das erreicht hatte, gab er immer noch keine Ruhe, bis er in die Delta Force aufgenommen wurde, eine weitgehend geheime Spezialeinheit mit den Einsatzschwerpunkten Terrorismusbekämpfung und Geiselbefreiung.

Die anspruchsvolle Ausbildung hatte Adam großen Spaß gemacht, fast so, als ob schon allein das Training der Sache der Demokratie förderlich war. Doch trotz alledem war er eher ein Kopfmensch geblieben, sodass die eigentlichen Kampfeinsätze für ihn eine alles erschütternde Erfahrung wurden. Bei seinem zweiten Nachteinsatz im Irak war er gezwungen, ein anderes lebendes, atmendes menschliches Wesen mit dem Messer umzubringen, und seine Reaktion darauf schockierte und beschämte ihn. Er empfand eine geradezu überirdische Schuld und Traurigkeit, die er vor seinen Kameraden jedoch versteckte. Um das, was ihm als Schwäche und Versagen erschien, zu überwinden, legte er bei den folgenden Tötungsmissionen eine besonders große Einsatzbereitschaft an den Tag. Mit der Zeit – zutiefst erschrocken und erleichtert zugleich – akzeptierte er sein Tun genauso wie die Tatsache, dass er sich in eine Tötungsmaschine ohne oder zumindest fast ohne Gefühlsregung verwandelt hatte. Er war weder stolz darauf noch glücklich darüber. Es war einfach nur das, was, wie er glaubte, von ihm erwartet wurde.

Am Columbus Circle bog Adam nach rechts ab, und Bachs Brandenburgische Konzerte passten wunderbar zum plötzlichen Anblick des Central Parks mit seinen zart blühenden Bäumen, die eine willkommene Abwechslung zu der harten, rechtwinkligen und überwiegend betonierten Stadt boten. Adam wollte am Südrand des Central Park entlang bis zur Madison Avenue fahren, um dann nach Norden abzubiegen. Anschließend musste er nur noch einmal um den Block fahren, um zu seinem Ziel zu gelangen, dem Hotel Pierre, einem Wahrzeichen New Yorks seit dem Goldenen Zeitalter gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Adam hatte bis jetzt immer, wenn er in der Stadt war, im Pierre gewohnt, schon als kleines Kind und auch später noch, als er schon in Harvard war. Er hatte auch bei diesem Auftrag darauf bestanden, sehr zum Missfallen seines Auftraggebers. Dieser hatte immer wieder versucht, ihn zu einer Unterkunft in einer weniger stark überwachten Gegend zu überreden, wo ihm auch der Range Rover ohne zeitliche Verzögerung zur Verfügung gestanden hätte. Doch Adam hatte auf dem Pierre

bestanden. Er wollte wissen, ob er so etwas wie Nostalgie verspürte. Eigentlich glaubte er es nicht. Es war, als hätten seine Erlebnisse im Irak und besonders die Geheimmissionen, dadurch, dass er Grausamkeiten erlebt und begangen hatte, die er sich vor Irak nicht einmal im Traum hätte vorstellen können, sämtliche Gefühle in ihm abgetötet. Und was das Schlimmste daran war: All diese Taten, sogar das Töten, machten ihm mittlerweile Spaß.

Seine Irak-Erfahrung hatte mit einem katastrophalen Schlussakkord während einer Geheimmission, die auf furchterliche Art und Weise schiefgegangen war, geendet. Er und der Rest seines Teams wurden versehentlich von ihren eigenen Leuten, die sie selbst zur Unterstützung gerufen hatten, unter Beschuss genommen. Zwar war Adam, im Gegensatz zu seinen Kameraden, dabei nicht ums Leben gekommen, doch war er mit einem gebrochenen Bein bewusstlos liegen geblieben. In diesem verwundbaren Zustand war er von denjenigen, die er und seine Leute eigentlich umbringen oder gefangen nehmen sollten, als Geisel genommen worden.

Adam war zwar im Rahmen seiner Ausbildung auch auf eine mögliche Gefangennahme vorbereitet worden, aber die Qualen, die er als Kriegsgefangener erdulden musste, überstiegen seine Vorstellungskraft. Niemand kümmerte sich um sein gebrochenes Bein, das ihm daher permanente Schmerzen bereitete. Schlimmer noch waren jedoch die immer wiederkehrenden Folterungen, in deren Verlauf er sich jedes Mal aufs Neue sicher war, dass er im nächsten Augenblick erschossen oder gehängt würde.

Er war auch mit dem durchaus gängigen psychologischen Phänomen des »Stockholm-Syndroms« vertraut gemacht worden, aber als er es selbst erlebte, war das ein Schock. Nach einigen Monaten in Gefangenschaft fing er an, sich mit seinen Entführern und ihrer wirren Ideologie zu identifizieren. Er hatte sogar ein Video gemacht, das über den Fernsehsender Al-Jazeera ausgestrahlt worden war und in dem er für die Sache der Aufständischen Partei ergriffen und die Motive der Vereinigten Staaten für ihren Einmarsch in den Irak verdammt hatte. Er war mittlerweile so verwirrt, dass er nach seiner Freilassung im Austausch gegen einige gefangene Rebellen, die ein FBI-Unterhändler erreicht hatte, nicht wusste, ob er sich über seine Rückkehr in die Heimat nun freuen oder lieber traurig sein sollte. Er hatte instinktiv gespürt, dass er auf gar keinen Fall mehr in sein altes Leben zurückkehren konnte. Das war schlicht und ergreifend unmöglich gewesen.

Adam bog nach links in die 61st Street ein und hielt auf der Hälfte des Straßenzuges vor dem Baldachin am Eingang des Pierre an. Der Türsteher tippte sich an die Mütze

und machte die Tür des Range Rover auf. »Sie kommen gerade an, Sir?«

Adam nickte nur und stieg aus dem Wagen. Er folgte dem Portier zum Heck und griff, nachdem dieser die Heckklappe geöffnet hatte, sofort nach der Tennistasche mit seinem Handwerkszeug. Die kleine Tasche mit seinen Kleidern ließ er tragen.

»Benötigen Sie den Wagen heute Abend noch einmal?«, erkundigte sich der Türsteher, als er Adam die Hoteltür aufhielt.

Adam nickte erneut.

»Gut, dann stelle ich ihn gleich hier in der Nähe ab«, meinte der Portier und deutete auf den Empfangstresen.

Diesen Hinweis hätte Adam nicht gebraucht, da sich die Eingangshalle während der letzten ungefähr zwanzig Jahre, in denen er hier in unregelmäßigen Abständen zu Gast war, kaum verändert hatte. Er blieb neben dem blumengeschmückten Tisch in der Mitte des Teppichs stehen und ließ den Blick über die vertraute Umgebung wie zum Beispiel die etwas erhöhte Sitzgruppe zu seiner Rechten und das weitgehend aus dem England des 19. Jahrhunderts stammende Mobiliar schweifen. Wie erwartet fühlte er nichts. Der Anblick löste keinerlei Gefühle aus. Es war, als gehörten seine Erinnerungen zum Leben eines anderen Menschen.

Die Anmeldung ging erfreulich schnell vonstatten, danach rief die Dame vom Empfang einen Pagen und sagte: »Hector, das hier ist Mr Bramford aus Connecticut. Kannst du ihn auf sein Zimmer begleiten? Ach, übrigens, Mr Bramford, wir haben Ihnen ein Zimmer mit sehr schönem Blick auf den Park gegeben.«

Bramford war eine von mehreren Identitäten, die Adam sich für diesen Fall zugelegt hatte, alle mit einem vollständigen Satz an Papieren. Seine Auftraggeber in Washington betrieben eine diskrete Kanzlei für Risikomanagement und Sicherheitsdienstleistungen mit Zweigstellen in vielen Großstädten rund um den Globus, und Adam übernahm als freiberuflicher Mitarbeiter immer wieder Sonderaufträge für sie. Die Klienten, in deren Auftrag er dieses Mal unterwegs war, waren allesamt ehemalige Rechtsanwälte und Politiker und besaßen Kontakte in höchste Regierungskreise, sodass die Beschaffung falscher Identitäten relativ einfach gewesen war.

»Hier entlang, Mr Bramford«, sagte Hector und deutete auf die Fahrstühle.

Das Fahrstuhlinnere war außergewöhnlich insofern, als es ganz im französischen Stil gestaltet war, Adam erinnerte sich beim Betreten sofort wieder daran. Es strahlte eine Sorglosigkeit und Reinlichkeit aus, die in solch scharfem Gegensatz zu seinen Kriegserfahrungen standen, dass er sich fragte, wie es möglich war, dass dieser

Fahrstuhl und Irak auf ein und demselben Planeten existieren konnten. Als er mitsamt dem penibel gepflegten Fahrstuhlinneren nach oben schwebte, musste er schon aufgrund des unfassbaren Gegensatzes daran denken, wie er aus der Gefangenschaft entlassen worden war. Damals war er in einer unfruchtbaren, vom Krieg schwer gezeichneten Wüstengegend aufgelesen worden, und er hatte damals nichts außer einer verschmutzten Boxershorts und einem kaputten Bein.

Innerhalb weniger Stunden war er per Flugzeug nach Deutschland gebracht worden, wo man ihm das Bein erneut gebrochen und gerichtet hatte und wo er eine Therapie begonnen hatte, um seine ganz persönliche Variante der sogenannten posttraumatischen Belastungsstörung zu bekämpfen. Unter Anleitung einer Psychiaterin machte Adam erkennbare Fortschritte bei der Bewältigung seiner Ängste, seiner Konzentrationsunfähigkeit, seiner Depressionen und seiner Schlafstörungen. Weniger Erfolg hatte er bei dem Versuch, ein irgendwie geartetes Interesse für die Rückkehr in sein früheres Leben – und sei es nur in einen Teil davon – zu entwickeln. Das galt auch für die Beziehungen zu seiner Familie, dem Familienunternehmen, seiner Verlobten oder der Harvard Business School. Ebenso erfolglos blieben seine Bemühungen, sich mit dem Verlust seiner Kameraden aus der Delta Force sowie des einzigartigen und süchtig machenden Nervenkitzels bei der Tötung eines Menschen abzufinden.

Als Adam keine sichtbaren Fortschritte erkennen ließ, war seine Psychiaterin zunehmend ratlos geworden, bis sie schließlich eine neue Strategie vorgeschlagen hatte: Adam sollte nicht mehr versuchen, das, was er durch seine Erfahrungen im Militär geworden war, zu unterdrücken oder zu ignorieren, sondern im Gegenteil: Er sollte versuchen, es anzunehmen. Da sie in Alexandria, Virginia, lebte, hatte sie persönlich Adam mit dem Gründer und Leiter der Firma Risk Control and Security Solutions bekannt gemacht. Dieser hatte ausgesprochen positiv auf Adams militärische Spezialausbildung und seine Erfahrungen als Kriegsgefangener reagiert. Um seine Identität zu schützen, hatten sie das Arbeitsverhältnis so gestaltet, dass Adam in den Firmenunterlagen nirgendwo erwähnt wurde. Als Gegenleistung wurde er extrem gut bezahlt.

Der Fahrstuhl des Pierre hatte das richtige Stockwerk erreicht. Hector ließ Adam zuerst aussteigen, dann schob er sich an ihm vorbei und hielt ihm die Zimmertür auf. Er zeigte ihm alles und erklärte ihm auch, wie Fernseher, Stereoanlage und Telefon zu bedienen waren und wo die Minibar sich befand. Dann ging er rückwärts aus dem Zimmer, Adams Trinkgeld unterwürfig in der Hand haltend.

Einige Minuten lang stand Adam vor dem Fenster, das auf den Central Park hinauszeigte. Am auffallendsten war die Rollschuhbahn, die hell erleuchtet aus der ansonsten dunklen Parkfläche hervorstach. Dann wandte er sich wieder ins Zimmer, nahm die Tennistasche von der Schulter und zog den Reißverschluss auf. Darin lag eine Auswahl seiner bevorzugten Schusswaffen, jede sorgfältig mit Handtüchern und Klebeband umwickelt. Er nahm sie einzeln heraus, wickelte sie aus und überprüfte, ob sie alle noch in genau dem einsatzbereiten Zustand waren wie zu dem Zeitpunkt, als er sie verpackt hatte. Nachdem er zufrieden festgestellt hatte, dass alle Waffen die Fahrt unbeschadet überstanden hatten, holte er ein einzelnes Blatt Papier aus einer Innentasche. Darauf stand der Name der Zielperson, eine kurze und vermutlich wertlose Beschreibung sowie eigenartigerweise die Adresse des Gerichtsmedizinischen Instituts der Stadt New York.

Kapitel 15

3. April 2007, 22.15 Uhr

»Es sieht nicht gut aus«, sagte Dr. Tom Flanagan. »Überhaupt nicht gut.«

Dr. Tom Flanagan war einer von acht Intensivmediziner, die das University Hospital eine erhebliche Menge Geld kosteten und die die Verantwortung für die Intensivstation trugen. Er war entweder auf der Station oder in Rufbereitschaft, rund um die Uhr, Tag für Tag. Gerade sprach er mit Dr. Marlene Ravelo, einer approbierten Internistin und Fachärztin für Infektionskrankheiten und in dieser Eigenschaft auch Leiterin der Abteilung für Infektionskrankheiten am University Hospital.

»Da muss ich Ihnen leider recht geben«, sagte Dr. Ravelo.

Sie standen am Fuß von Ramona Torres' Krankenbett in einem speziellen, von der restlichen Intensivstation abgetrennten Quarantänebereich.

An der rechten Seite des Bettes stand Dr. Raymond Gray, ein Pulmonologe. Er war gerade dabei, den Druck am Beatmungsgerät zu erhöhen. Es wurde immer schwieriger. Er blickte auf die Messinstrumente, die den zentralen Venendruck und den Verschlussdruck der Lungengefäße anzeigten.

»Die Sauerstoffversorgung ist nicht besonders gut«, rief er über das Bett hinweg Dr. Phyllis Bohrman zu, der Kardiologin, die sie hinzugezogen hatten. Sie beobachtete auf einem weiteren Monitor das EKG. Neben ihr stand der Stationsarzt, Marvin Poole.

»Es ist auch ziemlich eindeutig, wieso«, sagte Dr. Bohrman. »Schauen Sie sich doch mal die letzte Röntgenaufnahme der Lungenflügel an. Die sind voll mit Flüssigkeit.«

»Sehen wir's positiv«, meinte Dr. Flanagan. »Durch diese Angels-Healthcare-Patienten bekommen wir deutlich mehr Übung bei der Behandlung von septischen Schocks als üblich.«

»Das stimmt«, bestätigte Dr. Ravelo. »Es wäre bloß schön, wenn wir wenigstens ab und zu mal einen retten könnten.«

»Uns kann man keinen Vorwurf machen. Die Wundinfektion, die sich im Anschluss an die Fettabsaugung bei der Patientin herausgebildet hat, hat einen großen Teil der Körperoberfläche erfasst.«

»Nicht zu vergessen das, was ich für eine nekrotisierende Pneumonie halte«, sagte Dr. Ravelo.

»Was meinen Sie, ist die Lungenentzündung eine Folgeerscheinung der Wundinfektion, oder halten Sie sie für eine Primärerkrankung – so viel ich weiß, sind primäre Staphylokokken-Pneumonien doch eher selten, oder?«

»Das stimmt, aber die zeitliche Reihenfolge macht mich stutzig. Hat man uns nicht gesagt, dass die Lungensymptome noch vor dem Hautausschlag aufgetreten sind?«

»So steht es jedenfalls in der Akte.«

»Das ist wirklich seltsam, zumal wir gestern Abend einen fast identischen Fall hatten, auch wenn da die Operationswunde sehr viel kleiner war.«

»Also gut, meine Lieben«, machte sich jetzt Dr. Flanagan bemerkbar. »Die Lungenfunktion ist auf dem Weg in den Keller, die Herzfunktion ebenfalls, und das heißt, wir haben praktisch keinen Blutdruck mehr. Urinausscheidung gleich null, wir wissen also genau, was in den Nieren los ist, und die Leber hat auch den Dienst quittiert. Vielen Dank euch allen für eure Bemühungen, aber diese Schlacht haben wir eindeutig verloren.«

Dr. Flanagan und Dr. Ravelo wandten sich ab und gingen zum Stationstresen, um die letzten Eintragungen in Ramona Torres' Patientenakte vorzunehmen.

»Meinen Sie, wir hätten irgendetwas anders machen müssen?«, sagte Dr. Ravelo, nachdem sie nebeneinander Platz genommen hatten.

Dr. Flanagan schüttelte den Kopf. »Wir haben die neuesten Verfahrensregeln bis aufs i-Tüpfelchen befolgt, also glaube ich das nicht. Verdammt noch mal, wir haben wirklich alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Wir haben ihr sogar aktiviertes Protein C und Kortikosteroide gegeben. Und was genauso wichtig ist: Sobald klar war, dass wir es wieder einmal mit einer MRSA-Infektion zu tun haben, haben Sie die Antibiotikamischung verändert. Also können wir uns auch da sicher sein, dass wir ihr die richtigen Mittel verabreicht haben. Und wissen Sie noch, der APACHE-II-Wert war doch schon bei der Einlieferung der Patientin jenseits von Gut und Böse? So groß waren unsere Chancen also von Anfang an nicht.«

»Warum lassen die Angels-Kliniken diese Patienten nicht früher verlegen?«

»Verdammt gute Frage. Ich könnte mir vorstellen, dass die postoperativen Infektionen dieser Patienten sich einfach wahnsinnig schnell entwickeln. Ich meine, die Frau ist ja erst heute Morgen um halb acht operiert worden. In der Akte steht, dass sich die ersten unspezifischen Symptome gegen 16.00 Uhr gezeigt haben. Das ist wirklich ein höllisch schneller Verlauf.«

»Aber nachvollziehbar angesichts all der Toxine, die Staphylokokken ausschütten können. Ich würde eine ganze Stange Geld darauf wetten, dass wir im Bakterienstamm dieser Patientin ein PVL-Gen finden würden.«

»Kommt es Ihnen nicht merkwürdig vor, dass die Angels-Kliniken so viele MRSA-Fälle haben?«, wollte Dr. Flanagan wissen.

»Ja und nein. Was postoperative Infektionen angeht, sind Staphylokokken das häufigste Pathogen überhaupt, und der Anteil der MRSA, der in den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts noch bei rund zwei Prozent gelegen hat, beträgt heute schon an die sechzig Prozent, Tendenz weiter steigend.«

»Ehrlich gesagt, was mich bei der ganzen Sache am meisten beschäftigt, ist dieses ganze Dilemma der Spezialkliniken. Sie verfügen einfach nicht über die notwendige Ausstattung, um mit solchen Fällen fertig zu werden, deshalb müssen sie ihre Patienten verlegen, sobald es kritisch wird. Es gab da mal einen Fall, da hat ein Patient in einer Spezialklinik – ich glaube, das war auch eine orthopädische Klinik – einen Herzanfall bekommen. Wissen Sie, was die dann gemacht haben?«

»Nein.«

»Haben die Neuneinseins gewählt.«

»Sie wollen mich auf den Arm nehmen!«, platzte Dr. Ravelo ungläubig hervor.

»Es war schlicht und einfach kein Arzt vor Ort. Ist das nicht unglaublich?«

»Und hat der Patient überlebt?«

»Ich glaube nicht.«

»Das ist doch eine Farce.«

»Sehe ich ganz genau so, aber was soll man machen? Haben Sie die öffentliche Debatte um die Spezialkliniken verfolgt?«

»Ein bisschen habe ich schon mitbekommen, denke ich. Das ist einer der Vorteile an einer Universitätsklinik. Wir müssen uns wenigstens nicht ständig mit diesem ganzen Privatisierungsgezänk beschäftigen.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Es könnte sein, dass sich das früher oder später auch auf unsere Gehälter auswirkt. Der Hauptkritikpunkt an diesen privaten Spezialkliniken ist, dass sie nur an der Crème der Patienten interessiert sind, also an den wohlhabenden, gut versicherten, die bloß einen kurzen Eingriff vornehmen lassen wollen und dann schnell wieder nach Hause gehen. Solche Kliniken sind die reinsten Goldesel, weil sie für den Eingriff genau gleich bezahlt werden wie die Uni-Klinik, dabei aber weder eine Intensivstation noch eine Notaufnahme unterhalten müssen, und die beiden sind alles andere als Goldesel. Dadurch haben sie eben sehr viel

niedrigere Kosten.«

»Aber hat nicht die Regierung vor einiger Zeit einen Baustopp für solche Spezialkliniken verfügt? War das der Grund dafür?«

»Nein«, erwiderte Dr. Flanagan. »Der Staat hat sich eine Zeit lang – genauer gesagt von Ende 2003 bis Ende 2006 – dagegen gestellt, weil diese Spezialkliniken darauf angewiesen sind, dass Ärzte sich finanziell an ihnen beteiligen und so ein gewisses Patientenaufkommen garantieren. Gleichzeitig ist es den Ärzten aber per Gesetz untersagt, Patienten an medizinische Einrichtungen wie zum Beispiel Röntgenpraxen oder medizinische Labors zu überweisen, wo sie gleichzeitig Miteigentümer sind. In Bezug auf Kliniken gibt es da eine Gesetzeslücke, weil der Gesetzgeber dachte, dass ein ganzes Krankenhaus so groß ist, dass es kaum zu irgendwelchen Interessenskonflikten kommen kann.«

»Aber eine Spezialklinik ist nun mal kein komplettes Krankenhaus!«, sagte Dr. Ravelo unwirsch. »Dort werden ja nur einige wenige Leistungen angeboten.«

»Ganz genau! Aber dadurch, dass sie sich als vollwertigen Klinikbetrieb darstellen, können sie sich diese Gesetzeslücke zunutze machen.«

»Und warum wurde das Moratorium dann wieder aufgehoben?«

»Ich habe keine Ahnung. Es gab etliche Anhörungen zu dem Thema, auf denen all die genannten Punkte klar und deutlich zur Sprache gekommen sind. Die meisten Leute, die sich mit der Materie beschäftigt haben und entweder selbst bei den Anhörungen anwesend waren oder darüber gelesen haben, waren der Meinung, dass das Moratorium auf jeden Fall verlängert und sogar noch ausgedehnt werden sollte, da es in der existierenden Fassung nur den Anschluss neuer Spezialkliniken an das Medicare-System untersagt hat.«

»Und was ist dann geschehen?«

»Mit einem Mal wurde das Moratorium aufgehoben, und zwar ohne große Erklärungen. Ich schätze, dass es da hinter den Kulissen ein Gerangel der Lobbyisten gegeben hat, mit der American Medical Association, also dem Interessensverband der Ärzte, auf der einen und der American Hospital Association sowie der Federation of American Hospitals auf der andere Seite. Wahrscheinlich haben die Ärzte mehr Geld springen lassen als die Interessenvertreter der Krankenhäuser.«

»Das ist doch schrecklich. Letztendlich dreht sich alles immer nur ums Geld. Ich schäme mich richtig für meinen Berufsstand.«

»Na ja, es ist ja nicht alles schlecht. Viele Patienten fühlen sich in den Spezialkliniken wohl, und bei Routineeingriffen bieten sie sicherlich mehr Komfort

als andere.«

»Vielleicht sollten wir Ramona Torres fragen«, erwiderte Dr. Ravelo. »Vielleicht hätte sie zu der Frage, welche Klinikart die beste ist, auch etwas zu sagen: Eine Spezialklinik mit all ihrem Komfort oder ein wirklich umfassend ausgestattetes Krankenhaus. Wäre sie von Anfang an zu uns gekommen, dann hätte sie, wenn man unserer Statistik glauben darf, deutlich höhere Überlebenschancen gehabt.«

»Gutes Argument«, sagte Dr. Flanagan.

Kapitel 16

3. April 2007, 23.05 Uhr

»He, du Arschloch!«, rief Carlo und rüttelte Brennan plötzlich und heftig an der Schulter.

Brennan, der eingeschlafen und langsam immer weiter nach vorne gerutscht war, so lange, bis seine Knie das Armaturenbrett berührt hatten, erschrak heftig angesichts dieser rüden Ansprache und saß schlagartig kerzengerade auf seinem Sitz.

Voller Panik suchte er die unmittelbare Umgebung vor der Windschutzscheibe nach wilden Tieren oder Angreifern ab. Aber erst, als er Carlos Kichern in der Dunkelheit hörte, wurde ihm wieder klar, wo er war und mit wem. Als er gerade sagen wollte, dass er für diesen Abend jetzt endgültig die Schnauze voll hatte, deutete Carlo zur Windschutzscheibe hinaus.

»Ich glaube, die Zielpersonen kommen in den Hafen zurück«, sagte er. »Augen geradeaus!« Er hatte eineinhalb Jahre bei der Armee verbracht, bevor er unehrenhaft entlassen worden war. Das streng reglementierte Leben war ihm zwar zuwider gewesen, aber wenn sich eine Gelegenheit bot, bediente er sich trotzdem gerne einer militärischen Ausdrucksweise.

Brennan kniff die Augen zusammen, um in die Dunkelheit jenseits der Mole zu spähen. Ein silberner Mond hatte sich über der Skyline von New York erhoben und warf klar umrissene Spiegelbilder auf die Oberfläche des Hudson River.

Brennan und Carlo saßen immer noch in Carlos Denali, der erhöht am hintersten Ende des Parkplatzes am Hafen stand, und warteten auf Francos und Angelos Rückkehr.

»Ich kann sie nicht sehen«, sagte Brennan. Doch kaum hatte er die Worte ausgesprochen, da glitt eine ziemlich große Jacht lautlos durch die schimmernde Fläche. »Okay. Ich sehe ein Boot. Woher weißt du, dass sie das sind?«

»Wie viele Boote haben wir heute Abend rausfahren sehen?«

»Trotzdem wissen wir nicht, ob sie es sind«, erwiderte Brennan und blickte durch das Fernglas. In der Vergrößerung wirkte es wie ein Geisterschiff, das durch den über der Wasseroberfläche schwebenden Nebel glitt. »Müssten die nicht eigentlich irgendwelche Lichter anhaben?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir bleiben hier sitzen und beobachten, wie sie wegfahren und ob sie immer noch in Begleitung dieser jungen Dame sind. Anschließend nehmen wir ihr Boot mal ein bisschen genauer unter die Lupe.«

Es schien endlos zu dauern, bis Franco und Angelo das Boot in die Liegebucht manövriert und festgemacht hatten. Als sie schließlich fertig waren, kamen sie den Hafendamm entlang.

Carlo ließ das Seitenfenster herunter. Selbst aus der Entfernung hörten Franco und Angelo sich an, als kämen sie gerade von einer Party. Lachend bestiegen sie Francos Flossen-Cadillac, knallten die Türen zu und fuhren weg.

»Das muss ja ein schöner Ausflug gewesen sein.«

»Auf Kosten des Mädchens«, bemerkte Carlo und ließ den Motor an. »Solche Schweine.«

»Das ergibt doch keinen Sinn. Ich möchte mal wissen, wer sie war. Wieso denn das ganze Theater? Sie hat ja nicht mal besonders gut ausgesehen.«

»Für uns ergibt es keinen Sinn, aber vielleicht kann sich ja Louie einen Reim darauf machen«, sagte Carlo. Dann fragte er Brennan: »Hast du dein Werkzeug dabei?«

»Hab ich immer dabei.«

»Dann machen wir noch eine kurze Besichtigung der *Full Speed Ahead*, falls du mit den Schlössern und der Alarmanlage fertig wirst.«

»Das schaff ich schon«, erwiderte Brennan selbstbewusst. Schlösser zu überlisten und umfassende Elektronikkenntnisse auch in Bezug auf Alarmanlagen und Computer gehörten zu Brennans Fähigkeiten. Nachdem er von der Highschool geflogen war, hatte er eine technische Schule mit Schwerpunkt Elektronik besucht.

Carlo parkte ungefähr da, wo vorher Francos Wagen gestanden hatte. Er nahm eine Taschenlampe vom Armaturenbrett, dann ging er zusammen mit Brennan auf die Hafenmole hinaus. Schweigend hörten sie den Wellen zu, die sachte gegen die Holzpfeiler schlugen. Vor der Gangway der *Full Speed Ahead* angekommen, zögerte Carlo. Er warf einen Blick zu seinem Wagen zurück. »Ich hoffe bloß, dass sie nicht irgendwas vergessen haben und noch mal zurückkommen.«

»Soll ich schnell das Auto wegfahren?«

Carlo schüttelte den Kopf. »Es reicht, wenn wir auf ankommende Scheinwerfer achten. Dann hätten wir noch genug Zeit. Ist ja nicht so, als wäre das das einzige Boot im Hafen.«

Schnell waren sie an Bord geklettert. »Fang mit der Tür an«, sagte Carlo. »Ich stehe Wache.«

»Schickes Schiff«, sagte Brennan. Dann blieb er stehen. »Was meinst du, wofür sind diese Betonsteine wohl gedacht?«

»Drei Mal darfst du raten, und die ersten beiden zählen nicht, du Volldepp.«

Brennan warf noch einmal einen Blick auf die aufgestapelten Steine und unterdrückte einen Schauer bei dem Gedanken. Dann ging er auf die gläserne Doppeltür zu, die ins Innere der Jacht führte, und holte dabei sein winziges Schlosserwerkzeug hervor. Er konnte zwar kaum etwas sehen, aber das war auch nicht notwendig. Schlösser wurden in erster Linie mit Gefühl geknackt.

»Was meinst du?«, wollte Carlo wissen. Er saß auf dem Dollbord hinten im Heck, wo er die Einfahrt zum Jachthafen ebenso gut im Blick hatte wie den gesamten Parkplatz.

»Kinderspiel«, meinte Brennan. Zwei Minuten später hatte er das Schloss geöffnet und musste nur noch die primitive Alarmanlage ausschalten. Als das erledigt war, rief er Carlo zu sich.

Mit seiner Taschenlampe leuchtete er schnell den gesamten Salon ab. Er deutete auf die Gläser, die auf dem Tresen standen. »Sie haben also getrunken. Daher die gute Laune.«

»Und wenn wir die Kleine finden? Was sollen wir dann machen?«

»Dann müssen wir eben improvisieren.« Der Strahl der Taschenlampe glitt über die Treppe und den weiter nach hinten führenden Gang. Nachdem er mit einem langen Blick noch einmal die Hafeneinfahrt überprüft hatte, die er dank des Nachbarbootes, das fast genauso groß war wie das, auf dem sie sich gerade befanden, kaum sehen konnte, ging Carlo als Erster die Treppe hinunter und betrat den Küchen- und Essbereich. Schnell, um das Land nur möglichst kurz aus dem Auge zu lassen, durchquerten sie die Kombüse und betraten den Gang. Carlo schaute hinter jede Tür, aber die Passagierkabinen waren alle leer und unbenutzt, bis auf die letzte. Das darin stehende Doppelbett war zerwühlt, genau wie das auf dem Bett liegende Handtuch.

»Ich würde sagen, das hier ist der Tatort«, sagte Carlo. Er ließ den Strahl der Taschenlampe durch die Kabine gleiten, die ansonsten in tadellosem Zustand war. »Das Mädchen ist verschwunden. Das war's doch, was wir wissen wollten, also nichts wie weg.«

Hastig traten sie den Rückzug an. Carlo fühlte sich erst wieder wohl, als er im Heck stand und wieder einen vernünftigen Blick auf den Hafen und den Parkplatz hatte.

Alles war ruhig. Er drehte sich zu Brennan um. »Ich hätte da eine Idee. Wäre es eigentlich sehr schwierig, einen Peilsender an dieser Jacht anzubringen?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Brennan. »Woran hattest du denn gedacht: Ein Gerät, das genau aufzeichnet, wo das Boot überall war, oder eines, mit dem du in Echtzeit jederzeit genau verfolgen kannst, wo es gerade hinfährt.«

»Das zweite«, meinte Carlo, der sich so langsam für die Vorstellung erwärmte.

»Kein Problem. Das Gerät ist ungefähr so groß wie ein Kartenspiel. Das können wir irgendwo an Bord verstecken und den Kurs des Bootes dann übers Internet genau verfolgen.«

»Gut. Sprechen wir zuerst mal mit Louie.«

»Ach, nun komm schon«, bettelte Angelo. »So groß ist der Umweg doch gar nicht.«

»Aber jetzt ist es bald Mitternacht, und ich bin müde«, erwiderte Franco.

Sie fuhren gerade im Lincoln-Tunnel nach New York zurück, und Franco wollte eigentlich Manhattan einfach nur durchqueren und direkt weiter in den Queens Midtown Tunnel fahren.

»Ich möchte noch im Neapolitan vorbeischaun«, fuhr Franco fort. »Die Party ist bestimmt bald zu Ende, und ich möchte Vinnie gerne persönlich berichten, dass die Sekretärin Geschichte ist.«

»Es sind doch nur zwanzig Straßenblocks. Ich will bloß wissen, ob sie immer noch da wohnt; falls das so ist, dann wird das Ganze ein Kinderspiel. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich mich darauf freue, dass ich mich endlich rächen kann. Wegen dieser Schlampe hab ich zwei Runden im Knast gedreht, ihr gottverdammter Freund hat mich übel zusammengeschlagen, und außerdem ist sie schuld daran, dass mein Gesicht so aussieht, wie es aussieht.«

Franco warf im Halbdunkel des Wageninneren einen Blick hinüber zu Angelo. Er hatte sich mit der Zeit an dessen grässlich vernarbtes Gesicht gewöhnt. Wenn das da sein eigenes Gesicht wäre ... ob er sich jemals daran gewöhnen könnte?

»Wie lange kann es schon dauern?«, fragte Angelo weiter. »Zehn Minuten vielleicht, allerhöchstens fünfzehn.«

»Okay, okay«, gab Franco zögernd nach.

Zwanzig Minuten später kroch Francos großes, schwarzes Auto durch die 19th Street, während Angelo weit vornübergebeugt auf dem Beifahrersitz saß, um die Häuserfassaden besser erkennen zu können. Sein letzter Besuch hier war zehn Jahre her, aber das, was er damals erlebt hatte, hatte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis

gebrannt. Er war sich sicher gewesen, dass er das Haus sofort erkennen würde, aber das war ein Irrtum.

»Welches ist es denn, verdammt noch mal?«, wollte Franco wissen. Angelo hatte ihm für einen kurzen Augenblick leidgetan, und so hatte er sich entschlossen, die Zeit für den Umweg zu opfern, aber er fing bereits an, diesen Entschluss zu bereuen, weil Angelo Ewigkeiten brauchte, um das richtige Haus zu finden. Vorhin hatte er ihm noch versichert, dass das alles überhaupt kein Problem sei.

»Das da ist es!«, rief Angelo plötzlich mit gerecktem Zeigefinger.

»Bist du sicher?«, wollte Franco wissen. Er betrachtete das Haus, auf das Angelo zeigte. Ein Backsteingebäude, das die eine oder andere Renovierungsmaßnahme gut gebrauchen konnte, genau wie alle Häuser hier in der Straße. »Woher weißt du das?«

»Vertrau mir! Ich weiß es!«

Angelo stieg aus, und Franco erinnerte ihn daran, dass das hier nur eine kurze Stippvisite war. Angelo winkte ihm kurz über die Schulter hinweg zu, zum Zeichen, dass er verstanden hatte.

Angelo blickte bis zum Dach des Hauses hinauf. Im vierten und obersten Stockwerk brannte Licht. Laurie Montgomery hatte in der Wohnung gewohnt, die auf den Hinterhof zeigte: 5B. Angelo zog die Außentür auf und betrat den Hausflur. Im selben Augenblick musste er an seinen durchgeknallten Partner Tony Ruggerio denken, der in eben diesem Hausflur eine Frau umgemäht hatte, die sie beide für Laurie Montgomery gehalten hatten, die aber, wie sich später herausgestellt hatte, jemand ganz anderes gewesen war. Die Zusammenarbeit mit Tony war ein schweres Handicap für Angelo gewesen, aber er hatte keine andere Wahl gehabt, bis der Kerl schließlich ein Opfer seines eigenen Leichtsinns geworden war.

Angelo las die Namen neben den Klingelknöpfen und Briefkästen. Zu seiner großen Enttäuschung stand neben dem Apartment 5B der Name Martin Soloway.

Er hatte diesem Augenblick so sehr entgegengefiebert, dass er im ersten Moment eine lähmende Niedergeschlagenheit verspürte. Doch dann fiel ihm ein, dass er ja wusste, wo sie arbeitete, und seine Stimmung schlug schlagartig um, nur gedämpft durch die allerdings äußerst realistische Befürchtung, dass sie im Verlauf der letzten zehn Jahre nicht nur die Wohnung, sondern auch den Job gewechselt haben könnte. Hin und her gerissen zwischen ungezügelter Vorfreude und ungebremster Verzweiflung, kehrte Angelo zum Wagen zurück und stieg ein.

Die Narben auf Angelos Gesicht ließen nur ein sehr begrenztes Mienenspiel zu, doch Franco hatte gelernt, auch winzige Veränderungen zu interpretieren. Er wusste

sofort, dass Angelo keinen Erfolg gehabt hatte.

»Sie wohnt nicht mehr da?«, erkundigte er sich.

»Nein«, bestätigte Angelo. Dann erzählte er Franco von seiner Angst, dass sie vielleicht die Stadt verlassen haben könnte.

»Hey, Kopf hoch! Sie muss noch da sein. Sonst könnte sie doch keinen Ärger machen.«

Angelo verzog kaum eine Miene, und doch wusste Franco ganz genau, dass seine Stimmung sich mit einem Mal erheblich gebessert hatte.

Kapitel 17

4. April 2007, 4.15 Uhr

Angela konnte nicht einschlafen. Sie hatte es mit Lesen probiert, hatte aber nach etlichen Stunden aufgegeben und es mit Fernsehen versucht, was sie normalerweise keine zehn Minuten durchhielt. Aber in dieser Nacht hatte es auch nicht mehr Wirkung als das Buch. Während sie mühsam versuchte, den Gesprächen der Late-Night-Talk-Show zu folgen, wälzte sie in Gedanken immer wieder ihre größten Sorgen hin und her: Den Kapitalmangel, Paul Yangs offensichtliches Besäufnis mit einem fertig ausgefüllten Acht-K im Laptop, das nur einen einzigen Mausklick vom Posteingangsfach der Börsenaufsicht entfernt war, sowie Laurie Montgomerys Möglichkeiten, das MRSA-Problem in eine PR-Katastrophe zu verwandeln, indem entweder Ärzte und Patienten vom Besuch der Angels-Kliniken abgeschreckt wurden oder die Börsenaufsicht auf ein wirklich schwerwiegendes Problem aufmerksam gemacht wurde, was erhebliche finanzielle Konsequenzen nach sich ziehen würde.

Schließlich gab Angela nach und nahm eine Ambien. Sie wusste, dass sie in den vergangenen Monaten viel zu oft Zuflucht zu Schlafmitteln genommen hatte, aber sie hatte das Gefühl, als mache sich das bezahlt. Sie war die Einzige bei Angels Healthcare, der es in der momentanen Notlage noch zuzutrauen war, den Börsengang durchzuziehen. Aber um dazu in der Lage zu sein, brauchte sie ihren Grips und auf jeden Fall ausreichend Schlaf. Wie schon in der jüngeren Vergangenheit, so wirkte die winzige, weiße, ovale Tablette Wunder, und sie fiel in einen zwar medikamentös hervorgerufenen, aber tiefen Schlaf mit verstörenden Träumen. Im schlimmsten Traum ging es darum, dass sie am oberen Ende einer grauenhaft hohen und senkrecht abfallenden Klippe einen schmalen Felsvorsprung entlanggehen musste. Sie wusste zwar nicht genau, wieso, aber sie musste unbedingt auf die andere Seite der Klippe gelangen, um eine Katastrophe zu verhindern. Der Felsvorsprung wurde jedoch unterwegs immer schmaler und schmaler, und als sie das Ziel schon vor Augen hatte, rutschte sie ab. Zwar schaffte sie es gerade noch, sich mit den Händen an der Kante festzuhalten, hatte jedoch nicht mehr die Kraft, sich nach oben zu ziehen. Irgendwann gaben ihre Finger und Arme nach, und sie stürzte in den Abgrund.

Mit wild klopfendem Herzen wachte Angela auf, erleichtert, dass sie noch am

Leben war. Sie konnte sich zwar erklären, wo die Ursache für diesen Traum lag, fragte sich aber, wo wohl das Bild mit der Klippe hergekommen war.

Sie hatte nicht die geringste Lust, jetzt den kalten Marmorfußboden ihres Badezimmers an den Füßen zu spüren, aber sie hatte keine andere Wahl, und so schob sie sich vorsichtig unter ihrer Decke hervor. Sie wollte es möglichst schnell hinter sich bringen und so wenig wie möglich dabei denken, denn sie befürchtete, dass sie womöglich nicht wieder einschlafen konnte. Mehr als vier Stunden hatte sie bis jetzt wohl kaum geschlafen.

Doch leider wurden Angelas Ängste Realität. Sie fühlte sich zwar immer noch sehr müde und richtiggehend betäubt, doch es gelang ihr nicht, ihren Geist zu beruhigen, der all ihre Befehle ignorierte und schnell angefangen hatte, wieder auf Hochtouren zu arbeiten. Ein anstrengender Tag lag vor ihr. Als Erstes wollte sie sich versichern, dass Michaels Fünzigtausend auf dem Firmenkonto eingegangen waren. Als Nächstes wollte sie sich bei Bob erkundigen, ob Paul wieder aufgetaucht war und, was noch wichtiger war, ob er das Acht-K eingereicht hatte oder nicht.

Um 4.30 Uhr erkannte Angela, dass erneutes Einschlafen, so nötig es auch gewesen wäre, nicht mehr zur Debatte stand. Widerwillig stand sie auf und blieb auf dem Weg zur Küche vor der Tür ihrer Tochter stehen. Sie überlegte kurz, ob sie sie vielleicht wecken sollte, und machte dann die Tür auf. Im Dämmerlicht des Nachtlichts im Flur konnte sie Michelles vertraute Umrisse und die dunklen, vollen Haare erkennen, die ihr engelsgleiches Gesicht umrahmten. Im Halbdunkel schien es fast so, als ob ihre makellose Haut auf geradezu überirdische Weise von innen heraus leuchtete.

Einen Augenblick lang blieb Angela einfach stehen und betrachtete ihre Tochter, wie nur Eltern es können. Sie wurde von einer Woge der Liebe übermannt, die all die Kopfschmerzen und das Gift, das sie mit Michael verband, die Schande ihrer Praxispleite und die durch die momentanen Schwierigkeiten mit Angels Healthcare hervorgerufenen Ängste millionenfach übertraf. Sie gab Angela die Möglichkeit, ihre Prioritäten neu zu setzen und zu überlegen, was wirklich wichtig war. Und während sie das tat, dachte sie an den gestrigen Abend. Nach dem gemeinsamen Essen mit Chet McGovern war ihr noch sehr viel bewusster geworden als währenddessen, dass sie sich wirklich außerordentlich gut amüsiert hatte. Damit hatte sie nicht gerechnet. Auch wenn sie sich zunächst einmal nur aufgrund von Nützlichkeitserwägungen darauf eingelassen hatte, nämlich um herauszufinden, ob Laurie Montgomery eine echte Bedrohung darstellte, war ihr etwas wieder bewusst geworden: dass sie nämlich durch ein offenes Gespräch und überhaupt durch den Austausch mit einem allem

Anschein nach vernünftigen Mann auch eine Menge über sich selbst erfahren konnte. Noch nie zuvor hatte sie ein solch aufrichtiges Gespräch über ihre eigene Motivation geführt, mit niemandem, nicht einmal mit sich selbst.

So leise, wie sie Michelles Zimmer betreten hatte, ging sie auch wieder hinaus und zog die Tür zu, ohne sie ganz ins Schloss fallen zu lassen, genau so, wie sie gewesen war. Michelle brauchte immer ein bisschen Licht, das die Dunkelheit ihres Zimmers durchschnitt und eine Verbindung zur realen Welt herstellte.

In der Küche angelangt, schaltete Angela behutsam die espressomaschine ein. Haydees Schlaf- und Badezimmer gingen direkt von der Küche ab, und Angela wollte sie nicht stören.

Während sie wartete, bis das Licht an der Maschine signalisierte, dass Temperatur und Wasserdruck die benötigten Werte erreicht hatten, dachte sie wieder an ihr Abendessen mit Chet McGovern zurück. Wie sie ihm gegenüber eingestanden hatte, dass sie zum Teil nur deshalb Medizin studiert hatte, um sich an ihrem Vater zu rächen, war nicht besonders schmeichelhaft gewesen. Was sie ihm nicht erzählt hatte, war, wie sehr sie das Studium genossen hatte, vor allem die Phasen der klinischen Ausbildung und darunter vor allem die Jahre als Assistenzärztin. Für die meisten ihrer Kommilitonen war diese Zeit eine Riesenstrapaze gewesen, doch sie hatte sie als die krönende Erfahrung ihres Lebens empfunden: eine perfekte Kombination aus Helfen und Lernen.

Die Kaffeemaschine war bereit. Angela legte eine der versiegelten Portionspackungen ein, zog den Griff fest und schaltete das Gerät ein. Es wurde laut in der stillen Wohnung, und sie verzog das Gesicht.

Während der Kaffee in die Tasse lief, dachte Angela an einzelne Erlebnisse mit bestimmten Patienten oder Angehörigen während ihrer Assistenzzeit und in den Jahren mit ihrer eigenen Praxis zurück. Da hatte es die außerordentlich freudigen ebenso gegeben wie die außerordentlich traurigen, aber es waren immer einzigartige, menschliche Begegnungen gewesen. Dann fing sie an zu vergleichen, wie sie sich nach einem Tag als Hausärztin gefühlt hatte und nach einem Tag bei Angels Healthcare fühlte, und musste feststellen, dass die Befriedigung aus völlig unterschiedlichen Quellen gespeist wurde. Als Ärztin war diese Befriedigung zutiefst persönlicher Natur gewesen – am Ende eines Arbeitstages konnte sie sich fast immer in dem Gefühl sonnen, dass sie zumindest einigen wenigen Menschen unmittelbar helfen konnte. Als Geschäftsfrau war die Zufriedenheit sehr viel diffuser und hatte etwas damit zu tun, was man den Tag über erreicht hatte, auch, wenn es nur schwierig in Worte zu fassen

war. In jedem Fall aber hatte es etwas mit Geld zu tun.

Angela nahm ihren Kaffee mit in ihr Arbeitszimmer. Das war ihr Lieblingszimmer. Eine Wand war komplett vom Boden bis zur Decke mit Bücherregalen und einer dazu gehörigen, an einer Führungsschiene befestigten Leiter versehen. Als Kind hatte Angela Bücher geliebt, und sie war stolz darauf, dass sie noch nie eines weggeworfen hatte.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, holte einen Schreibblock hervor und fing an, alle Probleme, mit denen sie es im Augenblick zu tun hatte, sowie alle Gegenmaßnahmen, die sie am heutigen Tag einleiten wollte, aufzulisten. Als sie Pauls Namen aufschrieb, dachte sie daran, dass ihr Buchhalter ein Alkoholproblem hatte, von dem sie nichts gewusst hatte. Vom Standpunkt der Vorstandsvorsitzenden machte es sie wütend, dass ihr eine solche Information vorenthalten worden war, und sie wunderte sich, dass Bob das getan hatte. Doch dann, angeregt durch die nachdenklichen Erinnerungen an ihre medizinische Ausbildung, betrachtete sie das Problem einmal vom ärztlichen Standpunkt aus und erinnerte sich, wie schwierig Suchterkrankungen sein konnten. Dann überlegte sie, ob Angels Healthcare vielleicht die Kosten für einen Aufenthalt in einer Suchtklinik übernehmen sollte, falls er tatsächlich einen ernsthaften Rückfall gehabt haben sollte. Sie machte sich eine entsprechende Notiz. Das war ein Punkt, der nach dem Börsengang diskutiert werden musste.

Als Nächstes notierte Angela Dr. Laurie Montgomerys Namen und hielt kurz inne. Was sie anging, konnte sie eigentlich gar nichts machen. Das lag in Michaels Hand, was immer das bringen konnte. Als sie ihm gestern Abend am Telefon die niederschmetternden Erkenntnisse in Bezug auf Laurie Montgomerys Persönlichkeitsstruktur und die Tatsache, dass die Gerichtsmedizinerin das MRSA-Rätsel um Angels Healthcare um jeden Preis lösen wollte, berichtet hatte, da hatte er gesagt, dass er unverzüglich etwas dagegen unternehmen wolle. Allerdings hatte sie keine Ahnung, ob er ihr die Wahrheit gesagt hatte oder sie einfach nur für den Augenblick beschwichtigen wollte. Intuitiv war sie sich absolut sicher, dass Laurie Montgomery für ihr Vorhaben, die Infektionsserie nicht in den Blickpunkt der Öffentlichkeit dringen zu lassen, die größte Bedrohung darstellte, und daher gab es keine Zeit zu verlieren. Angesichts all der Schwierigkeiten und der Anstrengungen, die im Zusammenhang mit ihren Zahlungsschwierigkeiten noch unternommen werden mussten, wäre es tragisch, wenn der Börsengang an einer übermotivierten Gerichtsmedizinerin scheitern müsste.

Angelas Blick wanderte hinüber zum Telefon und dann zu der Tiffany-Uhr auf ihrem Schreibtisch. Es war 4.35 Uhr morgens, also kaum der richtige Zeitpunkt für einen Anruf. Doch die Angst vor der potenziellen Bedrohung durch Laurie war so greifbar, dass sie ernsthaft erwog, es trotzdem zu tun. Aus bitterer Erfahrung wusste sie, dass Michael damals, als sie noch verheiratet waren, sich oft genug auch noch um fünf Uhr auf irgendwelchen Partys herumgetrieben hatte.

Scheibchenweise näherte Angela sich dem Entschluss, seine Nummer zu wählen, und rechtfertigte diese Überlegungen damit, dass die Einleitung sofortiger Gegenmaßnahmen gegen Laurie von überragender Bedeutung war, außerdem hatte Michael es nicht anders verdient. Jedes Mal, wenn er so spät nach Hause gekommen war, hatte er, betrunken wie er war, sie und manchmal sogar Michelle aufgeweckt.

Mit einer gewissen gehässigen Vorfreude wählte Angela seine Nummer. Als das Klingeln einsetzte, rechnete sie eigentlich mit der Mailbox, zumal er die Anruferkennung eingeschaltet hatte und sie von ihrem Privatanschluss aus telefonierte.

Doch zu ihrer Überraschung meldete er sich persönlich. Er hörte sich angetrunken an.

»Ich hoffe bloß, es ist was Wichtiges«, sagte er undeutlich.

»Michael, hier ist Angela.«

Es entstand eine Pause. Im Hintergrund hörte Angela eine maulige Frauenstimme mit einem starken New-Jersey-Akzent fragen, wer da mitten in der Nacht anrief.

»Hallo, hörst du mich?«, wollte Angela wissen. Jetzt, wo sie ihn aufgeweckt hatte, hatte sie ein winziges schlechtes Gewissen, war aber wild entschlossen, es nicht zu zeigen.

»Verdammt noch mal. Es ist halb fünf Uhr morgens, verfluchte Scheiße.«

»Vier Uhr fünfunddreißig, um genau zu sein. Ich mache mir Sorgen wegen dieser Sache mit dieser Laurie Montgomery, wegen der ich dich gestern Abend angerufen habe.«

»Ich habe doch gesagt, ich kümmere mich darum.«

»Und, hast du?«

»Ich habe dir gesagt, ich kümmere mich darum, und genau das habe ich gemacht. Die Sache ist vorbei, erledigt, und jetzt geh wieder ins Bett!«

»Wie kannst du dir da so sicher sein? Man hat mir gesagt, dass sie als äußerst hartnäckig gilt.«

»Es spielt keine Rolle, wie hartnäckig sie ist. Mein Klient ist persönlich mit ihr bekannt. Er hat gesagt, dass er sich mit dem größten Vergnügen mit ihr unterhalten will

und dass er sehr zuversichtlich ist, dass sie sich seiner Meinung anschließen wird. Ich habe den Eindruck, als ob die gute Frau Doktor meinem Klienten noch einen großen Gefallen schuldig ist.«

Michaels Erklärung ergab nicht allzu viel Sinn, ganz im Gegensatz zu seiner Zuversicht. Angela bedankte sich bei ihm und sagte, er solle weiterschlafen.

Kapitel 18

4. April 2007, 4.45 Uhr

Laurie hatte schon eine ganze Weile wach gelegen; wie lange, wusste sie nicht mehr. Als sie schließlich auf die Uhr schaute, war es Viertel vor fünf, also eine Stunde, bevor Jack aufstehen und sich unter die Dusche stellen würde, und eineinviertel Stunden, bevor er zurückkommen und sie aus dem Bett zerren würde. Das war zumindest der normale Ablauf. Die Tatsache, dass sie bereits jetzt wach war, sprach Bände über ihren seelischen Zustand. Laurie war ein Nachtmensch. Jeden Abend gegen zehn, wenn Jack nur noch mit Mühe die Augen offen halten konnte, wachte Laurie wieder richtig auf. Sie liebte es, spät am Abend zu lesen, und saß öfter, als sie zugeben mochte, auch noch nach Mitternacht in einen Roman vertieft da. Jedes Mal schimpfte sie sich am Morgen danach deswegen aus und schwor sich, es nie wieder so weit kommen zu lassen.

Jetzt lag sie hellwach auf dem Rücken, starrte an die dunkle Decke hinauf und wusste ganz genau, wo das Problem lag: Sie war deprimiert. Es war keine große, lähmende Depression, wie sie sie zwar noch nie gehabt hatte, die sie sich aber durchaus vorstellen konnte, sondern eher so etwas wie ein nagendes Gefühl der Melancholie darüber, dass sie unausweichlich auf eine große Enttäuschung zusteuerte. So lange sie zurückdenken konnte, hatte sie sich ein Kind gewünscht, und auch während ihrer langen Ausbildung hatte sie sich eigentlich immer als Mutter im Wartestand gesehen. Dem Zeitmangel während der Ausbildung hatte sie auch die Schuld daran gegeben, dass sie keinen Ehepartner gefunden hatte. Dann hatte sie sich in Jack verliebt und musste sich mit seinen Schuldgefühlen aufgrund des Verlustes seiner Angehörigen und mit seinen Zweifeln, ob er sich überhaupt noch einmal auf eine Familie einlassen konnte und wollte, auseinandersetzen. Doch diese Phase lag nun hinter ihnen, und sie versuchten tatsächlich, ein Kind zu bekommen, aber seit einem Jahr vergeblich, trotz ausführlicher Temperaturtabellen und genauester Beobachtung ihrer Monatszyklen. Das Problem war ihr Alter, jetzt, da sie die Vierzig hinter sich hatte. Mit jedem Monat bekam sie ein wenig mehr Angst davor, nicht mehr auf natürlichem Weg ein Kind empfangen zu können, und jetzt wollte Jack sich auch noch unbedingt operieren lassen, sodass er anschließend Gott weiß wie lange außer

Gefecht gesetzt war. Und nicht nur das, er hatte sich auch noch einen Zeitpunkt ausgesucht, der ein erhebliches Risiko in sich barg.

Laurie drehte sich auf die Seite, stützte den Kopf auf den Ellbogen und betrachtete Jack. Sie ließ den Blick über sein Profil gleiten, ein Sinnbild friedvoller Beschaulichkeit, wie er da auf dem Rücken lag, einen Arm entspannt nach hinten gelegt und neben dem Kopf auf dem Kissen ruhend. Sie liebte ihn wirklich von Herzen, aber seine Sturheit trieb sie manchmal in den Wahnsinn, wie zum Beispiel bei dieser Sache mit der Operation. Sie konnte beim besten Willen nicht verstehen, wie er all ihre Ermittlungsergebnisse einfach beiseitewischen und immer noch glauben konnte, dass dieser Eingriff eine gute Idee war.

Laurie wurde klar, dass an Einschlafen nicht mehr zu denken war. Mit Morgenmantel und Badelatschen tapste sie in das gemeinsame Arbeitszimmer, das sie sich eingerichtet hatten. Es fing gerade an zu dämmern. Sie richtete den Blick hinunter auf die 106th Street und auf Jacks geliebten Basketball-Court und wünschte, er würde einfach so verschwinden. Dann wandte sie sich dem Doppelschreibtisch zu. Auf ihrer Seite türmten sich neben der unvollständigen MRSA-Tabelle hohe Stapel aus MRSA-Fallakten und den Patientenakten ihrer insgesamt vierundzwanzig Fälle. Sie hatte das ganze Material gestern Abend mit nach Hause geschleppt, um sich noch einmal damit zu beschäftigen, hatte es dann aber doch sein lassen. Sie überlegte, ob sie sich vielleicht jetzt daranmachen sollte. Doch noch bevor sie sich setzen konnte, war ihr klar geworden, dass sich an ihrer Stimmung vom gestrigen Abend eigentlich nichts geändert hatte. Mutlos, wie sie war, sagte sie sich immer wieder, dass ihre Mühe sowieso umsonst war. Jack würde das machen, was er machen wollte.

Laurie ging in die Küche und kochte sich einen Kaffee. Dann setzte sie sich an den Frühstückstisch und dachte über eine In-vitro-Befruchtung nach und darüber, was Jack wohl dazu sagen würde. Sie hatten über diese Frage noch nicht gesprochen, auch, wenn es der logische nächste Schritt war. Um ehrlich zu sein, Laurie hatte sich davor gefürchtet. Sie wusste, dass Jack sich in erster Linie wegen ihr bereit erklärt hatte, Kinder zu bekommen, und weniger, weil er selbst es unbedingt wollte.

Zu ihrer eigenen Überraschung und obwohl sie im Bett nicht wieder in den Schlaf gefunden hatte, schlief sie am Küchentisch sitzend ein – ein Zeichen dafür, wie erschöpft sie war. Sie wachte auf, als Jack vollkommen nackt mit in die Hüfte gestemmen Armen und einem übertrieben verwunderten Gesichtsausdruck in der Tür stand.

»Warum, zum Teufel, schläfst du in der Küche?«, wollte er wissen.

»Ich konnte nicht einschlafen«, erwiderte Laurie und war sich des logischen Widerspruchs dabei vollkommen bewusst.

Jack betrat die Küche und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Falls du dich immer noch mit dieser Operation herumquälst, ich verspreche dir, dass alles gut gehen wird.«

»Oh, ja, na klar«, erwiderte Laurie sarkastisch. »Als hättest du irgendeinen Einfluss darauf. Warum musst du bloß so stur sein?«

»Das musst du gerade sagen.«

»Also, ich an deiner Stelle würde jedenfalls garantiert nicht so ein Risiko eingehen.«

»Hey!«, meinte Jack. »Das hatten wir doch schon mal, weißt du noch? Wir sind uns einig, dass wir uns nicht einig sind. Ich muss heute Morgen vor der Arbeit noch schnell in der Klinik vorbeischaun und eine Blut- und Urinprobe abgeben, den MRSA-Abstrich machen lassen, von dem ich dir erzählt habe, und kurz mit dem Anästhesisten plaudern. Deshalb bin ich so früh aufgestanden. Warum kommst du nicht einfach mit? Vielleicht tut es dir ja gut, wenn du die ganzen Operationsvorbereitungen mit eigenen Augen sehen kannst?«

Laurie dachte kurz über seinen Vorschlag nach. Ihre erste Reaktion war, dass sie eigentlich schon aus Protest nichts mit Jacks Operationsplänen zu tun haben wollte, doch beim zweiten Überlegen wurde ihr klar, dass sie sich damit ins eigene Fleisch schneiden würde. Als Ehefrau hatte sie das Recht, den Patienten zu begleiten, so konnte niemand behaupten, sie sei in ihrer Eigenschaft als Gerichtsmedizinerin in der Klinik gewesen. Laurie hatte das unbestimmte Gefühl, dass die Ursache für die MRSA-Fälle, falls sie nicht vorsätzlich herbeigeführt wurden, in irgendeinem Systemfehler liegen musste, der alle drei Kliniken gemeinsam betraf. Falls es überhaupt eine Chance gab, einem solchen Fehler auf die Spur zu kommen, dann musste sie jede Gelegenheit zum persönlichen Besuch nutzen. Und Jack bot ihr gerade eine solche Gelegenheit.

»Okay, ich komme mit«, sagte Laurie mit einer plötzlichen Entschlossenheit, die Jack kurz stutzen ließ.

»Wunderbar«, sagte er. »Dann husch, husch unter die Dusche und los.«

Franco wurde wach, machte aber nur ein Auge auf. Sein Handy klingelte, doch noch bevor er die Hand danach ausstreckte, warf er einen Blick auf seinen Radiowecker. Es war fünf Uhr fünfundvierzig. Von einer stattlichen Anzahl an Flüchen und

Schimpfworten begleitet, schob er eine Hand unter seiner Decke hervor und legte das Telefon ans Ohr.

»Ja?«, sagte er in einem Tonfall, der dem Anrufer sofort klarmachen sollte, dass er über eine Störung um diese Zeit keineswegs erfreut war. Er ging überhaupt nur ran, falls es Vinnie war.

»Wir sollten so langsam mal in die Gänge kommen«, sagte Angelo. »Aber nicht mit deinem Schlachtschiff. Lass uns lieber einen Lieferwagen nehmen.«

Nach ein paar weiteren, sorgfältig gewählten Schmähungen machte Franco Angelo darauf aufmerksam, wie viel Uhr es war.

»Ich weiß, es ist früh«, gab Angelo zu. »Aber als ich gestern Abend bei mir zu Hause war, habe ich beim Gerichtsmedizinischen Institut angerufen und mich nach Dr. Laurie Montgomery erkundigt. Dabei habe ich erfahren, dass sie immer noch dort arbeitet. Außerdem habe ich nachgefragt, um welche Uhrzeit sie immer zur Arbeit kommt, falls wir sie uns dort schnappen wollen. Ich weiß, dass diese Leute ziemlich lange Arbeitstage haben.«

»Du bist übermotiviert, verdammt noch mal«, beschwerte sich Franco.

»Vinnie wollte schon gestern, dass wir das erledigen, weißt du noch?«

»Ja, ja, ich weiß«, gab Franco zögernd zu.

»Also gut, wir treffen uns im Neapolitan. Ich besorge den Lieferwagen.«

»Das Neapolitan hat doch noch gar nicht offen.«

»Oh, stimmt ja.«

»Angelo, du siehst das Ganze zu verbissen. Mach mal halblang! Wenn du so überreizt bist, dann machst du Fehler, und du vergisst zum Beispiel, dass erst um zehn wieder jemand im Restaurant ist.«

»Du hast recht. Ich bin überreizt, aber das wärest du an meiner Stelle auch. Ich sag dir was: Ich hol dich bei dir zu Hause ab, um halb sieben. Okay?«

»Du kannst mich aber auch beim Restaurant abholen«, erwiderte Franco. Er wollte später nicht auf sein Auto verzichten. »Um diese Zeit bekommt man davor ja immer einen Parkplatz.« Er legte auf und schwang die Füße aus dem Bett. Es würde wohl ein langer Tag, immer in dem Versuch, Angelos rastlosen Eifer zu bremsen, vor allem angesichts der Tatsache, dass es kein Spaziergang würde, eine Staatsbeamtin umzulegen, die in einem relativ gesicherten Umfeld arbeitete.

Adam Williamson war nach dem ersten Klingeln am Apparat. Vor allem während eines Auftrags hatte er einen Schlaf wie eine nervöse Katze und war schon bei der

kleinsten Störung sprungbereit.

»Mr Bramford, es ist sechs Uhr, wie gewünscht. Die Wettervorhersage: Bewölkt, begleitet von möglichen Regenschauern bei einer Höchsttemperatur von siebzehn Grad Celsius.«

Adam bedankte sich beim Weckdienst und bestellte gleich anschließend beim Zimmerservice ein amerikanisches Frühstück mit Obstsaft, Eiern, Schinken, Bratkartoffeln und Kaffee. Bei Aufträgen wie diesem, bei denen man der Zielperson zu Hause oder am Arbeitsplatz auflauern musste, wusste man nie, wann man wieder etwas zu essen bekam. Seine Auftraggeber stellten ihm zur Unterstützung seiner Arbeit regelmäßig Autokennzeichen, die im jeweiligen Bundesstaat ausgestellt waren, sowie eine passende Firmenbeschriftung für die Türen seines Range Rover zur Verfügung. In diesem Fall handelte es sich um einen Innenausstattungs- und Antiquitätenladen in der 10th Street namens Biedermeier-Himmel.

Mit dem zufriedenstellenden Gefühl, dass alles in Ordnung war, betrat Adam die Dusche. Seit seiner Rückkehr aus dem Irak hatte er sich immer nur in Augenblicken wie diesem als ganzer Mensch gefühlt: Er hatte eine Mission, und alles lief genau nach Plan. Besser ging es eigentlich gar nicht, höchstens, wenn er ein paar seiner Kumpels aus der Delta Force, die ihn auf seiner letzten, schicksalhaften Militärmission begleitet hatten, dabeihaben könnte. Aber natürlich stand der Höhepunkt noch bevor. Das war der Augenblick, wenn er den Mord beging.

Beim Betreten des Angels Orthopedic Hospital blieb Laurie ein paar Schritte hinter Jack. Um 6.15 Uhr war hier eindeutig mehr los als nachmittags gegen halb drei. Jack trat an den Informationsschalter, und Laurie blieb dicht bei ihm. Es gab zwar einen legitimen Grund für ihre Anwesenheit, aber sie wollte auf keinen Fall irgendeine Konfrontation heraufbeschwören, wie sie im Fall eines unglückseligen Zusammentreffens mit Angela Dawson oder Cynthia Sarpoulus durchaus denkbar gewesen wäre. Bei Loraine Newman wäre es vielleicht etwas anderes gewesen, aber selbst sie hätte sich womöglich verpflichtet gefühlt, die anderen zu verständigen. Schließlich waren sie ihre Vorgesetzten.

Jack wurde in den ersten Stock geschickt. Während sie auf den Fahrstuhl warteten, registrierte er Lauries unruhige Wachsamkeit.

»Was, zum Teufel, ist denn in dich gefahren?«, wollte er wissen. »Du kommst mir vor wie ein Eichhörnchen, das Angst hat, dass gleich ein Hund um die Ecke kommt.«

»Ich habe dir doch erzählt, dass ich gestern hier nicht besonders zuvorkommend

behandelt worden bin. Deshalb möchte ich der Vorsitzenden oder dieser Hygienespezialistin lieber nicht über den Weg laufen.«

»Jetzt sei doch nicht so paranoid. Du hast absolut das Recht, hier zu sein.«

»Das kann ja sein, aber ich will auch keinen Streit deswegen anfangen.«

Im ersten Stock angekommen, gelangten sie ohne Mühe in den Wartebereich für präoperative Untersuchungen. Die Einrichtung erinnerte eher an das Wohnzimmer eines Landhauses als an eine Klinik. Sogar die Bezeichnung »Wartebereich« war eigentlich unpassend, da es praktisch keine Wartezeit gab. Zwar sollte am morgigen Tag eine ganze Anzahl von Patienten operiert werden, doch Personal war genügend vorhanden. Jack und Laurie hatten sich noch nicht einmal hingesetzt, da wurde Jack schon zur Blutabnahme in einen Untersuchungsraum gerufen.

»Hast du dein Handy dabei?«, sagte Laurie zu Jack.

»Aber natürlich. Wieso?«

»Ich meines auch. Ich husche mal schnell nach oben ins pathologische Labor. Ruf mich an, falls ich nicht rechtzeitig wieder da bin.«

Jack zwinkerte ihr zu. »Dann willst du die Wartezeit also konstruktiv nutzen?«

»So könnte man sagen«, meinte Laurie.

War Laurie zunächst noch daran gelegen gewesen, unerkannt zu bleiben, so änderte sie jetzt ihre Meinung. Sie dachte, sie könnte die Gelegenheit nutzen und nachsehen, ob Walter Osgood im Haus war. Ihr war eingefallen, dass sie sowieso noch im Institut für Infektionskrankheiten anrufen wollte, deshalb wollte sie sich erkundigen, ob Walter Osgood überhaupt erfahren wollte, ob die MRSA-Bakterien, die bei mindestens drei Klinikpatienten aufgetreten waren, dem identischen Subtyp entsprachen und somit auch alle aus derselben Quelle stammen mussten. Diese Frage hatte schon gestern Nachmittag an ihr genagt, als er versucht hatte, sich dafür zu rechtfertigen, dass nicht in allen Fällen eine genaue Bestimmung des Subtyps erfolgt war. Aus epidemiologischer Sicht wäre das absolut notwendig gewesen, ganz besonders in einer Situation, in der weder der Ursprung der Bakterien noch die Art ihrer Verbreitung bekannt waren.

Im dritten Stock angekommen, betrat Laurie das Labor und fragte die erste Labormitarbeiterin, die ihr über den Weg lief, ob Dr. Osgood schon da war.

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte sie. »Da müssen Sie sich an Dr. Friedlander wenden, den Leiter des Kliniklabors. Sein Büro liegt da hinten, direkt an der Wand. Sie können es gar nicht verfehlen.« Dabei deutete sie quer durch den Raum.

»Das habe ich doch schon mal gehört«, murmelte Laurie vor sich hin, während sie

in die angezeigte Richtung ging. Doch entgegen ihrer Bedenken sah sie das Büro direkt vor sich liegen, genau, wie die Laborantin gesagt hatte. Als Laurie sich der offen stehenden Tür näherte, sah sie einen dünnen, bärtigen Mann in einem makellos weißen und sorgfältig gebügelten Labormantel über irgendwelche Papiere gebeugt am Schreibtisch sitzen.

»Verzeihung, bitte«, machte Laurie sich bemerkbar.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich suche Herrn Dr. Osgood. Können Sie mir sagen, ob er heute Morgen im Haus ist?«

»Nein, heute nicht. Heute ist er im ...« Simon Friedlander ließ seinen Schreibtischstuhl herumschwingen und betrachtete die Tafel mit den Dienstplänen an der Wand in seinem Rücken. »Im Angels Heart Hospital. Hier im Haus ist er immer nur montags und donnerstags.«

»Danke«, sagte Laurie.

»Kann ich Ihnen vielleicht weiterhelfen? Ich leite das pathologische Labor.«

»Ich glaube, ich muss mit Herrn Dr. Osgood persönlich sprechen«, erwiderte Laurie, obwohl sie für einen kurzen Augenblick überlegt hatte, ob sie Dr. Friedlander bitten sollte, ihre Frage an Osgood weiterzuleiten.

»Ist es etwas Dringendes? Wir können ihn auch jederzeit anrufen. Normalerweise ist er auf dem Handy erreichbar.«

»Es geht um diese MRSA-Fälle.«

»Ich würde sagen, dann ist es etwas Dringendes. Wer genau sind Sie denn eigentlich?«

Laurie stellte sich vor, und Dr. Friedlander rief Osgood an. Sobald dieser sich meldete, teilte er ihm mit, dass eine Frau Dr. Montgomery hier vor ihm stehe und mit ihm sprechen wolle. Laurie wollte schon nach dem Hörer greifen, da hob Dr. Friedlander die Hand zum Zeichen, dass sie warten solle. Sie konnte Osgoods Worte nicht hören, aber Dr. Friedlander fixierte sie mit seinem Blick, während er mehrere Male »Ja« und schließlich »Ich verstehe« sagte. Dann legte er den Hörer zurück auf die Gabel, wandte sich erneut Laurie zu und sagte: »Es tut mir leid, aber ich fürchte, Dr. Osgood hat im Augenblick zu tun. Er hat darum gebeten, dass Sie ihn im Lauf des Tages in seinem Büro in der Zentrale anrufen. Ich kann Ihnen die Nummer geben.« Er griff nach einer seiner eigenen Visitenkarten, kreiste die Telefonnummer von Angels Healthcare ein und reichte sie Laurie über den Schreibtisch hinweg.

Leicht verärgert angesichts der Tatsache, dass Osgood sie so unpersönlich hatte

abblitzen lassen, obwohl sie ihm doch eigentlich einen Gefallen erweisen wollte, machte Laurie auf dem Absatz kehrt und verließ das fensterlose Büro.

Jetzt ist es definitiv ein Notfall, dachte Walter Osgood. Beim ersten Mal hatte er nur ein unbestimmtes Gefühl gehabt, das in erster Linie darauf beruht hatte, dass diese Dr. Montgomery seine Erklärungsversuche für die nicht erfolgte, genaue Bestimmung des MRSA-Bakterienstammes nicht akzeptieren wollte. Aber jetzt hatte die Lage sich geändert. Sie war schon wieder im Angels Orthopedic Hospital, und das, obwohl die Unternehmensleiterin ihr praktisch eine Art Hausverbot erteilt hatte, und dann wollte sie auch noch ausgerechnet ihn sprechen.

Walter kramte wieder die Notfallnummer hervor und rief in Washington an. Dieses Mal klingelte es noch länger als gestern, aber endlich wurde abgenommen, und die tiefe, argwöhnische Stimme klang verschlafen. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Das Gleiche wie gestern.«

»Telefonieren Sie von einem Festnetzanschluss aus?«

»Ja.«

»Rufen Sie mich unter dieser Nummer zurück.« Der Mann gab Walter eine andere Nummer und legte auf.

Walter wartete ein paar Minuten ab, dann wählte er. Es meldete sich dieselbe Stimme, wenn auch ohne die leichte Heiserkeit. »Geht es um diese Gerichtsmedizinerin?«

»Ja, sie war heute Morgen schon wieder da. Offensichtlich stellt sie immer noch Ermittlungen an, obwohl es ihr praktisch ausdrücklich untersagt worden ist. Ich mache mir wirklich ernsthaft Sorgen wegen ihr. Wenn jetzt nicht bald etwas geschieht, dann möchte ich eigentlich lieber aussteigen.«

»Wir haben bereits etwas veranlasst. Sie müssen noch ein wenig Geduld haben.«

»Was genau haben Sie denn veranlasst?«, wollte Walter wissen. Er verabscheute diese ganze Heimlichtuerei, vor allem, weil er derjenige war, der letztendlich draußen im Regen stehen musste.

»Wir haben bereits jetzt jemanden in der Stadt, der sich auf die Lösung genau solcher Probleme spezialisiert hat.«

»Da müssen Sie schon etwas konkreter werden.«

»Ich glaube, je weniger Sie wissen, desto besser.«

»Wollen Sie damit sagen, dass sich im Augenblick jemand hier in New York befindet?«

»Genau das.«

»Können Sie mir denn einen Namen oder eine Telefonnummer geben?«

»Tut mir leid, das ist ausgeschlossen.«

»Ich glaube, ich möchte mit dieser ganzen Geschichte lieber Schluss machen.«

»Ich fürchte, wir sind an einem Punkt angelangt, an dem Sie keine Wahl mehr haben. Der Einstieg war Ihre freiwillige Entscheidung, doch über das Ende der Aktion haben Sie nicht zu bestimmen. Der Druck muss zumindest noch einige Tage lang aufrechterhalten werden.«

Walter empfand gleichzeitig Wut und Angst, doch die Angst behielt die Oberhand. Er gab keine Antwort.

»Ich hoffe, Ihr Schweigen bedeutet, dass Sie Ihre Lage realistisch einschätzen.«

»Kann ich Sie noch einmal anrufen, falls sie sich in den nächsten Tagen hier wieder blicken lässt, damit Sie Bescheid wissen, dass Ihr Bevollmächtigter sie nicht davon abgehalten hat, sich ständig wieder einzumischen?«

»Ja, das können Sie machen, aber seien Sie versichert: Wir haben unseren besten Unterhändler dafür abgestellt.«

»Da wäre noch etwas: Ich weiß nicht, wie Sie heißen.«

»Das brauchen Sie auch gar nicht zu wissen.«

So wie am Vortag wurde auch jetzt die Verbindung schlagartig unterbrochen, und Walter musste feststellen, dass die Leitung tot war. Langsam legte er den Hörer auf die Gabel. Trotz der Beteuerungen seines Gesprächspartners wurde er von Panik ergriffen, und er fragte sich, wie sehr er seine Entscheidung, sich auf das alles einzulassen, wohl bedauern würde, wenn alles vorbei war. Sein einziger Trost bestand darin, dass der Gesundheitszustand seines Sohnes sich anscheinend stabilisiert hatte und dass die Ärzte, die diese sogenannte experimentelle Behandlungsmethode durchführten, verhalten optimistisch waren.

Laurie hatte sich noch gar nicht lange in die Times vertieft, da tauchte Jack schon wieder auf. Begleitet wurde er von einem jugendlich wirkenden Arzt in Operationskleidung, über der er einen langen weißen Mantel trug, der genauso frisch und sauber aussah wie Dr. Friedlanders. Allem Anschein nach war das Klinikvorschrift. Laurie musste zugeben, dass das einen sehr viel besseren Eindruck machte als bei etlichen Stationsärzten des University Hospital, die allem Anschein nach mit Vorliebe extrem verschmutzte Arztmäntel trugen, als wollten sie damit dokumentieren, wie schwer sie arbeiteten.

Jack stellte ihr den Mann als Dr. Jeff Albright vor. Er besaß die blauen Augen, die Laurie je gesehen hatte.

»Ich habe großes Glück«, fuhr Jack fort. »Dr. Albright hat sich bereit erklärt, mir morgen Früh die Narkose zu geben. Ich habe ihm erzählt, dass du wegen der MRSA im Zusammenhang mit meiner Operation Bedenken hast, und da hat er freundlicherweise angeboten, mitzukommen und mit dir zu sprechen. Vielleicht kann er dich ja ein wenig beruhigen.«

Laurie gab dem Anästhesisten die Hand und kam sich dabei angesichts seiner Jugend ziemlich alt vor. Außerdem waren Jacks Worte ihr peinlich. Er tat ja fast so, als wäre sie so was wie eine übermäßig besorgte Mutter. Jeff gab die üblichen Versicherungen ab und sagte, dass Jack gesund wie ein Stier sei, sodass Laurie sich fragte, wie gesund Stiere eigentlich waren, da die Redensart doch eigentlich »stark wie ein Stier« lautete. Als Jeff mit seiner vorbereiteten Ansprache fertig war, erkundigte sich Laurie, wie viele seiner Patienten schon an einer MRSA-Infektion erkrankt waren. Etwas nervös zuckte sein Blick zwischen Laurie und Jack hin und her. Ganz offensichtlich hatte Jack ihm eine solche konkrete Frage nicht gestellt.

»Einer«, gestand er schließlich. »Das war vor ein paar Monaten, nach einer Schultergelenksoperation. Wie in den anderen Fällen völlig unerwartet und bedauerlicherweise mit tödlichem Ausgang.«

»Wie hieß der Betroffene?«, wollte Laurie wissen.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine solche Information weitergeben darf«, erwiderte Jeff.

Laurie wusste, dass sie berechtigt war, diese Frage zu stellen, da es sich zweifelsfrei um einen Fall für die Gerichtsmedizin handelte, doch sie beließ es dabei. Der Name war auch nicht weiter von Bedeutung, höchstens als Rückversicherung, dass sie nicht einen Fall übersehen hatte. Doch ihr eigentliches Interesse galt ja Jacks bevorstehender Operation.

»Können Sie sich an irgendetwas Ungewöhnliches im Zusammenhang mit diesem MRSA-Fall erinnern?«

Jeff schüttelte den Kopf. »Das lief alles ganz reibungslos. Na ja, abgesehen von einer Sache. Das gesamte Personal wird im wöchentlichen Rhythmus auf MRSA untersucht. In der Woche, als dieser Todesfall auftrat, war mein Testergebnis positiv. Ob dieser Patient mich angesteckt hat, kann ich nicht sagen. Aber ich weiß, dass ich jetzt ohne Befund bin. Erst gestern bin ich wieder getestet worden.«

»Und ich kann stolz und glücklich berichten, dass auch bei mir keiner von diesen

kleinen Scheißern gefunden worden ist«, sagte Jack.

»Waren Sie auch am Montag für David Jeffries zuständig?«, erkundigte sich Laurie.

»Nein. Das war Dolores Suarez.«

»Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben«, sagte Laurie. Sie lächelte schwach. Jeffs Bemühungen hatten sie kein bisschen sicherer gemacht.

»Wir werden gut für Ihren Mann sorgen«, versprach Jeff. Er verabschiedete sich und verschwand wieder im Untersuchungszimmer.

»Also«, meinte Jack. »Du musst zugeben, dass das hier alles einen guten Eindruck macht, oder? Schon allein, dass es keine Warteschlange gibt, ist außergewöhnlich.«

»Alles ist hübsch, sauber und freundlich«, gab Laurie zu. »Aber bei aller vordergründigen Reinlichkeit gibt es hier eindeutig auch Probleme.«

»Jetzt sag nicht, dass du immer noch beunruhigt bist.«

»Die MRSA-Bakterien lassen sich jedenfalls von diesem luxuriösen Ambiente nicht aufhalten.«

»Du bist unmöglich«, sagte Jack seufzend. »MRSA gibt es doch in jedem Krankenhaus.«

»Aber nicht in jedem Krankenhaus gibt es eine ganze Serie von MRSA-induzierten nekrotisierenden Pneumonien, die die Leute sterben lassen, als hätten wir es mit einem hämorrhagischen Fieber zu tun wie beim Ebola-Virus.«

»Na komm!«, sagte Jack mit unüberhörbarer Enttäuschung. »Fahren wir zur Arbeit.«

»So ein beschissenes Durcheinander«, beklagte sich Franco. »Dafür hast du mich aus dem Bett gejagt?« Er deutete nach vorne durch die Windschutzscheibe des Lieferwagens. Vor dem Gerichtsmedizinischen Institut hatten sich fünfzig bis sechzig Menschen zu einer ungeplanten und nicht genehmigten Protestveranstaltung versammelt. Dabei ging es um Concepcion Lopez und den vorläufigen Bericht, den Bingham am Vortag unmittelbar nach der Obduktion verfasst hatte. Die meisten Demonstranten waren Latinos mit selbst gemachten, an Besenstielen festgeklebten oder festgetackerten Schrifftafeln, auf denen ein angeblicher Vertuschungsversuch und die Brutalität der Polizei im Umgang mit Latinos angeprangert wurden.

»Ich kapiere einfach nicht, wieso die schon so verdammt früh hier auftauchen müssen«, sagte Angelo.

»Wahrscheinlich, damit sie ins Frühstücksfernsehen kommen«, meinte Franco. »Außerdem ist die Wirkung eindeutig größer, wenn sie den Berufsverkehr blockieren, und genau das machen sie ja.«

Zahlreiche Demonstranten liefen auf der First Avenue herum. Polizeibeamte in Schutzausrüstung saßen in einem in der 30th Street abgestellten Mannschaftswagen und warteten auf den Einsatzbefehl. Im Augenblick versuchte die Verkehrspolizei noch, die Menge von der Straße fern und in einem engen Bereich direkt vor dem Gerichtsmedizinischen Institut zu halten, allerdings mit minimalem Erfolg.

Franco und Angelo saßen im Lieferwagen der Lucias, der hauptsächlich für Entführungen und andere Arten des Diebstahls am Kennedy Airport verwendet wurde. Sie standen am Straßenrand zwischen der 29th und der 30th Street im absoluten Halteverbot, direkt vor einem der Gebäude des Bellevue Hospital. Sie hatten freie Sicht auf den Eingang des OCME, abgesehen von dem Range Rover, der direkt vor ihnen parkte.

»Was macht dieser Geländewagen da eigentlich?«, beklagte sich Angelo. »Hier ist absolutes Halteverbot, zum Henker noch mal. Einfach unglaublich, wie die Leute hier die Verkehrsregeln ignorieren.«

»Reg dich ab!«, erwiderte Franco.

Angelo hieb mit ungebändigter Wut ein paar Mal auf das Lenkrad. »Und warum müssen die ausgerechnet heute hier demonstrieren?«

»Du regst dich viel zu sehr auf«, sagte Franco warnend. »Lass uns lieber verschwinden. Mit all den Bullen, die sich hier rumtreiben, ganz zu schweigen von diesen hirnrissigen Idioten, können wir sie uns sowieso nicht schnappen.«

»Aber ich will sie zumindest mal zu Gesicht kriegen«, nörgelte Angelo. »Und dann fahren wir zum Baumarkt.«

Mit ungläubigem Gesichtsausdruck blickte Franco Angelo an. »Baumarkt? Was, in aller Welt, willst du denn im Baumarkt?«

Angelo erwiderte Francos Blick und hob dabei die Augenbrauen, so weit ihm das möglich war.

»Moment mal!«, sagte Franco, dem schlagartig etwas einfiel. »Du willst mir doch nicht etwa sagen, dass du einen Eimer und einen Sack Blitzzement besorgen willst!«

»Vinnie hat wortwörtlich gesagt, dass ich es auf meine Art erledigen kann, und genau das habe ich vor. Seitdem ich diesen Film gesehen habe, will ich das mal mit jemandem machen, der es wirklich verdient hat, und niemand hat es mehr verdient als Laurie Montgomery. Da würde Vinnie mir garantiert recht geben.«

»Ach, du meine Güte«, stöhnte Franco und richtete den Blick nach oben.

»Da ist sie!«, rief Angelo aufgeregt und zeigte zu seinem Seitenfenster hinaus. Franco erwischte ihn gerade noch am Arm, doch da hatte Angelo die Tür bereits

aufgestoßen.

»Was, zum Teufel, hast du vor!«, rief Franco, während Angelo versuchte, sich loszureißen. »Hier wimmelt es nur so vor Bullen. Das ist doch reiner Selbstmord.«

Angelo hörte auf, sich zu wehren, setzte sich wieder auf seinen Sitz und klappte die Tür zu. Franco hatte recht. Unter diesen Umständen konnte er sich auf gar keinen Fall in Lauries Nähe wagen. Er war den ganzen Morgen schon so voll aufgetauter Erwartung gewesen, dass er völlig automatisch reagiert hatte, als er sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite aus einem Taxi aussteigen sah. Offensichtlich wollte sie den direkten Kontakt mit den Demonstranten vor dem OCME vermeiden. Auf schmerzhaft und frustrierende Weise zur Untätigkeit verurteilt, war er gezwungen, zuzusehen, wie sich Laurie keine zwanzig Meter von ihm entfernt noch einmal in das Taxi beugte und ein paar Krücken herausholte. Dann stieg auch Jack aus.

»Das ist ihr Freund«, grollte Angelo. »Hätte nichts dagegen, ihn auch gleich mit zu erledigen.«

»Reg dich ab!«, wiederholte Franco. »Ich komme mir ja vor wie neben einem tollwütigen Hund.«

Fast eine Minute lang standen Laurie und Jack deutlich erkennbar am Straßenrand, warteten darauf, dass die Fußgängerampel ihnen den Weg freigab, und stellten Angelos Selbstbeherrschung auf eine schwere Probe. Wie eine Katze, die zusehen muss, wie eine leckere Maus direkt vor ihrer Nase entlangspaziert, musste Angelo anschließend untätig zuschauen, wie sie langsam die First Avenue überquerten. Als sie dann schließlich über die 30th Street auf sie zukamen, befand sich nur noch der vor ihnen stehende Range Rover zwischen ihnen.

»Ohne diese Demonstranten wäre das die perfekte Gelegenheit gewesen.«

»Kann sein, kann aber auch nicht sein«, meinte Franco philosophisch. »Jetzt hast du sie ja gesehen, also lass uns, verdammt noch mal, die Biege machen.«

Angelo ließ den Motor an. »Ich hab mir was überlegt«, sagte er. »Sie kann mich ja genauso leicht wiedererkennen wie ich sie.«

»Vielleicht sogar noch leichter«, meinte Franco zustimmend.

»Das bedeutet, wir müssen zu mehreren sein.« Angelo legte den Gang ein, blickte rückwärts die First Avenue entlang und fuhr los. »Wenn wir heute Nachmittag zurückkommen, dann sollten wir, glaube ich, Freddie und Richie dabei haben.«

»Ich finde, das ist eine gute Idee«, pflichtete Franco bei.

Adam hatte am Abend zuvor die Gegend rund um das OCME erkundet und einen Plan

entwickelt, wie er die Zielperson eindeutig identifizieren konnte. An diesem Morgen war er kurz vor sieben Uhr vor Ort gewesen und hatte seinen Range Rover in einer passenden Halteverbotszone abgestellt, wo er sich weitgehend sicher sein konnte, dass die Tarnung als Firmenwagen wie üblich ihre Zauberkräfte entfalten würde. Über die sich gerade formierende Protestversammlung war er nicht allzu glücklich – nicht wegen der Menschenmenge oder des zu erwartenden Durcheinanders, sondern wegen der Kamerateams, die wahrscheinlich auch bald hier auftauchen würden. Adam wollte um jeden Preis verhindern, dass er auf irgendeinem Film zu sehen war.

Die äußere Eingangstür des OCME, die gestern Abend noch verschlossen gewesen war, stand offen. Damit hatte er gerechnet, und zwar deshalb, weil er am Abend hindurchgespäht und dabei einen Empfangstresen sowie eine zweite, dahinterliegende Glastür entdeckt hatte.

Unmittelbar nach Betreten des Gebäudes hatte Adam sich mit einer Ausgabe der *New York Times* auf ein Vinylsofa gesetzt. Die Empfangsdame hatte sich erkundigt, ob sie ihm irgendwie helfen könne. Er hatte geantwortet, dass er hier mit einem Gerichtsmediziner verabredet sei.

Dann hatte Adam eine Viertelstunde lang im Empfangsbereich gesessen. Etliche Leute waren hereingekommen, darunter auch eine Gerichtsmedizinerin, die von der Empfangsdame als Dr. Mehta begrüßt worden war. Die anderen waren allesamt bei ihren Vornamen angesprochen worden. Der Name der Empfangsdame lautete, auch das erfuhr er, Marlene Wilson.

Um Punkt 7.15 Uhr ging die Außentür auf. Als Erstes kam ein Mann auf Krücken herein. Adam ließ die Zeitung ein wenig sinken, sodass er über den oberen Rand schauen konnte. Die zweite Person sah vielversprechend aus. Sie war mittelgroß mit einem Gesicht wie aus Stein gemeißelt, besaß braunes Haar mit rötlich braunen Strähnen sowie einen verblüffend blassen, fast schon weißen Teint. Adam fand, dass sie durchaus seiner spärlichen Beschreibung entsprach, aber er musste sichergehen.

»Guten Morgen, ihr beiden«, sagte die Empfangsdame, sehr zu Adams Missfallen. Er war also gezwungen, Plan B in die Tat umzusetzen. Er hatte schnell mitbekommen, dass die Empfangsdame jeden Ankömmling zunächst mit einigen persönlichen Worten begrüßte, bevor sie den Summer für den Personaleingang betätigte. Die normalen Mitarbeiter gingen durch die Doppeltür, die direkt gegenüber der äußeren Eingangstür lag. Die eine Ärztin, die bislang hereingekommen war, war jedoch durch eine Tür hinter dem Empfangsschalter verschwunden. Dazu war sie quer durch den Eingangsbereich gegangen und direkt vor Adam vorbeigekommen. Die Frau, die Adam

für die Zielperson hielt, schlug denselben Weg ein, genau wie der Mann auf Krücken.

»Entschuldigen Sie«, rief Adam. »Sind Sie Frau Dr. Laurie Montgomery?«

Laurie hatte Adam soeben passiert und blieb jetzt stehen, genau wie Jack, der sich somit fast unmittelbar vor Adam befand.

Adam stand auf und betrachtete Laurie einen Augenblick lang. Ihre Augen besaßen, passend zu ihrer hellen Haut, einen blassen, blaugrünen Ton. Adam erkundigte sich noch einmal, ob sie Laurie Montgomery sei.

»Warum wollen Sie das wissen?«, fragte Laurie zurück.

»Ich arbeite für ein Inkassobüro«, sagte Adam. »Können Sie mir sagen, ob Sie jemals im Greenwich Village gewohnt haben, genauer in SoHo?«

Laurie warf Jack einen fragenden Blick zu. »Nein, nie«, sagte sie.

»Aber Sie heißen Laurie Montgomery?«

»Ja, aber ich habe noch nie in SoHo gewohnt.«

»Dann entschuldigen Sie bitte die Störung«, sagte Adam und wandte sich zur Tür.

»Was wollen Sie denn von einer Laurie Montgomery aus SoHo, wenn ich fragen darf?«

»Sie ist umgezogen und hat ihre Telefonrechnung nicht bezahlt.«

»Tut mir leid«, sagte Laurie und wandte sich der Tür zu, die in die Anmeldung führte.

Adam ging nach draußen. Die Demonstration war in vollem Gang, wobei die Protestierer vor dem Gebäude im Kreis liefen und dabei ohne Unterbrechung im Chor riefen: »Schluss mit Po-li-zei-Gewalt! Schluss mit der Vertuschung!«

Sorgfältig achtete Adam darauf, nicht ins Blickfeld der Kameras zu geraten, und kehrte zu seinem Wagen zurück, stieg ein und umfuhr den ganzen Bereich. Er nahm die First Avenue nach Norden und wollte ins Hotel zurückkehren, sich eine zweite Tasse Kaffee genehmigen und dabei seine Planungen noch einmal überdenken, um anschließend das Metropolitan Museum zu besuchen, einen der Lieblingsorte seiner Jugend. Er war sich ziemlich sicher, dass er Laurie Montgomery erst wieder am späten Nachmittag zu Gesicht bekommen würde. Da er ihre Privatadresse noch nicht kannte, musste er sich dazu erneut vors OCME begeben.

Kapitel 19

4. April 2007, 7.20 Uhr

»Na, das wird aber auch langsam Zeit, Leute«, sagte Detective Lieutenant Lou Soldano. Er legte seine Zeitung beiseite und warf einen theatralischen Blick auf seine Armbanduhr. »Ihr spuckt immer so große Töne, von wegen, wie früh ihr zur Arbeit kommt. Aber das kann man wohl kaum früh nennen.«

»Was ist denn los?«, wollte Jack wissen. »Ist jetzt schon heute oder etwa noch gestern? Erst kriegen wir dich monatelang gar nicht zu sehen, und dann tauchst du an zwei Tagen hintereinander hier auf. Was gibt's denn?«

»Meine äußere Erscheinung lässt vermutlich darauf schließen, dass ich schon wieder die ganze Nacht unterwegs war.«

»Wieso lässt du eigentlich deinen Kollegen nicht auch ab und zu ein bisschen Arbeit übrig?«

Lou überlegte. Diese Frage hatte er sich noch nie gestellt. »Ich schätze mal, weil ich sonst nichts zu tun habe. Aber das klingt vermutlich ziemlich mitleiderregend.«

»Das hast du gesagt, nicht ich«, erwiderte Jack, ließ sich in einen der braunen Vinylsessel sinken und legte sein verletztes Bein hoch.

»Normalerweise sind wir früher dran«, sagte Laurie jetzt, »aber Jack wird doch morgen operiert, und dazu waren noch ein paar Untersuchungen nötig, deshalb sind wir in der Klinik vorbeigefahren.«

Lou blickte von Laurie zu Jack. »Du willst diese Operation also immer noch durchziehen?«

»Das Thema lassen wir besser«, meinte Jack. »Wenden wir uns lieber der Frage zu, wieso du die ganze Nacht auf den Beinen warst.«

»Es war eine Art Déjà vu«, meinte Lou.

Laurie rief Jack zu, ob er einen Kaffee wollte, und dieser zeigte ihr wie üblich die nach oben gereckten Daumen. Dann signalisierte er Lou, dass er weitererzählen solle.

»Ich war noch mal mit den Typen vom Hafen unterwegs. Die haben schon wieder eine Wasserleiche gefunden, ebenfalls erschossen, und zwar auf identische Art und Weise wie die von gestern. Ich hatte sie für diesen Fall um einen Anruf gebeten, aber natürlich hatte ich gehofft, dass sie mich nicht anrufen. Bandenkriege zwischen

rivalisierenden Verbrechersyndikaten fangen meistens so an. Erst ein Mord, dann noch einer, und dann bricht eine gottverdammte Lawine los.«

Laurie kam mit Jacks Kaffee in der einen und ihrer eigenen Tasse in der anderen Hand herüber. Sie setzte sich auf Jacks Armlehne und hörte zu.

»Meine einzige Hoffnung ist, dass bei diesem neuen Fall ein paar Dinge anders gelagert sind.«

»Welche denn?«, erkundigte sich Jack.

»Das Opfer ist ein Mädchen«, sagte Jack, fügte jedoch schnell hinzu: »Ich meine, eine Frau.«

Schuldbewusst blickte er zu Laurie empor. Er wusste, dass sie bei feministischen Themen, zum Beispiel, wenn jemand eine Frau als *Mädchen* bezeichnete, empfindlich reagierte.

»Das ist ziemlich neu«, fuhr er fort. »Bisher haben wir nicht viele Frauen gehabt, die im Gangsterstil ermordet worden sind. Also gibt es vielleicht doch noch eine kleine Hoffnung, dass es keinen Zusammenhang mit dem Fall von gestern gibt.«

»Die Wasserleiche ist aber nicht das einzige Déjà vu«, rief Riva hinter ihrem Schreibtisch hervor. Sie ging gerade alle Fälle durch, die über Nacht hereingekommen waren, um zu entscheiden, welche davon obduziert werden mussten und von wem. »Laurie, du interessierst dich doch für MRSA-Fälle. Hier habe ich wieder einen. Ich nehme an, den willst du haben.«

»Auf jeden Fall«, sagte Laurie, rutschte von Jacks Sessellehne und eilte zu Riva hinüber. »Aus einer Angels-Healthcare-Klinik?«

»Nein. Aus dem University Hospital.«

Laurie nahm die Akte und ging zu dem Sessel neben Vinnie, der seine Nase wie üblich im Sportteil der *Daily News* versenkt hatte.

»Verdammt!«, flüsterte Jack Lou zu. »Wahrscheinlich kriegt sie jetzt noch mehr Wasser auf ihre Mühle. Sie liegt mir wegen der Operation morgen doch ständig in den Ohren. Also, bitte, sprich es nicht an.«

»Ich werd's versuchen, aber was den gesunden Menschenverstand angeht, da ist Laurie dir wirklich meilenweit voraus. Bist du sicher, dass du nicht auf sie hören solltest?«

»Jetzt fang du nicht auch noch damit an.« Jack hob die Hände, als müsste er tatsächlich einen Angriff abwehren. »Lass uns wieder über deinen Fall reden. War die Wasserleiche bekleidet oder nackt?«

»Interessante Frage. Halb und halb.«

»Was, zum Teufel, soll das denn heißen? Die untere Hälfte bekleidet und oben rum nicht? Oder umgekehrt?«

»So ähnlich. Oberbekleidung, aber keine Unterwäsche. Sie hatte so ein Hemdkleid an, so nennt man das, glaube ich, und außerdem einen Mantel, aber keinen BH und kein Höschen. Keine Ahnung, ob das was zu bedeuten hat. Ich meine, ist es heutzutage nicht irgendwie schick, dass Mädchen, ich meine Frauen, ohne Unterwäsche unterwegs sind?«

»Ertappt«, erwiderte Jack. »Ich habe wirklich nicht den leisesten Schimmer. Aber wir müssen in jedem Fall auch die Möglichkeit einer Vergewaltigung in Betracht ziehen.«

»Ich glaube, ich bin einfach zu alt«, sagte Lou und lachte.

»Ist die Wasserleiche bereits identifiziert?«

»Nein, was das angeht, liegt der Fall ähnlich wie der von gestern.«

»Und? Wisst ihr denn mittlerweile, wer das gestrige Opfer war?«

»Nein. Und das, obwohl ich eine Menge Zeit investiert habe. Ich krieg's einfach nicht raus. Der Kerl hatte einen Ehering am Finger und war gut gekleidet. Ich kann beim besten Willen nicht verstehen, wieso seine Angehörigen sich bisher nicht gemeldet haben. Für solche Fälle braucht die Vermisstenstelle normalerweise maximal vierundzwanzig Stunden. Ich könnte mir höchstens vorstellen, dass er Ausländer ist. Aber bei unserem heutigen Fall – ich schätze mal, sie war Single – würde es mich nicht überraschen, wenn es noch ein paar Tage dauert, es sei denn, die Frau hatte eine Mitbewohnerin oder eine Arbeitsstelle mit Vorgesetzten oder Kollegen, die die Polizei verständigen.«

»Wie alt ungefähr?«

»Jung, achtzehn, neunzehn, vielleicht auch Anfang zwanzig.«

»Sieht sie aus wie eine Nutte?«

»Wie soll man das heutzutage beurteilen können, so, wie die Kinder sich anziehen? Das einzig Auffällige sind ein paar lindgrüne Strähnen im Haar.«

»Lindgrün?«, fragte Jack ungläubig nach.

»Wie gesagt, ziemlich auffällig.«

»Hat sie die gleichen Druckstellen an den Beinen wie die Wasserleiche gestern, so, als ob sie mit einer Kette an eine Art Gewicht gefesselt worden ist?«

»Ja. Das habe ich ganz bewusst nicht an die große Glocke gehängt. Falls noch mehr von diesen Gangsterhinrichtungen stattfinden sollten, dann können sie von mir aus alle wieder auftauchen. Sollen die Täter ruhig immer wieder denselben Fehler machen.«

»Was erwartest du dir von der Obduktion?«

»Hey, das weiß ich doch nicht«, erwiderte Lou und warf die Hände in die Höhe.
»Du bist doch hier der Zauberkünstler.«

»Ich wünschte, es wäre so.«

»Ich möchte das Projektil haben. Wenn wir es wieder mit einem Remington-Hochdruck-Hohlspitzgeschoss zu tun haben, so wie gestern vermutlich, dann müssen wir zumindest in Betracht ziehen, dass in beiden Fällen dieselbe Waffe verwendet worden ist.«

»Ist die Leiche an derselben Stelle aufgetaucht wie die andere?«

»Nicht genau, aber auch nicht allzu weit entfernt. Mit den ganzen Strömungen und Tiden da draußen ist es sowieso reiner Zufall, wo irgendwelches Treibgut hingschwemmt wird.«

»Also gut, an die Arbeit«, sagte Jack. Er stand auf, schnappte sich seine Krücken und humpelte zu Riva hinüber. »Hast du die neue Wasserleiche gerade zur Hand?«, sagte er. »Und kann ich den Fall übernehmen?« Freudig überreichte Riva ihm die Akte, und Jack schlug Vinnie damit die Zeitung aus der Hand. »Auf geht's, mein Großer«, sagte er und ließ die Akte in Vinnies Schoß fallen. »Helfen wir der Gerechtigkeit ein wenig auf die Sprünge.«

Vinnie knurrte, wie üblich, legte jedoch seine Zeitung beiseite und stand auf.

»Wir haben einen Verdacht auf Vergewaltigung. Besorgst du noch die notwendigen Instrumente?«

Vinnie nickte und steuerte auf dem Weg in den Obduktionssaal die Telefonzentrale an.

Jack blickte über Rivas Schulter auf den Aktenstapel. »Sieht ja nach einer Menge Arbeit aus.«

»Noch mehr als gestern«, erwiderte Riva.

»He, wir treffen uns unten«, rief Lou Jack zu. Jack signalisierte ihm, er solle schon vorgehen.

»Hast du vielleicht sonst noch ein paar Morde?«, sagte Jack. Er versuchte einen Blick in die eine oder andere der von Riva sorgfältig sortierten Akten zu werfen, doch sie klopfte ihm mit dem Lineal, das sie eigens zu diesem Zweck immer in ihrer Nähe liegen hatte, auf die Finger. »Autsch«, sagte Jack und rieb sich den Handrücken, so, als hätte sie ihm ernsthaft wehgetan.

»Es gibt da ein paar, die, glaube ich, eine echte Herausforderung sind«, sagte Riva.

»Das hört sich gut an«, meinte Jack. »Mit wie vielen kann ich rechnen?«

»Mindestens drei«, lautete Rivas Antwort. »Zwei Kollegen haben einen Aktentag beantragt, also müssen wir anderen den Überhang irgendwie mit übernehmen.« Aktentage waren Tage, an denen die Gerichtsmediziner nicht obduzierten, sondern sich ausstehende Informationen beschafften, die sie zum Abschluss noch offener Fälle und zum Ausstellen der Totenscheine benötigten.

»Jack, ich fürchte, das hier musst du dir anschauen«, sagte Laurie. Sie hatte sich die MRSA-Akte durchgelesen, die sie von Riva bekommen hatte.

Jack verdrehte die Augen. Er konnte sich unschwer ausrechnen, dass Laurie wieder einmal einen Versuch unternehmen wollte, um ihn zum Umdenken zu bewegen.

»Das hier ist eine genau Kopie von David Jeffries' Fall«, fing Laurie an. »Sie ist ebenfalls in einer Angels-Healthcare-Klinik operiert worden, hat eine fulminante MRSA-Infektion erlitten und wurde ins University Hospital verfrachtet, in der Hoffnung, dass man ihr dort noch helfen kann.«

»Gott sei Dank ist es nicht in der Orthopädie-Klinik passiert«, sagte Jack.

»Du sollst das ernst nehmen, Jack«, monierte Laurie. »Das ist die zweite außergewöhnlich fulminant verlaufende Staphylokokkeninfektion innerhalb von zwei Tagen. Du musst deine Entscheidung noch einmal überdenken. Die meisten MRSA-Infektionen verlaufen nicht tödlich, und schon gar nicht innerhalb weniger Stunden nach Auftreten der ersten Symptome. Das hier fällt vollkommen aus dem Rahmen, in jeder Hinsicht. Wieso kannst du das nicht sehen?«

»Ich sehe es ja. Es ist ein Rätsel, und du hast meine vollste Unterstützung bei all deinen Bemühungen, dieses Rätsel zu lösen. Aber was mich angeht, so habe ich mich entschlossen, mich in die ausgesprochen fähigen Hände von Dr. Wendell Anderson zu begeben. Wenn er sich das zutraut, dann traue ich es ihm auch zu. Solltest du auf irgendeinen konkreten Hinweis stoßen, der auf ein besonderes Risiko schließen lässt, dann werde ich ernsthaft über eine Verschiebung nachdenken, aber falls nicht, dann ist meine Entscheidung gefallen. Ich bin sogar auf MRSA getestet worden und war ohne Befund. Dr. Anderson hat noch keinen einzigen MRSA-Fall erlebt. Kurz und gut: Ich lasse mich morgen operieren und basta.« Jack unterbrach sich und holte ein paarmal tief Luft. Er war im Lauf seines Monologs immer aufgeregter geworden. Ihre Blicke trafen sich für einen Augenblick, dann sagte er: »Und jetzt gehe ich runter und obduziere meine erste Leiche. Okay?«

Laurie nickte. Die Melancholie, die sie nach dem Aufwachen überkommen hatte, kehrte langsam zurück. Sie spürte, wie sich irgendwo hinter ihren Augen die Tränen sammelten, doch sie rang sie nieder. »Okay«, sagte sie mit leicht zögerlichem Tonfall.

»Wir sehen uns dann im Schacht.«

»Wir sehen uns dann im Schacht«, wiederholte Jack und ging hinaus.

Riva und Laurie warfen einander einen Blick zu. Laurie wollte Beistand haben, und Riva wollte ihr diesen Beistand geben.

»Das Problem mit den Männern«, dozierte Riva, »besteht darin, dass sie Männer sind und anders ticken als wir. Die Ironie bei der ganzen Sache liegt darin, dass sie uns immer unterstellen, wir würden uns von unseren Emotionen leiten lassen, während sie genau das Gleiche machen. Er hat sich auf der emotionalen Ebene für diese Operation entschieden und ist in diesem Punkt vollkommen unfähig, Vernunft walten zu lassen.«

Laurie musste unwillkürlich lächeln. »Danke«, sagte sie. »Genau so was habe ich gebraucht.«

»Aber es ist interessant, dass er dir eine Hintertür offen gelassen hat«, meinte Riva. »Und ich bin Zeugin. Er hat gesagt, dass er dich anhören würde, falls du auf einen Hinweis stoßen solltest, dass er einem besonderen Risiko ausgesetzt sein könnte. Natürlich hat er nicht gesagt, er würde seine Entscheidung ändern, aber ausschließen kann man das nicht. Du musst also noch mehr über die Gründe und Ursachen für diese Infektionen herausfinden. Ich weiß, das ist innerhalb von vierundzwanzig Stunden alles andere als einfach, aber wenn man sich anschaut, was du schon alles herausgefunden hast, würde ich sagen: Wenn es überhaupt jemand schaffen kann, dann du!«

Laurie nickte zustimmend, nicht, weil sie sich für diejenige hielt, die dieser Herausforderung am ehesten gewachsen war, sondern weil auch sie sich vorstellen konnte, dass Jack zum Umdenken zu bewegen war, vorausgesetzt, sie kam der Lösung dieses Rätsels auf die Schliche. Mit einem Ruck stand sie auf und stürzte aus dem Raum. Ein Adrenalinstoß hatte ihre Melancholie beiseitegewischt. Sie wollte diesem Rätsel auf die Spur kommen, ganz egal, wie unwahrscheinlich das war, und wollte sich auch durch den viel zu engen Zeitrahmen nicht davon abbringen lassen.

»Aber ich fürchte, ich muss dich noch für ein paar andere Fälle einteilen«, rief Riva ihr hinterher.

Mit einer Handbewegung signalisierte Laurie, dass sie verstanden hatte.

»Willst du die Akten jetzt gleich haben oder später?«, brüllte Riva noch.

Laurie kam noch einmal zu Riva zurückgeilt.

»Zwei Fälle, die sich interessant anhören und relativ schnell gehen müssten«, sagte Riva und reichte ihr die beiden Umschläge. »Beide jung, allem Anschein nach gesund

und Anfang dreißig. Du bist also wahrscheinlich ziemlich schnell fertig und kannst dich deinem MRSA-Mysterium widmen.«

»Wie lautet die vorläufige Todesursache?«

»Keine Angabe. Eines der Todesopfer ist beim Zahnarzt gestorben, nach einer Lokalanästhesie. Ich weiß, das klingt nach Medikamentenschock, aber es gibt keine Anzeichen für eine Anaphylaxe. Der andere ist in einem Fitnesscenter auf dem Ergometer zusammengebrochen.«

»Ich bin da!«, rief jetzt eine Stimme. »Der Tag kann also offiziell beginnen.«

Laurie und Riva hoben den Blick und sahen, wie Chet hereingefedert kam. Er wirbelte sein Jackett wie ein Lasso über dem Kopf und schleuderte es auf einen der Vinylsessel.

»Wo sind sie denn alle hin?«, fragte er mit verwirrter Miene. Er hatte zumindest damit gerechnet, Jack noch anzutreffen.

»Jack und Vinnie sind schon unten«, erwiderte Laurie. »Du bist ja noch besser drauf als gestern und schon den zweiten Tag hintereinander fast pünktlich. Was ist denn los? Sag bloß, du konntest deine neue Freundin doch noch zu einem Abendessen überreden.«

Chet stellte sich kerzengerade hin, zeigte mit der erhobenen rechten Hand den Pfadfindergruß und schlug die Hacken zusammen. »Pfadfinder lügen nicht. Genau so war es, und ich kann voller Glück berichten, dass sie noch faszinierender und attraktiver ist, als ich sie in Erinnerung hatte. Es hat mir richtiggehend Spaß gemacht, mich mit ihr zu unterhalten.«

»Hast du das gehört, Riva? Wir werden womöglich Zeugen der ersten, sanften Regungen eines Reifeprozesses bei diesem bislang so pubertären Menschen. Er hat sich damit zufriedengegeben, ein anderes menschliches, weibliches Wesen einfach nur besser kennenzulernen.«

»Na ja, so weit würde ich jetzt nicht gehen«, erwiderte Chet. »Ich habe schon versucht, sie in mein Apartment zu locken oder mich in ihres, aber sie hat mich mit dem Essen abgespeist.«

»Mist«, sagte Laurie und schnipste in gespielter Enttäuschung mit den Fingern.

»Ich muss mich bei dir für deinen Ratschlag bedanken, Laurie. Ohne deine Ermutigung und deinen guten Rat wäre das Date bestimmt nicht zustande gekommen.«

»Sehr gern geschehen«, erwiderte Laurie. Dann wandte sie sich an Riva. »Danke für diese Fälle hier. Genau das Richtige.« Erneut wollte sie sich auf den Weg in den Obduktionssaal machen.

»Sie hat mich total aus dem Konzept gebracht«, fuhr Chet fort, und Laurie war gezwungen, stehen zu bleiben. »Sie ist Ärztin, approbierte Internistin. Und außerdem ist sie Vorstandsvorsitzende eines Multi-Millionen-Dollar-Unternehmens, das Spezialkliniken baut und betreibt. Was ich damit sagen will: Sie ist eine wirklich beeindruckende Frau.«

Laurie verspürte ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend und eine Art Schwindelgefühl, die aber genauso schnell, wie sie aufgetreten, auch wieder verschwunden waren. Nach kurzem Räuspern sagte sie: »Heißt sie vielleicht zufälligerweise Angela Dawson?«

»Genau!«, rief Chet. »Kennst du sie etwa?«

»Eigentlich kaum«, erwiderte Laurie überrascht. »Ich bin ihr nur kurz begegnet und muss leider gestehen, dass ich nicht annähernd so begeistert war wie du.«

»Wieso denn nicht?«

»Ich fürchte, ich habe jetzt keine Zeit für eine ausführliche Erklärung, aber vielleicht kann ich so viel sagen: Ich hatte das Gefühl, dass die Unternehmerin in ihr mehr zu sagen hat als die Ärztin.«

Laurie war klar, dass Chet noch mehr Fragen hatte, aber sie musste jetzt endlich mit ihrer Arbeit anfangen. Also entschuldigte sie sich, trotz all seiner Proteste. Während sie schnellen Schrittes durch die Telefonzentrale eilte, wo jeder einzelne Todesfall in der Stadt gemeldet wurde, fing sie an, ihren Tag zu planen. Angesichts der kurzen Zeit, die ihr noch blieb, bevor Jack sich unters Messer legte, musste sie sehr effizient vorgehen. Ihre erste Station war das Büro der kriminaltechnischen Assistenten. Janice Jaeger hatte den Schauplatz des neuen MRSA-Falles in Augenschein genommen, und Laurie wollte ihr noch schnell ein paar Fragen stellen. Schon mehr als einmal hatte Laurie von Janices reichhaltigem Erfahrungsschatz profitiert und wichtige Dinge erfahren, die nicht im Bericht aufgetaucht waren. Die kriminaltechnischen Assistenten waren verpflichtet, ausschließlich Fakten zu schildern und keine persönlichen Eindrücke.

Laurie fand Janice an ihrem Schreibtisch sitzend vor. Sie war gerade dabei, nach einer langen Nachtschicht ihre Sachen zusammenzupacken. Sie war die einzige kriminaltechnische Assistentin, deren Dienstzeit offiziell von 23.00 Uhr bis 7.00 Uhr dauerte, ging aber selten vor acht nach Hause. Falls es notwendig war, konnte sie jeweils den Kriminalpathologen, der gerade Rufbereitschaft hatte, zur Unterstützung rufen. Und wenn das nicht ausreichte oder es sich um einen besonders anspruchsvollen Fall handelte, dann war auch noch ein Gerichtsmediziner verfügbar.

»Ist mir vielleicht etwas entgangen?«, fragte Janice, als Laurie zu ihr an den Schreibtisch trat. Laurie kam mit allen kriminaltechnischen Assistenten sehr gut zurecht, aber am besten mit Janice, die wiederum Lauries Anerkennung für ihre Arbeit sehr zu schätzen wusste. Laurie kam regelmäßig zu ihr – viel öfter als alle anderen Gerichtsmediziner –, stellte ihr weiterführende Fragen und erkundigte sich nach ihrer Meinung.

»Ich will gleich Ramona Torres obduzieren«, sagte Laurie. »Und an deiner Notiz habe ich gesehen, dass du im University Hospital warst.«

»Das stimmt, ja.«

»Ist dir bei diesem Fall vielleicht irgendetwas Interessantes oder Außergewöhnliches aufgefallen, was nicht unbedingt für den Bericht geeignet war?«

Janice musste lächeln. Solche Fragen stellte Laurie ihr immer. »Doch, schon«, sagte sie dann. »Ich hatte das Gefühl, dass die Ärzte verärgert waren, weil die septischen Angels-Healthcare-Patienten immer erst so spät eingeliefert werden, dass sie keine Überlebenschance mehr haben.«

»Warst du auch im Angels Cosmetic Surgery and Eye Hospital?«

»Nein, das nicht«, erwiderte Janice. »Nicht in diesem Fall. Findest du, das hätte ich machen sollen?«

»Ich weiß es nicht«, gestand Laurie. »Aber du hast im Zusammenhang mit anderen MRSA-Fällen schon einmal eine Angels-Healthcare-Klinik besucht.«

»Selbstverständlich«, sagte Janice. »Mehrfach.«

»Ich habe etliche deiner Berichte gelesen. Wie ist dein allgemeiner Eindruck in Bezug auf diese Kliniken und die immer wieder auftretenden MRSA-Infektionen?«

Wieder lächelte Janice. »Willst du die Wahrheit hören?«

»Aber natürlich! Sonst würde ich doch gar nicht erst fragen!«

»Ich weiß nicht recht, wie ich es sagen soll, aber ich habe irgendwie das Gefühl, als ob dort etwas Seltsames vor sich geht. Ich meine, da ist nichts, was ich in meine Berichte schreiben kann, aber immer wieder treten dort Infektionen auf, und trotzdem wird der Operationsbetrieb nicht eingestellt. Jedes Mal, wenn ich eine Frage in diese Richtung stelle, bekomme ich zur Antwort, dass sie alles Menschenmögliche dagegen unternehmen. Und trotzdem müssen dort immer wieder Menschen sterben.«

»Genau den Satz habe ich auch zu hören bekommen«, erwiderte Laurie. »Danke für deine Offenheit. Ist Cheryl in der Nähe?«

»Sie ist unterwegs, bei einem Ortstermin. Aber Bart Arnold ist da. Möchtest du vielleicht mit ihm sprechen?« Bart Arnold war der Leiter der kriminaltechnischen

Ermittlungsabteilung.

»Nein. Aber lass ihr eine Nachricht da, dass ich die Patientenakte von Ramona Torres brauche. Gerne per E-Mail, wie die anderen auch.«

»Kein Problem.«

Laurie wollte Zeit sparen und hastete den langen Flur entlang bis zu den vorderen Fahrstühlen. Sie waren nicht nur schneller, es gab auch mehr davon. Dann hastete sie in ihr Büro, legte die drei Fallakten auf ihrem Schreibtisch ab und hängte ihren Mantel auf. Anschließend rief sie unten in der Leichenhalle an und ließ Marvin ans Telefon holen. Dann fragte sie ihn, ob er auch heute wieder mit ihr zusammenarbeiten wollte. Sie sagte, sie hätte es sehr eilig. Er reagierte mit seiner typischen, freudigen Bereitschaft. Laurie gab ihm Ramona Torres' Aktenzeichen durch und sagte, dass sie sie als Erste obduzieren wollte. Dann legte sie auf.

Sie warf einen Blick auf die Uhr. Eines der ersten Dinge, die sie sich für den heutigen Tag vorgenommen hatte, war der Anruf beim Institut für Infektionskrankheiten, aber sie befürchtete, dass dort um diese Zeit noch gar niemand anzutreffen war, und widmete sich stattdessen den Toten, die sie heute zu obduzieren hatte. Dazu musste sie die Fallakte von Ramona Torres lesen. Als sie damit fertig war, war sie sich ziemlich sicher, dass das Obduktionsergebnis sehr ähnlich wie bei David Jeffries ausfallen würde. Dann legte sie die Torres-Akte beiseite, nahm sich eine der beiden Fallakten mit den unvorhergesehenen Todesfällen und zog den Bericht der kriminaltechnischen Assistentin hervor.

Die Tote hieß Alexandra Zuben und war 29 Jahre alt geworden. Sie war wegen einer Wurzelbehandlung beim Zahnarzt gewesen und hatte eine örtliche Betäubung bekommen, ganz, wie Riva gesagt hatte. Zu Beginn des Eingriffs war die Patientin dann plötzlich ohnmächtig geworden. Daraufhin hatte man sie mit dem Kopf nach unten hingelegt, und sie war wieder aufgewacht und hatte auf einer Fortsetzung der Behandlung bestanden. Wenige Minuten später war sie erneut bewusstlos geworden, konnte aber nicht mehr wiederbelebt werden. Man hatte die 911 angerufen, die Patientin war mit dem Notarztwagen ins Krankenhaus gebracht worden, wo man Herzrhythmusstörungen, einen deutlich erhöhten Blutdruck sowie wenig bis gar keine Lungenaktivität mehr festgestellt hatte. Sie war künstlich beatmet worden, doch trotz größter Bemühungen hatte sie einen irreversiblen Herzstillstand erlitten. Die Diagnose der Notaufnahme lautete auf Lungenversagen im Verbund mit Herzversagen infolge einer heftigen allergischen Reaktion und eines anaphylaktischen Schocks als Reaktion auf das vom Zahnarzt verabreichte Novokain. Der Bericht der kriminaltechnischen

Assistentin schloss mit der Bemerkung, dass ein Familienangehöriger geäußert habe, dass die Patientin bemerkenswert gesund gewesen sei, dass sie jedoch gelegentlich unter Ohnmachtsanfällen, begleitet von Herzrasen, Hitzewallungen und Atemnot, gelitten habe.

Laurie schob den Bericht der kriminaltechnischen Assistentin in den Umschlag zurück. Ihrem ersten Eindruck nach war die Diagnose der Notaufnahme falsch, und sie hatte eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, was sie bei der Obduktion entdecken würde. Vor allem aber war sie sich einigermaßen sicher, dass sie dazu keine speziellen Instrumente benötigen würde.

Als Nächstes nahm sie den Bericht der kriminaltechnischen Assistentin aus der dritten Fallakte zur Hand. Er war sehr kurz. Es stand nur darin, dass Ronald Carpentu wie fast jeden Tag auf einem Halb-Liege-Ergometer sein Pensum abgespult hatte und dabei plötzlich zusammengebrochen war. Die Wiederbelebungsversuche des Personals im Fitnessclub waren erfolglos verlaufen, man hatte einen Notarztwagen herbeigerufen und auf dem Weg in die Notaufnahme weiterhin versucht, Herzschlag und Atmung wieder in Gang zu bringen. Bei der Ankunft im Krankenhaus war der Patient dann für tot erklärt worden, Diagnose: schwerer Herzinfarkt.

Laurie legte den Bericht in die Akte zurück. In diesem Fall war sie sich ziemlich sicher, dass die Diagnose der Notaufnahme zutraf, doch es blieb immer noch die Frage nach dem Warum. Vermutlich eine arteriosklerotische Herzerkrankung. Auch dafür benötigte sie keine speziellen Instrumente.

Sie griff nach dem Telefon und rief im Obduktionssaal an. Es klingelte sechs Mal, Laurie fing schon an, mit den Fingerspitzen auf der Tischplatte zu trommeln. Während sie warten musste, dachte sie daran, dass sie Chet mit Tipps für eine Verabredung ausgerechnet mit Angela Dawson versorgt hatte. Was für ein seltsamer Zufall.

»Hallo«, sagte eine Stimme, aber es klang eher wie »k.o.«.

Laurie fragte nach Marvin, und nur wenige Sekunden später war er am Apparat. »Sind wir so weit?«, wollte Laurie wissen.

»Schon seit Stunden«, witzelte Marvin.

Keine fünf Minuten später steckte Laurie in ihrer Schutzkleidung und starrte auf Ramona Torres' Leichnam hinab. Wie bei David Jeffries waren auch bei ihr eine Endotrachealsonde und eine ganze Anzahl Infusionsschläuche noch an Ort und Stelle. Doch das Auffallendste waren die vielen blauen Flecken, die sich infolge der Fettabsaugung auf großen Teilen ihres Körpers ausgebreitet hatten.

»Du bist heute aber motiviert«, sagte Marvin angesichts der Tatsache, dass Laurie

in Windeseile ins Kellergeschoss gefahren war, sich die Schutzkleidung übergezogen und den Obduktionssaal betreten hatte. Außer ihnen beiden war nur ein weiteres Team bereits bei der Arbeit und beschäftigte sich gerade mit der weiblichen Wasserleiche. Laurie hatte sich nicht einmal die Zeit genommen, einen Blick auf deren Fortschritte zu werfen.

»Ich möchte heute so effizient wie irgend möglich arbeiten«, gestand Laurie. »Ich lasse dich auf keinen Fall wieder so in der Luft hängen wie gestern, versprochen. Und ich möchte mich nochmals dafür entschuldigen. Ich war abgelenkt und habe jedes Zeitgefühl verloren.«

»Kein Problem«, erwiderte Marvin. Es war ihm sichtlich unangenehm, dass Laurie sich zu dieser Entschuldigung genötigt fühlte.

Laurie klopfte Ramonas Haut ab und betrachtete sie sorgfältig. Sie fühlte sich schwammig an, und es hatten sich zahlreiche kleine Abszesse gebildet. Wäre sie noch am Leben gewesen, dann hätte sich die Epidermis vermutlich großflächig abgeschält.

Laurie machte ein paar Fotos und fing dann mit der eigentlichen Untersuchung an. Sie erledigte ihre Arbeit schnell und schweigsam. Wenn Marvin ihr eine Frage stellte, dann gab sie ihm geistesabwesende Antworten, und er ließ es bald sein. Sie arbeiteten so oft zusammen, dass es wenig Anlass gab, zu sprechen.

Wie bei David Jeffries, so war auch hier der neben dem weitläufigen Hautausschlag auffallendste pathologische Befund in den Lungen zu finden. Beide Flügel waren mit Flüssigkeit gefüllt und von zahllosen kleinen Abszessen überzogen, die, wenn die Patientin länger am Leben geblieben wäre, zu immer größeren Einheiten zusammengewachsen wären. Wie bei Jeffries, so war auch hier die Nekrose des Gewebes sehr weit fortgeschritten.

Als die letzte Naht vollendet und die Obduktionswunde wieder verschlossen war, trat Laurie einen Schritt nach hinten. Sie ließ den Blick durch den Saal wandern. Jetzt waren alle acht Tische besetzt. Drüben an der Tür sah sie Jack, Lou und Vinnie stehen, die immer noch mit der Wasserleiche beschäftigt waren.

»Das war eine der schnellsten Obduktionen, die ich je erlebt habe«, meinte Marvin, während er anfang, sauber zu machen.

»Wie lange brauchst du, bis du den nächsten Fall vorbereitet hast?«, wollte Laurie wissen.

»Eine Viertelstunde oder so«, erwiderte Marvin. »Möchtest du die beiden in einer bestimmten Reihenfolge bearbeiten?«

»Ist mir egal«, meinte Laurie. »Ich könnte es dir nicht verübeln, wenn du mir nicht

glaubst, aber ich gehe nur kurz nach oben, um ein einziges Telefonat zu führen, dann bin ich wieder da.«

Marvin lächelte.

Laurie blieb kurz an Jacks Tisch stehen und erkundigte sich scherzhaft, wieso es denn so lange dauerte. Jack galt allgemein als einer der schnellsten Sezierer am Institut.

»Weil diese beiden Quasselstrippen die ganze Zeit wie zwei alte Klatschweiber miteinander tratschen«, sagte Vinnie missmutig.

»Wir sind bloß gründlich«, meinte Jack. »Zum Beispiel wissen wir schon vor der mikroskopischen Untersuchung und der Laborprüfung, dass diese junge Frau hier ziemlich brutal vergewaltigt worden ist.«

»Was automatisch zu der Frage führt, ob es sich um eine Vergewaltigung mit anschließendem Mord oder aber um einen vorsätzlichen Mord in Verbindung mit einer Vergewaltigung handelt«, fügte Lou hinzu.

»Bedauerlicherweise kann uns die Obduktion keine Antwort auf diese Frage geben«, meinte Jack.

Laurie verabschiedete sich und betrat den Waschraum, wo sie die Latexhandschuhe und den Tyvek-Overall in den Müllbehälter warf. Den Gesichtsschutz wischte sie mit Alkohol sauber und legte ihn in ihren Spind. Fest entschlossen, Marvin nicht warten zu lassen, hetzte sie die Treppe hinauf.

In ihrem Büro angekommen, wählte Laurie Dr. Silvia Salernos Nummer im Institut für Infektionskrankheiten. Als es am anderen Ende der Leitung anfang zu klingeln, klemmte sie den Hörer zwischen Kinn und Schulter fest, um beide Hände frei zu haben. Dann suchte sie sich aus den auf ihrem Schreibtisch gestapelten Akten Chets Fall heraus, eine gewisse Julia Francova. Sie schlug die Akte auf, weil sie hoffte, gleich die genaue Bestimmung des MRSA-Subtyps eintragen zu können.

Als nicht sofort jemand ans Telefon ging, blickte Laurie auf die Uhr. Es war jetzt kurz vor neun, das CDC musste bereits geöffnet haben. »Nun mach schon, mach schon!«, drängte Laurie. »Geh schon ans Telefon, verdammt noch mal!«

Als sie gerade überlegte, wie sie herausfinden konnte, ob die Mitarbeiter des CDC auch per Pager erreichbar waren, meldete sich Silvia Salerno doch noch. Sie war etwas außer Atem, entschuldigte sich sofort und sagte, sie sei kurz in einem benachbarten Büro gewesen.

»Ich hoffe, dass ich Ihnen nicht allzu sehr auf die Nerven gehe«, sagte Laurie. »Ich weiß, dass Sie gesagt haben, dass Sie sich bei mir melden, aber je früher ich

bestimmte Informationen bekomme, desto besser.«

»Aber, ich bitte Sie«, erwiderte Silvia. »Sie gehen mir überhaupt nicht auf die Nerven. Ich wollte Sie heute Vormittag sowieso anrufen. Ich habe mir diese beiden MRSA-Fälle von Dr. Mehta einmal angesehen. Es handelt sich um ein und denselben Organismus, und zwar mit eindeutiger Sicherheit. Wir integrieren ja alle diese Stämme in die nationale MRSA-Bibliothek, deshalb nehmen wir es mit der Bestimmung wirklich sehr genau. Dazu benutzen wir eine ganze Reihe von genetischen Verfahren, unter anderem auch das hoch auflösende AFLP-Verfahren, mit dessen Hilfe zum Beispiel genetische Fingerabdrücke erstellt werden können. Ich kann Ihnen auch eine Liste der anderen Untersuchungsverfahren zuschicken, wenn Sie möchten.«

»Vielen Dank, aber ich glaube, das wird nicht nötig sein«, erwiderte Laurie. Sie hatte keine Ahnung, wovon Silvia da eigentlich redete. »Aber ich habe hier gerade einen anderen Fall auf dem Tisch liegen, wo der Erreger schon vor etlichen Wochen zur genauen Bestimmung an Ihr Institut abgeschickt worden ist, und zwar an einen gewissen Dr. Percy.«

»Dr. Percy ist ein Kollege von mir. Wie heißt denn der Absender?«

»Dr. Chet McGovern. Das ist einer meiner Kollegen hier am OCME.«

»Wie lautet der Name des Patienten?«

Laurie buchstabierte ihn, um jedes Missverständnis zu vermeiden.

»Einen Augenblick bitte.«

Laurie hörte das vertraute Klackern einer Tastatur und fragte sich, wie man eigentlich vor dem Computerzeitalter überhaupt etwas geschafft hatte.

»Ja, da ist er«, sagte Silvia. »Sehr interessant! Ebenfalls CA-MRSA, USA400, MW2, SCCmecIV, PVL, genau wie bei den beiden anderen Fällen. Stammt er aus derselben Einrichtung?«

»Aus einer der beiden Einrichtungen«, erwiderte Laurie. »Wissen Sie noch? Die ersten beiden kamen doch aus zwei unterschiedlichen Kliniken.«

»Ja, ich weiß. Was die beiden Fälle angeht, die aus derselben Klinik stammen: Sind sie sehr zeitnah aufgetreten, vielleicht sogar am selben Tag?«

Laurie beugte sich über ihre unvollendete Tabelle, doch die Daten von Rivas Fall aus dem Angels Cosmetic Surgery and Eye Hospital waren darin noch nicht verzeichnet. Der Name der Patientin lautete Diane Lucente, und sie hatte ebenfalls, wie Ramona, eine Fettabsaugung gehabt. Laurie verglich das Sterbedatum von Diane mit Chets Fall. »Nein«, sagte Laurie. »Die beiden Fälle liegen fast drei Wochen auseinander.«

»Wie merkwürdig«, meinte Silvia. »Ich nehme an, dass Ihnen bewusst ist, wie wandlungsfähig das Staphylokokkengenom ist.«

»Mein Wissen verdoppelt sich zurzeit tagtäglich«, gestand Laurie. »Aber das weiß ich sogar schon seit gestern.«

»Es wundert mich sehr, dass dieser Subtyp in unterschiedlichen Einrichtungen und zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgetreten ist. Das bedeutet, dass alle drei Patienten mit ein und demselben Überträger in Berührung gekommen sein müssen.«

»Hatten Sie diesen speziellen Subtyp schon in Ihrer Sammlung, bevor Dr. Mehta Ihnen den isolierten Keim zugeschickt hat?«

»Ja. Ich habe Ihnen ja schon bei unserem letzten Gespräch gesagt, dass es sich um einen der virulentesten Subtypen handelt, den wir sowohl bei Versuchstieren als auch beim Menschen je erlebt haben.«

»Verschicken Sie eigentlich auch Kulturen von diesen Keimen?«

»Das machen wir, ja. Jeder Wissenschaftler, der sich mit diesen Organismen befassen will, bekommt unsere Unterstützung.«

»Haben Sie diesen speziellen Keim auch nach New York verschickt?«

»Das weiß ich nicht auswendig, kann ich aber nachschauen.«

»Das wäre mir sehr lieb«, erwiderte Laurie. Plötzlich war die nagende Sorge, ob die Bakterien vielleicht vorsätzlich verbreitet wurden, wieder aus den Tiefen ihres Unterbewusstseins aufgetaucht, allerdings gemeinsam mit den altbekannten Gegenargumenten, sodass sie sich im Wesentlichen gegenseitig neutralisierten.

»Ich habe mich bei meinen Kolleginnen und Kollegen hier am Institut erkundigt, ob jemand etwas von dieser Häufung von MRSA-Fällen bei Ihnen mitbekommen hat, aber das ist nicht der Fall.«

»Ist das normal oder eher merkwürdig?«, wollte Laurie wissen.

»Eigentlich völlig normal. Es ist jeder Einrichtung überlassen, ob sie mit uns in Kontakt treten will oder nicht. Niemand ist verpflichtet, uns zu unterrichten, aber gegenüber den staatlichen oder kommunalen Behörden wird es vermutlich eine Berichtspflicht geben.«

»Haben Sie die anderen isolierten Keime schon bekommen, die unsere mikrobiologische Abteilung per Kurier an Sie schicken sollte?«

»Ja. Sie werden gerade untersucht. Ich müsste eigentlich in zwei, drei, spätestens in vier Tagen die ersten Ergebnisse haben.«

Laurie bedankte sich für die Unterstützung und legte auf. Einen Augenblick lang blieb sie einfach sitzen und ließ das Gespräch in Gedanken noch einmal Revue

passieren. Sie musste zugeben, dass das Rätsel durch dieses Telefonat mitnichten aufgeklärt, sondern eher noch geheimnisvoller geworden war.

Mit einem Mal zuckte sie zusammen, sah auf die Uhr, sprang auf und hastete zum Fahrstuhl. Sie befürchtete, dass sie Marvin trotz all ihrer Beteuerungen wieder einmal hatte warten lassen.

Carlo kam hinter Brennan aus dem Elektronikgeschäft in der Lexington Avenue in Manhattan. Brennan hatte einen GPS-Peilsender erworben, dessen Hersteller sich auf Geräte spezialisiert hatte, die sowohl zu Wasser als auch zu Land eingesetzt werden konnten. Als sie auf dem Bürgersteig standen, mussten sie feststellen, dass es zu nieseln begonnen hatte, und sie rannten zu dem schwarzen GMC Denali.

»Ich bin froh, dass es regnet«, sagte Carlo, ließ den Motor aufheulen und reihte sich in den fließenden Verkehr ein.

»Wieso denn das?«, fragte Brennan, der voll und ganz damit beschäftigt war, die Zellophanhülle aufzureißen, die die Schachtel mit dem Peilsender umgab. Er liebte solche elektronischen Spielzeuge, und der Kauf des Geräts hatte ihm viel Spaß gemacht. In aller Ausführlichkeit hatte er sich mit dem Verkäufer über die Vor- und Nachteile der verschiedenen Produkte ausgetauscht, sodass es Carlo mit der Zeit wahnsinnig langweilig geworden war.

»Weil dann weniger Leute unten am Jachthafen sind. Ich will nicht, dass uns jemand beobachtet, wenn wir das Ding da auf dem Boot verstecken. Verstehst du?«

Brennan gab keine Antwort, sondern holte den Peilsender behutsam aus seinem Schaumstoffbett.

»He!«, rief Carlo mit fordernder Stimme. Er wurde nicht gerne einfach ignoriert. »Hörst du mir eigentlich zu?«

»Irgendwie schon«, meinte Brennan. Suchend blickte er in die Tiefen der Verpackungsmulden.

»Ich spreche vom Regen und dem Jachthafen. Ich habe dich gefragt, ob du auch findest, dass der Regen ein Vorteil für uns ist.«

Endlich hatte Brennan gefunden, wonach er gesucht hatte, nämlich ein Päckchen mit einer Bedienungsanleitung sowie, was noch wichtiger war, einem Online-Registrierungscode.

»Und?«, hakte Carlo gereizt nach.

Brennan nahm das Taschenmesser zur Hand, um das Gerät auch aus seiner zweiten Zellophanhülle zu befreien, doch bevor er dazu kam, knallte sein Kopf nach vorne,

weil Carlo ihm mit der offenen Hand einen Schlag auf den Hinterkopf verpasst hatte.

»Was, zum Teufel?!«, brüllte Brennan. Er drehte sich um und starrte Carlo wütend an. »Wieso hast du mich denn geschlagen?«, grollte er.

»Ich rede mit dir«, brüllte Carlo zurück. »Und du ignorierst mich einfach! Ich lass mich nicht gern ignorieren. Das kotzt mich an.«

Brennan starrte Carlo wutentbrannt an. Zum Glück konnte er sich gerade noch beherrschen, da Carlo hinter dem Steuer saß und sie inmitten einer ganzen Masse anderer Autos die Lexington Avenue hinunterrasten. Carlo war vielleicht massiger und älter als er, aber ganz bestimmt nicht klüger. Eigentlich war er sogar ein ziemlicher Schwachkopf, und diese Erkenntnis ermöglichte es Brennan, sich bis zu einem gewissen Grad wieder zu beruhigen.

»Schlag mich nie wieder«, sagte Brennan langsam und jede einzelne Silbe betonend.

»Dann ignorier du mich nicht, wenn ich mit dir rede«, giftete Carlo zurück.

Brennan verdrehte die Augen, schüttelte den Kopf und wandte sich wieder der Bedienungsanleitung zu. Er wusste ziemlich genau, wie der Peilsender funktionierte, aber er wollte nachlesen, wie man sich für den Echtzeit-Online-Service registrieren lassen konnte.

»Entschuldige, dass ich dich geschlagen habe«, sagte Carlo ein paar Querstraßen weiter. »Aber wenn ich ignoriert werde, das ist für mich das Schlimmste überhaupt.«

»Oh, das tut mir leid«, entgegnete Brennan.

Dann setzten sie ihre Fahrt, zu Brennans Erleichterung, schweigend fort. Er hatte den Abschnitt über die Registrierung fertig gelesen und überflog nun die Bedienungsanleitung. Mit einer Fülle an Informationen versehen, holte er seinen Laptop vom Rücksitz und zog sein Handy aus der Jackettasche. Nachdem der Laptop hochgefahren war, rief er bei der Herstellerfirma an. Er wollte das Gerät nicht nur registrieren lassen, sondern außerdem sicherstellen, dass es, falls es verloren ging, nicht bis zu ihm zurückverfolgt werden konnte. Anscheinend war das kein allzu außergewöhnliches Anliegen, denn der Mitarbeiter am anderen Ende der Leitung kam seiner Bitte bereitwillig nach.

»Wie lange dauert es, bis ich online sein kann?«, wollte Brennan dann wissen.

»Da ich gerade eben die Bestätigung Ihres Kreditkartenunternehmens bekommen habe, schalte ich Sie noch während unseres Telefonats frei.«

Brennan bedankte sich. Als Nächstes klappte er die Rückseite des Geräts auf und legte die vier Batterien ein, die er ebenfalls gekauft hatte. Wieder zurück auf der

Webseite der Herstellerfirma, klickte er auf »Positionsanzeige« und gab das Passwort sowie den Benutzernamen ein, die er soeben erhalten hatte. Noch ein Mausklick, und nach ein paar Sekunden mit einer laufenden Sanduhr erschien die Frage auf dem Bildschirm, wie groß der abgebildete Bereich sein solle.

Brennan klickte acht mal fünf Kilometer an. Eine Sekunde später war ein kleiner, blinkender Punkt zu erkennen, der sich langsam die Lexington Avenue entlangschob.

Er drehte den Laptop so, dass Carlo den Bildschirm sehen konnte, und sagte: »Es funktioniert. Das da sind wir auf dem Weg nach Süden.«

»Beeindruckend«, meinte Carlo. »Wie funktioniert das eigentlich?«

»Eine genaue Erklärung würde zu lange dauern«, erwiderte Brennan. »Aber im Prinzip ist es nichts anderes als eine einfache Dreiecksberechnung anhand von Satellitensignalen.«

»Das reicht«, meinte Carlo. Angesichts seiner mangelhaften Elektronikkenntnisse überkam ihn ein Gefühl der Unzulänglichkeit.

Wie üblich war auf den Straßen ziemlich viel los, und der Nieselregen machte das zähe Stop-and-go quer durch die Stadt noch unangenehmer.

Als Carlos Handy klingelte, zuckten sie beide zusammen. Etwas umständlich holte Carlo das Telefon hervor und warf einen Blick auf das Display. Zufrieden mit der angezeigten Nummer, nahm er das Gespräch an, schaltete den Lautsprecher ein und stellte das Handy in die vorgesehene Halterung an der Mittelkonsole.

»Was gibt's?«, wollte Carlo wissen.

»Nichts«, meinte Arthur MacEwan mit seiner gepressten, schrillen Stimme, die alle anderen wahnsinnig machte.

»Absolut nichts. Wir stehen jetzt seit über zwei Stunden hier rum, und Franco Pontis Riesenschlitten hat sich keinen Millimeter von der Stelle bewegt.«

Arthur MacEwan und Ted Polowski hatten ihren Wagen heute Morgen schon vor acht Uhr auf dem hinteren Teil von Johnny's Parkplatz abgestellt und waren seither damit beschäftigt, Francos Auto zu observieren.

»Habt ihr den Habicht gesehen?«

»Nein. Keine Spur von Franco. Wir haben Vinnie Dominick zusammen mit Freddie Capuso und Richie Herns ankommen sehen. Seither sitzen sie im Neapolitan und sind noch nicht wieder aufgetaucht.«

»Und das Narbengesicht?«

»Angelo hab ich auch noch nicht zu Gesicht gekriegt. So langsam haben wir die Schnauze vom Rumsitzen voll, und ich frage mich, ob das wirklich so eine gute Idee

war. Was ist, wenn sie uns bemerken?«

»Da ist sicherlich was dran, aber du hast ja gehört, was Louie heute Morgen gesagt hat. Er ist total ausgeflippt, weil sie das Mädchen kaltgemacht haben, nur einen Abend nach diesem anderen Typen. Franco und Angelo schlafen sich nach dem ganzen Blödsinn, den sie veranstaltet haben, wahrscheinlich erst mal aus. Louie will rauskriegen, was da eigentlich los ist, und darum sollen wir sie beschatten; falls sie noch mal so eine Nummer abziehen wollen, sagt er diesem Detective Bescheid, dass das Ganze allein auf die Kappe der Lucias geht und nichts mit den Vaccaros zu tun hat.«

»Heilige Scheiße«, sagte Arthur plötzlich. Dann senkte er die Stimme. »Da ist gerade ein blauer Lieferwagen angekommen, darauf steht *Sonny's Plumbing Supply*, Angelo ist ausgestiegen. Und jetzt auch Franco. Sie gehen ins Neapolitan.«

»Zumindest wisst ihr jetzt, wo sie sind«, sagte Carlo. »Also bleibt an ihnen dran. Und was deine Sorge angeht, dass ihr entdeckt werden könntet: Besorgt euch ein Sandwich oder so was, damit ihr auch einen Grund habt, da rumzuhängen.«

»Okay«, meinte Arthur. Es klang wenig begeistert.

Sobald Carlo und Brennan im Tunnel waren, wurde der Verkehr deutlich schwächer. Schon kurze Zeit später waren sie am Jachthafen in Hoboken angelangt. Zwar standen etliche Autos auf dem Parkplatz, doch dank des gleichmäßigen Regens war auf der Mole niemand zu sehen.

Carlo stellte seinen Wagen dicht am Wasser und ein gutes Stück von den anderen Autos entfernt ab, die sich alle um das einzige Hafengebäude drängten. Ohne Zeit zu verlieren, stiegen sie aus und hasteten auf die Mole hinaus. Am Heck der *Full Speed Ahead* blieben sie stehen.

»Ich halte die Augen offen, und du suchst nach einem guten Versteck für dieses Ding da«, sagte Carlo. Er warf einen Blick auf das Hafengebäude. Keine Menschenseele war zu sehen.

Brennan ging über die Gangway und begann sofort mit der Suche nach einer geeigneten Öffnung für den Peilsender. Im Heck, unter ein paar Ködereimern, wurde er fündig. Er schob den Sender so weit wie möglich nach hinten. Dort gab es sogar einen verborgenen kleinen Vorsprung, sodass das Gerät nicht von alleine wieder herausrutschen konnte. Wenige Augenblicke später stand er wieder auf der Hafenmole, und die beiden Männer machten sich auf den Weg zurück zum Auto.

»Hast du jemanden gesehen?«, wollte Brennan wissen.

»Kein Schwein. Wie ist es gelaufen?«

»Ich hab ein ideales Plätzchen gefunden.«

Im Auto angekommen, erweckte Brennan seinen Laptop zum Leben und wiederholte die Anmeldeprozedur. Als das erledigt war, klickte er wieder auf »Positionsanzeige« und wählte einen Maßstab. Sekunden später tauchte auf dem Bildschirm eine schematisierte Darstellung des Hafens auf. Sogar die Liegebucht, in der die *Full Speed Ahead* festgemacht war, war zu erkennen. Der rote Punkt blinkte genau an der richtigen Stelle.

Brennan schob den Laptop auf Carlos Schoß.

»Ziemlich raffiniert, oder was meinst du?«, fragte er.

Carlo nickte. Brennans Fachwissen war beeindruckend, aber gleichzeitig fühlte er sich dadurch auch ein bisschen eingeschüchtert.

»Wundert mich nicht, dass wir sie heute Morgen nicht erwisch haben«, sagte Franco. »Diese Gerichtsmedizinerin ist bestimmt nicht so leicht zu kriegen. Dort beim Gerichtsmedizinischen Institut ist immer ziemlich viel los, mit dem Bellevue auf der einen und dem NYU Medical Center auf der anderen Seite.«

»Das Problem war bloß diese verdammte Demonstration«, warf Angelo dazwischen. »Hätten diese Latinos da nicht immer rumgestanden, wir hätten eine Chance gehabt. Verdammt noch mal, sie ist zusammen mit ihrem Krücken schwingenden Freund direkt vor unserer Motorhaube entlangspaziert.«

»So hört es sich irgendwie zu einfach an. Zunächst mal war da dieser Geländewagen vor uns. Zweitens: Sie waren zu zweit und wir auch. Was stellst du dir denn vor? Wir hätten doch niemals alle beide in unseren Transporter gekriegt, ohne dass sie ein Riesen-Tamtam veranstaltet hätten. Ich finde, wir sollten sie einfach aus der Distanz abknallen und verschwinden.«

»Nein!«, stieß Angelo hervor. »Ich will sie mir eigenhändig schnappen. Nur dann können wir sicher sein, dass der Auftrag wirklich erledigt wird, und ich will mir absolut sicher sein.«

»Paul Yang war ein Kinderspiel dagegen, genau wie Amy Lucas«, sagte Franco. »Die haben beide keinen Verdacht geschöpft und waren leicht zu kriegen. Aber diese Montgomery ist ein völlig anderes Kaliber. Die kriegen wir niemals dazu, freiwillig zu uns in den Lieferwagen zu steigen, und das bedeutet, wir würden sie nicht mal dann kriegen, wenn sie alleine wäre. Und jetzt, da ihr Freund an Krücken geht, da wird sie bestimmt immer in seiner Nähe bleiben, damit sie ihm helfen kann, wenn es sein muss. Wir sollten sie einfach erschießen, dann hätten wir's hinter uns. Sie ist

Gerichtsmedizinerin, da gibt es bestimmt ein Dutzend Leute, die nichts dagegen haben, wenn jemand sie umlegt.«

»Wie lautet dein Plan?«, wandte sich Vinnie an Angelo. Seine Stimme klang vollkommen ruhig und heiter. Für die, die ihn kannten, war das ein Zeichen, dass er bis in die Haarspitzen angespannt war.

Franco, Angelo, Freddie und Richie saßen zusammen in einer Sitznische des Neapolitan und unterhielten sich mit Vinnie Dominick. Der Tisch war mit Espressotassen, überquellenden Aschenbechern und einem Teller mit einer Cannoli Siciliani übersät.

»Ich stimme Franco zu, es ist eine Herausforderung«, sagte Angelo. »Leider ist sie aus ihrer alten Wohnung in der 19th Street ausgezogen, sonst wäre es ein Spaziergang geworden. Womöglich müssen wir rauskriegen, wo sie wohnt, aber vorerst sollten wir es weiter bei der Gerichtsmedizin versuchen. Franco hat insofern recht, als wir mehr Leute brauchen, vor allem, wenn wir uns auch den Freund schnappen müssen, wogegen ich nichts einzuwenden hätte. Und wir brauchen einen zweiten Lieferwagen.«

»Wieso denn das?«, wollte Vinnie wissen.

»Zur Absicherung. Als zweites Fahrzeug, falls mit der Entführung irgendwas schief läuft.«

Vinnie nickte und starrte unentwegt Angelo an. Niemand sagte ein Wort, während Vinnie grübelte.

»Auch ich wünsche mir in dieser Angelegenheit absolute Sicherheit«, sagte Vinnie schließlich. »Damals ist es mir fast so vorgekommen, als hätte sie neun Leben, und mit den beiden Krankenhäusern in der unmittelbaren Umgebung müsste ein Schuss schon sehr genau sitzen. Das würde mal wieder passen wie die Faust aufs Auge: Wir verpassen ihr einen sauberen Schuss, und die retten ihr das Leben. Schnappt sie euch, und schafft sie aus dem Weg, ein für alle Mal. Und was den zweiten Lieferwagen angeht: Wir haben mehr als genug davon. Seid ihr um die Mittagszeit wieder beim OCME? Wir haben nicht noch eine Woche Zeit, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Darüber sind wir uns im Klaren«, meinte Angelo. Er war froh, dass Vinnie sich nicht für die einfachste Lösung entschieden hatte. Je länger Angelo darüber nachdachte, desto größer wurde seine Entschlossenheit, Frau Dr. Laurie Montgomery ein langsames Dahinscheiden zu bescheren.

»Bist du damit einverstanden?«, fragte Vinnie Franco.

»Es spricht schon vieles dafür«, gab Franco mürrisch zu. »Aber eine Sache macht mir Bauchschmerzen.«

»Was denn?«

»Bei allem gebührenden Respekt, aber Angelo ist für meinen Geschmack einfach ein bisschen übermotiviert. Heute Morgen, nachdem wir unseren Posten geräumt hatten, mussten wir bei einem Baumarkt vorbeifahren und einen großen Eimer und ein paar Säcke Blitzzement kaufen. Ich werde immer ganz nervös, wenn so viele Emotionen im Spiel sind. Ich meine, für ihn ist das Ganze eine persönliche Racheaktion und nicht einfach ein Job. Wenn so viel Emotion im Spiel ist, dann passieren Fehler. Man kann nicht mehr richtig nachdenken.«

Mit spöttischem Lächeln wandte sich Vinnie an Angelo. Es war eindeutig zu erkennen, dass er nichts gegen Angelos Rachepläne einzuwenden hatte. Aber gleichzeitig wusste Vinnie auch, dass Franco recht hatte.

»Du willst die Montgomery also erst eine Weile zappeln lassen, bevor du sie ins kalte Wasser wirfst?«

»So ungefähr«, gab Angelo zu.

»Was sagst du zu Francos Einwand, dass Fehler passieren, wenn zu viele Emotionen im Spiel sind und man innerlich zu sehr beteiligt ist?«

»Ich werd's mir merken und mich zusammenreißen.«

Vinnie wandte sich wieder Franco zu. »Zufrieden?«, meinte er fragend.

Franco nickte. »Wenn er auf mich hört.«

Vinnie nickte ebenfalls und blickte Angelo an. »Ihr zwei seid ein Team. Redet miteinander! Geht kein Risiko ein! Bleibt cool!«

Angelo nickte.

»Also gut«, sagte Vinnie dann. »Damit ist die Entscheidung gefallen. Freddie und Richie, holt einen zweiten Lieferwagen. Bleibt miteinander in Kontakt und haltet mich auf dem Laufenden.«

»Alles klar!«, sagten die Männer einstimmig, während sie von der Sitzbank rutschten.

Als alle gegangen waren, ließ Vinnie sich von Paolo Salvato noch einen Espresso bringen. Dann saß er allein in dem stillen, verlassenem Restaurant und dachte daran, was Angelo mit Laurie Montgomery vorhatte. Es war ein perfekter Plan, und er stellte sich vor, wie es wäre, wenn er auch mit dabei sein könnte. Nach all dem Ärger, den sie ihm bereitet hatte, hätte er sie damals nach seiner Freilassung aus dem Gefängnis am liebsten eigenhändig umgelegt. Aber er hatte es gelassen, weil Lou Soldano ihm ausdrücklich eingeschärft hatte, dass er sich für den Fall, dass Laurie etwas zustoßen sollte, höchstpersönlich auf Vinnies Fährte setzen würde. Seither waren jedoch zehn

Jahre vergangen, und das war genug, fand Vinnie.

Kapitel 20

4. April 2007, 11.44 Uhr

Laurie hatte auch die letzte Obduktion des heutigen Tages abgeschlossen und hastete aus dem Saal. Ihre beiden letzten Fälle hatten mehr Zeit in Anspruch genommen als erwartet, und sie war unruhig, weil sie sich so schnell wie möglich wieder ihrem MRSA-Mysterium zuwenden wollte. Was sie ebenfalls beunruhigte, war, dass sie gar nicht genau wusste, was sie jetzt eigentlich noch machen sollte.

Sie hatte große Hoffnung in die Rückmeldungen des Instituts für Infektionskrankheiten gesetzt und hatte durchaus das Gefühl, dass es von großer Bedeutung war, dass alle drei umfassend untersuchten Fälle auf den exakt gleichen Bakterienstamm zurückzuführen waren, aber trotzdem wusste sie nicht, was sie mit dieser Information konkret anfangen sollte. Außerdem hatte sie gehofft, dass Silvia als anerkannte MRSA-Expertin ihr ein paar weiterführende Ideen oder Vorschläge unterbreiten konnte, doch das war nicht der Fall.

Während sie ihren Tyvek-Overall abstreifte, verharrte sie für eine Minute und betrachtete ihre Hände. Sie zitterten, als hätte sie zwanzig Tassen Kaffee getrunken. Geistesabwesend schlich Laurie in den Umkleideraum, um wieder in ihre Straßenkleidung zu schlüpfen.

»Machst du jetzt erst Schluss?«, fragte Riva, als sie Laurie sah.

»Leider ja«, erwiderte Laurie und stellte die Zahlenkombination an ihrem Spindschloss ein.

»Ich hatte eigentlich gedacht, dass du schneller fertig wirst. Tut mir leid.«

»Ich hätte vielleicht schneller sein können, aber ich wollte den Gesundheitszustand der Patienten genau dokumentieren. Sie können beide als Lehrbeispiele dienen.«

»Ach! Wieso denn?«

»Der erste Fall, die Tote beim Zahnarzt, wäre wirklich vermeidbar gewesen und könnte daher vor allem angehenden Allgemeinmedizинern und Notfallärzten als Beispiel dienen. Nach den Aussagen eines Familienmitglieds hatte die Patientin gelegentliche Ohnmachtsanfälle, begleitet von Herzrasen, Hitzewallungen und Schweißausbrüchen, ist aber nie damit zum Arzt gegangen.«

»Schilddrüsenüberfunktion«, sagte Riva.

»Ganz genau«, erwiderte Laurie. »Das war gar keine allergische Reaktion, entgegen der ersten Vermutung. Schilddrüse und Thymus waren unspezifisch vergrößert, genau wie das Herz und die Milz. Das war auch der Grund für den hohen Blutdruck bei der Einlieferung in die Notaufnahme.«

»Und was ist mit dem zweiten Fall?«, wollte Riva wissen. »Der Mann, der auf dem Ergometer zusammengebrochen ist?«

»Das war auch sehr interessant. Ich habe eigentlich eine Arteriosklerose der Herzkranzgefäße erwartet, aber das war es nicht.«

»Das war eigentlich auch mein erster Gedanke. Da bin ich aber froh, dass ich ihn trotzdem auf den Stapel mit den Obduktionen gelegt habe.«

»Das Herz und die Herzarterien waren vollkommen normal.«

»Tatsächlich?« Riva war überrascht.

»Abgesehen von einer Kleinigkeit«, fuhr Laurie fort. »Der Abzweig der rechten Herzarterie verlief in einem extrem spitzen Winkel. Der Patient muss während seiner Übung irgendetwas gemacht haben, wodurch schlagartig die Blutzufuhr unterbrochen wurde.«

»Ich habe schon mal von so was gehört, aber gesehen habe ich das noch nie«, sagte Riva.

»Deshalb finde ich ja, dass es auch ein sehr gutes Lehrbeispiel wäre. Ich habe den Bereich sorgfältig seziert und lasse das Gewebe präparieren.«

Im Gegensatz zu Riva, die nur eine kleine Pause zwischen zwei Obduktionen einlegte, hatte sich Laurie während dieses Gesprächs umgezogen. Als sie fertig war, knallte sie die Tür ihres Spindes zu, verstellte die Schlosskombination und winkte ihrer Kollegin zum Abschied zu.

»Wir sehen uns dann oben im Büro«, rief Riva ihr nach.

Laurie wollte keine Zeit mit Mittagessen vergeuden, ging zu den vorderen Fahrstühlen und fuhr direkt nach oben in den vierten Stock. Bevor sie sich in ihrem Büro verkroch, schaute sie noch im histologischen Labor vorbei. Vielleicht waren die Objektträger mit den Gewebeproben aus David Jeffries' Lunge ja schon fertig, auch wenn sie kaum Hoffnung hatte, dass sie ihr zu diesem Zeitpunkt entscheidend weiterhelfen konnten. Doch sie fühlte sich verpflichtet, die Sachen abzuholen, da sie Maureen O'Connor extra gebeten hatte, sich zu beeilen.

»Sie haben's aber eilig«, meinte Maureen mit ihrem melodiosen irischen Akzent, als sie Laurie erblickte. »Ich habe zwar gesagt, dass sie heute noch fertig werden, aber damit habe ich nicht heute Vormittag gemeint.«

»Ich will Sie auf gar keinen Fall drängen«, erwiderte Laurie. »Ich bin in meinem Büro.«

»Sobald sie fertig sind, schicke ich jemanden vorbei.«

Laurie hetzte den Flur entlang. Dann saß sie an ihrem Schreibtisch und ließ den Blick über das Durcheinander aus Fallakten und Krankenhausunterlagen gleiten. Mitten darin und direkt vor ihrer Nase lag die MRSA-Tabelle. Sie nahm sie in die Hand und stellte fest, dass sie noch sehr unvollständig war. Als ihr Blick wieder zu dem Aktenstapel zurückwanderte, spürte sie ihre Begeisterung und ihren Optimismus schwinden. Die Übertragung der einzelnen Informationen in die Tabelle dauerte viel länger, als sie gedacht hatte, und doch hatte sie das Gefühl, als sei sie ihre einzige Hoffnung, wenn sie verstehen wollte, was in den Angels-Healthcare-Kliniken vor sich ging.

Sie wollte gerade anfangen, da fiel ihr ein, dass ihr immer noch Patientenakten fehlten – nicht nur die von Ramona Torres, sondern auch etliche andere. Sie rief im Büro der kriminaltechnischen Assistenten an. Bart Arnold, der Abteilungsleiter, meldete sich, und sie verlangte nach Cheryl.

»Was kann ich für Sie tun?«, ließ Cheryl sich kurze Zeit später vernehmen.

»Ich habe Janice heute Morgen gesagt, dass ich die Patientenakte von Ramona Torres brauche.«

»Sie hat mir Bescheid gesagt und ich habe in der Klinik angerufen. Dort hat man mir versprochen, dass sie zusammen mit den anderen abgeschickt wird. Eigentlich müssten sie schon längst in Ihrem E-Mail-Postfach angekommen sein.«

»Moment mal«, sagte Laurie. Sie öffnete ihr E-Mail-Programm und stellte fest, dass die fehlenden Patientenakten bereits auf sie warteten, genau wie Cheryl gesagt hatte.

»Entschuldigung«, meinte Laurie. »Sie haben recht. Sind alle da.«

Laurie legte auf, schickte einen umfangreichen Druckbefehl ab und machte sich auf den Weg nach unten ins Erdgeschoss, um ihre Ausdrücke abzuholen.

Adam hatte einen angenehmen Vormittag verbracht. Nach einer zweiten Tasse Kaffee im Hotel hatte er das Metropolitan Museum besucht. Als einer der ersten Besucher des Tages war er durch den imposanten Haupteingang geschritten und hatte das Gefühl gehabt, als hätte er das ganze Museum für sich allein. Er versuchte gar nicht erst, möglichst viel zu sehen, sondern konzentrierte sich auf die Stücke, die ihm in seiner Jugend viel bedeutet hatten, darunter mit roten Figuren bemalte Vasen aus Athen, etliche klassische griechische Statuen sowie die Werke der alten Meister.

Gegen Mittag hatte Adam beschlossen, noch einmal kurz vor dem OCME Posten zu beziehen, und hatte an derselben Stelle geparkt wie am Morgen. Zwar hatte er sich schon am Morgen darauf eingerichtet, dass er die Zielperson um die Mittagszeit wohl kaum zu Gesicht bekommen würde, aber trotzdem war er vorbereitet. Auf dem Beifahrersitz lag ein kegelförmig zusammengerolltes und mit durchsichtigem Klebeband in Form gehaltenes Handtuch aus dem Pierre. Im Inneren des Kegels steckte eine seiner Lieblingswaffen: eine Neun-Millimeter-Beretta mit einem siebeneinhalb Zentimeter langen Schalldämpfer. Die Spitze des Dämpfers war durch das spitze Ende des Kegels gerade noch zu erkennen. Wenn er seine Hand von der anderen Seite her in den Kegel steckte, dann lag der Kolben der Automatikpistole in seiner Hand. So konnte er die Waffe in der Öffentlichkeit mit sich herumtragen, ohne gleich eine Panik auszulösen, was ohne diese Tarnung unvermeidlich gewesen wäre. Natürlich war es auch mit Handtuch unerlässlich, die Waffe so lange wie irgend möglich unter dem Mantel zu verstecken, damit sie nur wenige Sekunden lang überhaupt zu sehen war.

Adam – die Rückenlehne schräg gestellt, die Ellbogen auf die Armlehnen gestützt und die Finger vor dem Bauch gefaltet – hatte es sich so richtig gemütlich gemacht. Aus dem CD-Spieler drang in mäßiger Lautstärke Chopin, interpretiert von Arthur Rubinstein, und auch der leichte Nieselregen draußen trug dazu bei, dass Adam eine gewisse gespannte Zufriedenheit empfand.

Im Gegensatz zum Morgen ging es nun an der Ecke First Avenue und 30th Street relativ ruhig zu, einmal abgesehen von dem unablässig gen Norden dröhnenden Verkehrsstrom, bestehend aus Omnibussen, Mülltransportern, Lieferwagen, Taxis und PKWs. Die Demonstranten waren ebenso verschwunden wie die Polizei, und es waren nur wenige Fußgänger unterwegs. Kaum jemand betrat oder verließ das Gerichtsmedizinische Institut mit seiner seltsamen Architektur.

Adam, der sowohl durch den beeindruckend effektiven Schallschutz seines Wagens als auch durch die Stereoanlage vom Rauschen des Verkehrs nichts mitbekam, spielte in aller Ruhe eine Reihe von Szenarien durch, für den Fall, dass Laurie Montgomery sich entgegen seinen Erwartungen doch sehen lassen würde, am liebsten ohne Begleitung. Dann würde er natürlich sofort mit dem aus dem Hotel Pierre geborgten Handtuch aus seinem Auto steigen und zu Miss Montgomery aufschließen. Von da an ließ sich das weitere Vorgehen nicht planen. Es hing davon ab, was sich zwischen seinem Aussteigen und dem Zeitpunkt, in dem er auf Armeslänge an sie herangekommen war, ereignen würde, zum Beispiel, wie es mit Passanten aussah,

besonders dann, wenn irgendjemand anfang, sich für ihn zu interessieren. Falls alles passte, dann würde er das Handtuch hervorholen und ihr aus einem Meter Entfernung in den Hinterkopf schießen. Dann würde er in aller Ruhe zu seinem Range Rover zurückkehren und wegfahren, direkt hinunter in den Lincoln-Tunnel. Seine Sachen waren alle im Auto, und Mr Bramfords Hotelrechnung würden seine Auftraggeber übernehmen. Zumindest war das der übliche Ablauf.

Mitten in seinen Überlegungen stellte Adam, der jederzeit wusste, was sich in seiner näheren Umgebung abspielte, bei einem Blick in den Rückspiegel fest, dass die beiden Insassen des blauen Lieferwagens hinter ihm sich in einem heftigen Streit befanden. Neben der Tatsache, dass sie ihre Münder in Höchstgeschwindigkeit auf und zu klappten, war ihm vor allem aufgefallen, dass sie immer wieder ziemlich grob mit dem ausgestreckten Zeigefinger aufeinander einstachen, unterbrochen von ärgerlichem Abwinken. Solch heftige Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit sah man nicht oft, und Adam war aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit immer wachsam, wenn ihm etwas Ungewöhnliches auffiel. Jetzt schien der Fahrer eine letzte abfällige Handbewegung zu machen und stieß seine Tür auf. Als er versuchte, aus dem Lieferwagen zu steigen, wollte sein Begleiter ihn noch am Arm festhalten. Doch er hatte keinen Erfolg. Der Fahrer riss sich ohne große Mühe los und kam aus seinem Fahrzeug gesprungen. Der Beifahrer machte es ihm nach.

Adam hatte diese Stummfilmszene in seinem Rückspiegel verfolgt, doch dann wurde ihm schlagartig klar, dass der Fahrer des Lieferwagens jetzt neben seinem Range Rover stand. Adam drehte den Kopf und blickte ihn an. Während eines Auftrags ließ er sich nur sehr ungern ansprechen. Die Wahrscheinlichkeit, dass er nach der Tat wiedererkannt wurde, war dadurch sehr viel größer.

Zwei Dinge fielen Adam an diesem Mann auf. Zunächst einmal seine vielen Verbrennungsnarben und dann die Tatsache, dass er sehr gut gekleidet war, was so gar nicht zum Zustand des Lieferwagens passen wollte. Sein erster Gedanke war, dass es sich ebenfalls um einen Veteranen aus dem Irak-Krieg handeln könnte. Während seines langen Aufenthaltes in der Reha-Klinik hatte Adam viele Männer mit ähnlichen Verbrennungen gesehen. Doch dann klopfte der Mann lautstark gegen die Fensterscheibe und jagte Adam damit einen ziemlichen Schrecken ein.

Es gab jetzt zwei Möglichkeiten: Er konnte entweder das Fenster aufmachen oder einfach verschwinden. Verschwinden wäre vernünftiger gewesen, da er Laurie jetzt sowieso nicht mehr abfangen konnte, ganz egal, ob sie sich im nächsten Moment sehen ließ oder nicht. Doch Adam hätte zu gerne gewusst, ob er tatsächlich einen Irak-

Veteranen vor sich hatte. Also ließ er das Fenster herunter.

»Hier ist absolutes Halteverbot, Mister«, herrschte Angelo ihn wütend an.

Jetzt stand der Beifahrer aus dem Lieferwagen neben dem anderen. Er schien ebenfalls sehr wütend zu sein, aber nicht auf Adam, sondern auf den Fahrer. Er befahl dem Fahrer sogar, zum Lieferwagen zurückzugehen, aber dieser wollte partout nicht hören.

»Hast du kapiert!«, wandte sich Angelo erneut an Adam. Fassungslos schlug Franco die Hände über dem Kopf zusammen und kehrte zum Lieferwagen zurück.

»Warst du auch im Irak?«, fragte Adam. Nach seinen allumfassenden Erfahrungen in diesem alpträumerischen Land und nach der ausgedehnten Phase der Rehabilitation fühlte Adam sofort eine einzigartige Verbindung zu jedem, der Ähnliches erlitten hatte.

»Was soll denn die Frage, du Arschloch?«, zischte Angelo.

»Ich habe deine Verbrennungen gesehen und dachte, dass du vielleicht gedient hast«, sagte Adam und riss sich zusammen, um sich durch die Unfreundlichkeit dieses Mannes nicht angegriffen zu fühlen.

»Willst du dich vielleicht über mich lustig machen?«, knurrte Angelo.

»Ganz im Gegenteil. Ich dachte, du und ich, wir hätten vielleicht etwas gemeinsam.«

Angelo ließ ein kurzes, verächtliches Lachen hören. »Hör zu, du Knackwurst, deine Musik ist klasse, aber jetzt sieh zu, dass du deinen Schrotthaufen von hier wegbewegst. Hier ist Parkverbot.«

»Ich parke ja gar nicht, ich halte nur.«

»Also gut, du Schlaumeier«, grollte Angelo. »Aussteigen.«

Adam starrte dem verunstalteten Mann, der ihm gerade befohlen hatte, aus dem Wagen zu steigen, mitten ins Gesicht. Bei einer solchen Konfrontation besaß Adam mehrere Vorteile. Zunächst einmal war es ihm im Grunde genommen sowieso egal, ob ihm etwas zustieß oder nicht. In vielerlei Hinsicht wünschte er sich sogar, er wäre damals zusammen mit seinen Kameraden ums Leben gekommen. Und zweitens hatte er eine so gründliche und umfassende Kampfsportausbildung genossen, dass er sich auf seine Reflexe hundertprozentig verlassen konnte.

Adam überlegte noch einmal. Es wäre für alle, auch für diesen schick gekleideten Schlägertypen und seinen Kompagnon, besser gewesen, einfach wegzufahren, doch das Problem war, dass Adam sich gestattet hatte, ein wenig wütend zu werden, und diese Wut verbündete sich jetzt mit all dem aufgestauten Zorn, den er sowieso ständig mit sich herumtrug.

Adam machte die Tür auf und stieg aus. Jeder einzelne Muskel in seinem Körper war gespannt und bereit, in Aktion zu treten.

Angelo trat einen Schritt zurück. Der blonde Fremdling sah zwar stärker aus als er, aber Angelo hatte noch ein Ass im Ärmel. Er hatte, wie üblich, seine Walther dabei. Jetzt schob er die Hand in das Jackett und legte sie um den Griff der Waffe. Er würde den Typen nicht erschießen. Er würde ihm nur einmal die Kanone über den Schädel ziehen, damit er sich endlich aus dem Staub machte.

Adam sah, in welche Richtung Angelos Hand sich bewegte, schnellte noch in derselben Nanosekunde vorwärts und ließ eine ganze Serie von Karateschlägen auf Angelo niederprasseln. Damit hatte dieser überhaupt nicht gerechnet. Der erste Schlag traf seinen rechten Unterarm und ließ seine Hand wie nach einem Stromschlag taub werden, sodass seine Waffe auf den Bürgersteig fiel. Treffer Nummer zwei und drei landeten an seinem Kopf und seitlich an seinem Hals, sodass er rückwärts taumelte, ohne jedoch hinzufallen. Doch dann folgte noch ein Tritt gegen seinen Brustkorb, der ihn endgültig auf den nassen Asphalt schickte.

Ohne erkennbar langsamer zu werden, schnappte Adam sich Angelos Pistole und warf einen Blick durch die Windschutzscheibe des Lieferwagens auf den Kompagnon. Zum Glück machte Franco keine Anstalten, etwas zu unternehmen, und einen Augenblick lang blickten sie einander direkt in die Augen. Adam befürchtete, dass auch der andere bewaffnet sein könnte.

Dann unterbrach er den Blickkontakt, ging rückwärts zu seinem Range Rover und stieg schnell ein. Er ließ den Motor an und warf Angelos Pistole auf die First Avenue, wo sie mehrfach überrollt wurde. Dann fuhr er los und verschwand im Verkehr.

»Heilige Scheiße«, rief Arthur MacEwan. »Hast du das gesehen?«

»Ich hab noch nie jemanden gesehen, der so schnell war«, erwiderte Ted Polowski. »Das war ja unglaublich. Und sieh mal, was Angelo macht. Der kommt ja kaum mehr auf die Beine.«

»Da ist Franco. Er hat die Pistole.«

Arthur und Ted waren Angelo und Franco nach Manhattan gefolgt, und als die beiden sich mit ihrem Lieferwagen hinter einen silberfarbenen Range Rover gestellt hatten, waren Arthur und Ted einmal um den Block gefahren, um anschließend neben einem Hydranten in der 30th Street zu parken. Vondort hatten sie freie Sicht auf den blauen Lieferwagen gehabt und sich auf eine längere Wartezeit eingerichtet. Doch dann war alles ganz anders gekommen. Fast unmittelbar danach hatte sich nämlich ein

weißer Lieferwagen hinter den blauen gestellt, und Ted, der die meisten Mitglieder der Lucia-Organisation kannte, hatte Richie Herns als Fahrer identifiziert. Dann hatte es nur wenige Minuten gedauert, bis Angelo aus seinem Wagen gesprungen war und mit dem Typen im Range Rover einen Streit angezettelt hatte.

Arthur schüttelte immer noch den Kopf angesichts des soeben Erlebten und rief Carlo an, der zusammen mit Brennan gerade mit ihrem Boss, Louie, beim Mittagessen saß. »Du wirst es nicht glauben, was wir gerade gesehen haben«, sagte er aufgeregt. Dann schilderte er ihm die heftige Abreibung, die Angelo gerade von einem Typen mit einem Range Rover bezogen hatte, nachdem er selber den Streit angezettelt hatte. »Der Typ war unglaublich schnell«, fuhr Arthur begeistert fort. »Angelo hatte überhaupt keine Chance. Der Typ hat ihm sogar seine Pistole aus der Hand geschlagen und auf die Straße geschmissen. Ich sag dir, das war einfach unglaublich.«

»Wo bist du jetzt?«

»Wir stehen in Manhattan, gegenüber dem städtischen Leichenschauhaus.«

»Leichenschauhaus?«, fragte Carlo nach. »Warum, zum Teufel, vor dem Leichenschauhaus?«

»Wir haben keinen Schimmer.«

»Und wieso hat Angelo Streit angefangen?«

»Ebenfalls keine Ahnung.«

»Geht es Angelo soweit gut?«

»Ich denke schon. Er bewegt sich ein bisschen komisch, aber jetzt steigt er gerade wieder in den blauen Lieferwagen.«

»Bleib dran«, meinte Carlo. »Ich will das mal eben Louie erzählen.«

Arthur hörte, wie Carlo die Geschichte weitergab, und er bekam auch Louies verwunderte Reaktion mit.

Dann war Carlo wieder am Telefon. »Louie will wissen, ob ihr den Typen erkannt habt.«

»Nein«, meinte Arthur. »Aber auf seinem Range Rover war ein Firmenschild, da stand ›Bieder-irgendwas-Himmel‹ oder so was Ähnliches drauf.«

»Sonst noch was? Vielleicht eine Telefonnummer oder eine Adresse?«

»Dazu waren wir zu weit weg. Die Schrift war zu klein, aber ein paar Zeilen standen da noch drauf.«

»Ist Franco auch da?«

»Oh ja, und wie! Er wollte Angelo davon abhalten, sich mit diesem Typen anzulegen, und als alles vorbei war, ist er ausgestiegen und hat Angelos Pistole von

der Straße aufgehoben. Ach, und noch was. Direkt hinter Angelo und Franco steht noch ein zweiter Lieferwagen. Oha, jetzt hat Angelo den blauen Lieferwagen angelassen. Ich muss Schluss machen. Nein, doch nicht! Falscher Alarm! Angelo ist einfach bloß eine Wagenlänge vorgefahren. Jetzt steht er direkt an der Ecke, und Richie rückt ebenfalls auf. Richie hat noch jemanden dabei, aber wir wissen nicht, wer das ist. Soll einer von uns vielleicht mal rübergehen und nachsehen?«

»Nein! Auf gar keinen Fall! Sie haben keine Ahnung, dass sie beobachtet werden, und das soll auch so bleiben. Warte noch mal kurz. Ich muss Louie eben den Rest dieser verrückten Geschichte erzählen.«

Wieder hörte Arthur, wie Carlo die Ereignisse ausführlich weitergab, aber dieses Mal hörte er nicht, wie Louie reagierte. Da meldete sich Carlo wieder. »Louie hat gesagt, dass ihr gute Arbeit macht. Er will, dass ihr weiter an ihnen dran bleibt. Brennan und ich kommen irgendwann am Nachmittag vorbei und lösen euch ab.«

»Hört sich gut an«, meinte Arthur.

Carlo steckte das Handy in die Innentasche seines Jacketts zurück und blickte Louie an, der ihm gegenüber saß. Louie erwiderte seinen Blick. Er hatte seine fleischigen Gesichtszüge in tiefe Falten gelegt und die Augenbrauen eng zusammengezogen. Ganz offensichtlich war er tief in Gedanken versunken. Carlo und Brennan kannten ihn gut genug, um sich wortlos ihrer Pasta zu widmen.

Schließlich brach Louie das Schweigen und nahm die Serviette ab, die er sich unter den Hemdkragen geschoben hatte. »Ich weiß zwar nicht, was die da abziehen, aber ich weiß, dass das sofort ein Ende haben muss. Irgendwelche Leute umzulegen und mitten am helllichten Tag in Manhattan einen offenen Streit vom Zaun zu brechen, das ist doch, um es vorsichtig auszudrücken, ein sehr merkwürdiges Verhalten. Und was hat das mit dem Leichenschauhaus zu bedeuten?«

Carlo und Brennan wussten, dass sie so lange ruhig zu bleiben hatten, bis Louie ihnen eine direkte Frage stellte. Louie hatte schon immer einen Hang dazu, laut nachzudenken. Als er dann aber seinen massigen Körper aus dem Stuhl wuchtete und anfang, auf und ab zu gehen, da tauschten Carlo und Brennan einen gespannten Blick. Was mochte jetzt wohl kommen?

Louie setzte sein Selbstgespräch fort und ging hinüber an die Bar. Dort spielte er einige Minuten lang geistesabwesend mit einem Schnapsglas voller Zahnstocher, um schließlich an den Tisch zurückzukommen. »Seid ihr sicher, dass euch heute Morgen beim Trump Tower niemand beobachtet hat?« Carlo und Brennan nickten.

»Hol mal ein Telefonbuch!«, sagte Louie zu Brennan. Pflichtschuldig sprang dieser auf und schleppte eines an den Tisch. »Such mal nach Bieder-irgendwas-Himmel!«, befahl Louie dann.

Er blickte Carlo an. »Wenn die sich weiterhin so unverantwortlich aufführen, dann haben wir früher oder später das gesamte New York Police Department am Hals. Was meinst du?«

Carlo nickte. Da Louie ihm eine direkte Frage gestellt hatte, sagte er: »Sie gehen ein großes Risiko ein, also muss es irgendwas Wichtiges sein.«

»Genau das hab ich auch gedacht. Ich meine, dieser Detective ist bis zu uns hier rausgekommen, um uns zu warnen.«

»Im Telefonbuch ist nichts zu finden«, verkündete Brennan.

»Hab ich mir fast gedacht«, meinte Louie. »Ein Kerl, der so spielend mit Angelo Facciolo fertig wird. Das ist bestimmt bloß Tarnung.«

»Meinst du, dass sie vielleicht beide aus demselben Grund vor dem Leichenschauhaus gewartet haben?«, wagte Brennan zu fragen. »Ich meine, warum sollte Angelo mitten am Tag mit irgendjemandem eine Schlägerei anzetteln, wenn da nicht so was wie Rivalität oder irgendwelche Feindseligkeiten im Spiel sind?«

»Da ist was dran«, meinte Louie. »Ich bin froh, dass wir sie unter Beobachtung haben. Ich möchte wirklich wissen, was da los ist, aber wenn sie noch mal jemanden umlegen, dann sag ich diesem Detective Bescheid, dass wir nichts damit zu tun haben.«

Nach dem durch Angelo ausgelösten Adrenalinstoß dauerte es eine Weile, bis Adam sich wieder beruhigt hatte, bei seiner Ankunft im Hotel hatte er sich so weit im Griff, dass er diesen unglücklichen und absolut unerwarteten Zwischenfall klar analysieren konnte. Zwar war bis jetzt noch nichts Nachteiliges geschehen, doch das konnte noch kommen, falls jemand die Auseinandersetzung beobachtet und der Polizei eine Beschreibung seines Range Rover geliefert hatte. Daher war Adam jetzt sehr unzufrieden mit sich selbst. Er hätte sofort wegfahren sollen. Diese überflüssige Schlägerei hatte ihm jedenfalls keinen zusätzlichen Kick verschafft – eher das Gegenteil.

»Benötigen Sie Ihren Wagen demnächst wieder, Mr Bramford?«, fragte der Portier, während er ihm die Fahrertür aufhielt.

»Nein, danke«, erwiderte Adam beim Aussteigen. Er wollte vielmehr, dass der Wagen unbedingt in der Garage verschwand.

Dann ging er auf sein Zimmer. Er musste telefonieren, aber nicht mit dem Handy. Er brauchte jetzt eine Festnetzverbindung. Eine der negativen Konsequenzen seines einseitigen Kampfes war, dass er sich nur ungern wieder in der Nähe des OCME blicken lassen wollte, um nicht erneut diesem gut gekleideten Schlägertypen über den Weg zu laufen.

Also setzte er sich an den Schreibtisch im Ankleidezimmer seiner kleinen Suite und wählte eine Nummer. Laut Anweisung musste er sich nach einem gewissen, nicht existierenden Charles Palmer erkundigen und würde dann eine zweite Telefonnummer erhalten, die er anrufen musste. Bei dieser zweiten Nummer musste er seine Durchwahl hinterlassen und anschließend auflegen und abwarten. Normalerweise wurde er dann innerhalb einer Minute zurückgerufen.

Gespräche mit seinen Auftraggebern ließen keinen Raum für Smalltalk. »Ich brauche eine Privatadresse«, sagte er, ohne überhaupt einen Namen zu erwähnen. Adam musste sich nicht erst erkundigen, ob das, was er wollte, überhaupt verfügbar war. Seine Auftraggeber hatten Zugang zu höchsten Regierungskreisen, sodass jede Information jederzeit abrufbar war.

»Es wird ein paar Minuten dauern. Sie bekommen sie auf Ihren BlackBerry.«

Das war alles. Adam unterbrach die Verbindung und rief anschließend beim Zimmerservice an. Er wollte noch etwas zu Mittag essen, bevor er sich auf den Weg zu seiner zweiten Lieblingssehenswürdigkeit in New York machte: das Naturkundemuseum.

»Woher soll ich denn wissen, dass der Typ ein Karateprofi ist«, pöbelte Angelo zurück.

»Darum geht es doch gar nicht«, sagte Franco. »Es geht darum, dass du nicht nachgedacht hast, und wenn du nicht nachdenkst, passieren Fehler. Zum Glück ist nichts allzu Schlimmes vorgefallen.«

»Du hast leicht reden. Ich komme mir vor, als hätte mich ein Lastwagen überfahren. Mein ganzer Brustkorb tut weh und mein Hals auch.«

»Lass dir die blauen Flecken eine Lehre sein, dass du kühlen Kopf bewahren sollst. Ich hab dich noch nie so erlebt, Angelo. Du bist einfach viel zu gereizt, genau wie ich zu Vinnie gesagt habe. Du bist verdammt noch mal übermotiviert.«

»Du wärst auch gereizt, wenn die Braut dein Gesicht so verbrannt hätte, dass du aussiehst wie ein Ungeheuer.«

»Das hast *du* gesagt, nicht ich.«

»Was hast du mit meiner Pistole gemacht?«

»Die liegt hier, unter meinem Sitz«, erwiderte Franco. Er holte die zerkratzte Pistole hervor und reichte sie Angelo. Angelo untersuchte sie sorgfältig. Er ließ das Magazin herausschnappen, versicherte sich, dass keine Kugel mehr in der Kammer war, und betätigte mehrfach den Abzug. Der Mechanismus funktionierte einwandfrei.

»Scheint in Ordnung zu sein.«

»Vielleicht wäre es ganz gut, zur Sicherheit mal ein paar Probeschüsse zu machen.«

Angelo nickte und schob das Magazin in den Kolben zurück.

»Du hast meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet«, sagte Franco. »Bist du sicher, dass du dich von jetzt an zusammenreißen kannst? Ansonsten schicke ich dich für ein paar Tage nach Hause. Ich mein's wirklich ernst. Dann erledige ich die Montgomery selber.«

»Ja, ja«, erwiderte Angelo gereizt. »Ich rei mich zusammen! Vielleicht hätte ich ja im Transporter bleiben sollen, aber zumindest versperrt uns dieser Geländewagen jetzt nicht mehr die Sicht.«

»Auch, wenn du dabei ein viel zu großes Risiko eingegangen bist, wenn du mir die Bemerkung gestattest. Ich meine, das ist dir doch klar, oder etwa nicht?«

»Jetzt schon. Glaube ich.«

»Von jetzt an wird alles ganz genauso gemacht, wie ich es sage, und zwar so lange, bis wir sie auf das Boot geschafft haben. Dann kannst du machen, was du willst. Vinnie findet deine Idee mit den Zementschuhen ja anscheinend prima. Kein Problem. Mir ist es wirklich völlig schnuppe, ob und wie ihr euch an ihr rächen wollt. Aber ich will keine leichtsinnigen Aktionen mehr sehen. Haben wir uns verstanden, ja oder nein?«

»Ja, ja, verstanden«, meinte Angelo.

»Sieh mich an!«

Widerwillig schaute Angelo zu Franco hinüber.

»Und jetzt noch mal.«

»Ich hab's verstanden, verfluchte Scheiße«, wiederholte Angelo gereizt.

»Gut, dass wir das geklärt haben«, meinte Franco. »Dann lass uns jetzt mal was zu Mittag essen. Die Montgomery will nicht mitspielen. Wir müssen heute Abend versuchen, sie auf dem Nachhauseweg zu schnappen.«

Kapitel 21

4. April 2007, 15.05 Uhr

»Hallo! Verzeihung!«, rief eine Stimme. Laurie blickte von ihrer Arbeit auf. Eine Laborantin aus der Histologie stand in der Tür und hielt ein Papptablett mit Objektträgern in der Hand.

»Maureen hat mich gebeten, die hier bei Ihnen vorbeizubringen«, sagte die Frau. »Und außerdem hat sie mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass es ihr leidtut, dass sie nicht schon früher fertig geworden sind. Aber heute haben sich zwei Leute krank gemeldet.«

»Kein Problem«, erwiderte Laurie. Sie griff nach dem Tablett. »Danke fürs Herbringen, und danke auch an Maureen, dass es so schnell geklappt hat.«

»Wird gemacht«, sagte die Laborantin liebenswürdig.

Mit dem Tablett in der Hand ließ Laurie den Blick über ihren voll gehäuften Schreibtisch gleiten. Sie hatte ohne Unterbrechung gearbeitet und trotzdem nur ungefähr zwei Drittel aller Felder in ihrer Tabelle ausgefüllt, auch wenn die insgesamt sehr mühsame Prozedur sich mittlerweile ein wenig beschleunigt hatte, weil sie jetzt ungefähr wusste, an welcher Stelle in den Patientenakten die Informationen zu finden waren, die für sie wichtig waren. Allerdings hatte sie im Lauf der Arbeit weitere Kategorien hinzugefügt und war dadurch gezwungen gewesen, sich noch einmal mit bereits abgeschlossen geglaubten Fällen zu befassen.

Eines stand jedenfalls fest: Sie hatte mittlerweile so viele Spalten angelegt, dass die Vervollständigung der Tabelle sehr viel zeitaufwendiger war, als sie ursprünglich gedacht hatte.

Laurie empfand zwar eine gewisse, pflichtgemäße Zufriedenheit mit ihren Fortschritten, gleichzeitig aber auch eine wachsende Unzufriedenheit darüber, dass sie der Lösung des Rätsels trotz all ihrer Bemühungen wohl keinen Schritt näher kommen würde. Sie hatte gehofft, während ihrer Arbeit auf irgendwelche unerwarteten Zusammenhänge zu stoßen, aber das war nicht der Fall. Immer, wenn ein paar Fälle in einem bestimmten OP vorgekommen waren, stammte der nächste garantiert aus einem anderen. Immer, wenn mehrere Patienten aus einer Station betroffen waren, hatte der nächste garantiert auf einer anderen gelegen, und so weiter und so fort. Aber trotzdem hatte sie nicht lockergelassen und würde auch weiterhin nicht lockergelassen. Diese

Tabelle war alles, was sie hatte.

Jetzt aber sehnte sie sich nach einer kurzen Unterbrechung dieser mehr oder weniger eintönigen Übertragung von Daten und Zahlen und räumte auf ihrem Schreibtisch einen Platz für ihr Mikroskop frei. Sie schaltete die Lampe ein und schob den ersten Objektträger mit einem Teil von David Jeffries' Lunge in die Halterung, wählte das stärkste Objektiv aus und brachte es bis dicht vor den Objektträger, ohne jedoch das Glas zu berühren. Dann blickte sie durch das Okular und bewegte das Objektiv mit Hilfe der aufgerauten Drehgriffe langsam wieder nach oben, bis sie etwas erkennen konnte. Automatisch regulierte sie die Feinabstimmung und stellte das Bild scharf.

Erneut registrierte Laurie mit ehrfürchtigem Staunen die enorme zerstörerische Wirkung der Bakterien, die als kleine, scheibenförmige Häufchen in dem zweidimensionalen Sichtfeld des Mikroskops zu erkennen waren. Die normale, alveoläre Struktur der Lunge hatte sich unter dem Einfluss der von den Staphylokokken produzierten, gewebeschädigenden Toxine aufgelöst, sodass sich Abszesse in unterschiedlichen Größen gebildet hatten. Als sie den Objektisch hin und her bewegte, konnte sie sehen, dass die Kapillarwände bereits unterschiedlich schwere Anzeichen einer Sepsis zeigten, was zu weiteren Einblutungen in die Giftbrühe, die bereits die Lungen füllte, geführt hatte. Das Ausmaß der Zerstörungen in der Lungenarchitektur erinnerte sie an Luftaufnahmen von Städten nach einem Luftangriff oder an eine Wohnwagensiedlung unmittelbar nach einem schweren Wirbelsturm.

Über eine Stunde dauerte es, bis Laurie jede einzelne Gewebeprobe sorgfältig untersucht hatte. Beim Blick durch das Hochleistungsobjektiv wurde Laurie noch klarer, wie groß die pathogene Wirkung der Bakterien, also ihre Fähigkeit, krankhafte Veränderungen in einem Organismus hervorzurufen, war, sie war tief beeindruckt. Als sie sich auf das Flimmerepithel konzentrierte, eine mit Flimmerhärchen besetzte Zellschicht, die beim gesunden Menschen den größten Teil der Atemwege auskleidet, konnte sie erkennen, dass das Gewebe sich wie eine Zwiebel in verschiedene Schichten aufgelöst hatte. Die kovalenten Bindungen hatten sich aufgelöst, und das Kollagen war in einzelne Moleküle zerfallen.

»Hallo, Schatz«, sagte Jack, der leise zur Tür hereingekommen war. Er wurde immer geschickter mit den Krücken. »Wie läuft's denn so?«

Laurie hob den Kopf. Ihr Gesicht war noch eine Spur blasser als sonst.

»Was ist denn los?«, wollte Jack wissen. Sein Lächeln erstarb. »Du siehst ja schrecklich aus.«

Laurie atmete tief ein und stieß die Luft wieder aus. Der Anblick des zerstörten

Lungengewebes war ihr auf den Magen geschlagen. Die Tatsache, dass diese Schädigungen innerhalb weniger Stunden bei einem vorher vollkommen gesunden Menschen aufgetreten waren, machte ihr noch einmal deutlich, wie zerbrechlich das menschliche Wesen im Grunde genommen war. Dass man sich als Mensch überhaupt einer gewissen Gesundheit erfreuen konnte, kam ihr wie ein Wunder vor.

Jack legte ihr die Hand auf die Schulter. »Jetzt mal ehrlich, ist alles in Ordnung mit dir?«

Laurie nickte und holte noch einmal tief Luft. Dann klopfte sie an das Objektivrohr ihres Mikroskops. »Wirf mal einen Blick da rein. Und denk daran, dass das wenige Stunden vorher noch ein völlig gesunder Mensch war.«

Laurie stieß sich vom Schreibtisch ab, um Jack Platz zu machen.

Dieser stellte seine Krücken beiseite und beugte sich über das Okular, doch auf halbem Weg hielt er inne, dann richtete er sich wieder auf.

»Moment mal«, sagte er misstrauisch. »Ist das eine Falle? Willst du mir etwa heimtückischerweise eine Gewebeprobe von deinem gestrigen MRSA-Fall unterjubeln?«

»Erinner mich nächstes Mal daran, dass ich nie wieder versuchen soll, dir etwas unterzuschieben«, sagte Laurie mit mattem Lächeln. Ihr Blutdruck hatte sich schnell wieder normalisiert, die Farbe war in ihr Gesicht zurückgekehrt, und auch der Anflug von Übelkeit war vorbei. Sie räumte ein, dass es sich um eine Probe von David Jeffries' Lunge handelte.

Jack blickte durch das Okular, bewegte den Objektisch in alle Richtungen und sah sich jeden Bereich der Probe an. »Donnerwetter«, sagte er. »Vollkommen zerstört. Die normale Struktur ist ja kaum mehr zu erkennen.«

»Ändert das vielleicht deine Einstellung in Bezug auf eine medizinisch nicht unbedingt notwendige Operation, bei der du es unter Umständen mit einem solch aggressiven Pathogen zu tun bekommst?«

»Laurie!«, schimpfte Jack.

»Also gut.« Laurie gab sich gleichmütig. »War ja bloß eine Frage.«

»Wie sind denn deine Obduktionen heute gelaufen? Ich hatte das Gefühl, dass du besonders konzentriert bei der Sache warst.«

»Ganz prima, besonders unter dem Gesichtspunkt der Ausbildung. Deshalb hat es auch länger gedauert, als ich gehofft hatte. Eigentlich wollte ich ja so schnell wie möglich wieder hier hochkommen und an meiner Tabelle weitermachen.« Sie klopfte auf ihren Schreibblock. »Das ist die einzige minimale Chance, die mir noch geblieben

ist, um dich davon zu überzeugen, dass du einem besonderen MRSA-Ansteckungsrisiko ausgesetzt bist, falls du dich tatsächlich wie geplant operieren lässt.«

»Und?« Jack schaute sie misstrauisch von der Seite an.

»Bis jetzt habe ich noch nichts gefunden«, gab sie zu. Dann blickte sie auf ihre Armbanduhr. »Aber ich habe ja immer noch fünfzehn Stunden.«

»Du meine Güte. Und du behauptest, ich wäre dickköpfig.«

»D u bist dickköpfig. Ich bin höchstens beharrlich, und dann habe ich selbstverständlich noch zusätzlich den Vorteil, dass ich recht habe.«

Jack winkte ab und sammelte seine Krücken ein. »Ich gehe jetzt in mein Büro und räume ein bisschen auf, da ich ab morgen ja ein für paar Tage fehlen werden.« Die Betonung lag auf *für ein paar Tage*.

»Wie ist es denn bei dir gelaufen?«

»Frag nicht. Riva hat mir ein paar gute Fälle versprochen, aber dann waren es bloß zwei natürliche Todesfälle und ein Unfall, alles völlig unspektakulär. Nur Lous Fall war interessant. Das Kaliber der Kugel und die Druckstellen, die offensichtlich von einer Kette stammen, damit das Opfer nicht so schnell wieder an die Wasseroberfläche kommt, deuten auf denselben Täter hin. Bloß, dass sie auch noch vergewaltigt worden ist.«

»Tragisch.«

»Ein weiteres Zeugnis für die Niedertracht der Menschheit.«

»Du meinst wohl, der Männerwelt. Aber jetzt raus hier. Ich habe nur noch fünfzehn Stunden.«

»Wann willst du heute Abend los?«

»Ich glaube, wir sollten lieber getrennte Taxis nehmen, es sei denn, du möchtest Überstunden machen. Ich will unbedingt noch mit dieser Tabelle fertig werden.«

»Ich schaue noch mal hier vorbei, wenn ich fertig bin, falls du es dir bis dahin anders überlegt hast. Aber länger bleiben will ich nicht. Ich möchte meinen Kumpels beim Basketball zuschauen, um mir noch einmal ganz deutlich zu machen, wieso ich mich überhaupt unters Messer legen will.«

Zu diesem Thema durfte Laurie sich nicht äußern. Stattdessen sagte sie: »Ist Chet noch im Büro oder hat er schon Feierabend gemacht?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe zuerst hier bei dir reingeschaut.«

»Tja, also, falls er noch da ist, dann könntest du vielleicht versuchen, seine Begeisterung für seine neue Freundin ein bisschen zu dämpfen.«

»Ach? Wieso denn das?«

»Weil sie zufälligerweise die Vorstandsvorsitzende der Firma ist, die die drei Angels-Healthcare-Spezialkliniken betreibt.«

»Ach, tatsächlich?« Jack hob die Augenbrauen. »Das ist ja ein Zufall. Und warum soll ich seine Begeisterung dämpfen?«

»Sie hat mich doch gestern, als ich in der Orthopädie-Klinik war, praktisch vor die Tür gesetzt. Ich weiß natürlich nicht, wie es sich auf längere Sicht entwickelt, aber im Augenblick habe ich große Zweifel an ihren tatsächlichen Motiven.«

»Keine Angst«, meinte Jack. »Ich wette, Chet hat schon heute Abend wieder eine andere im Blick. Heute in einer Woche kann er sich nicht mal mehr an ihren Namen erinnern.«

»Das hoffe ich sehr, um seinetwillen.«

Jack ging hinaus, und Laurie wandte sich wieder dem Mikroskop zu. Solange Jack da gewesen war, hatte sie sich um Munterkeit bemüht, aber jetzt fühlte sie sich wieder niedergeschlagen. Sie hatte über die noch verbleibenden fünfzehn Stunden gewitzelt, aber in Wahrheit war das viel zu wenig Zeit, um ein Rätsel zu lösen, das schon promovierte Epidemiologen zur Verzweiflung getrieben hatte.

Plötzlich verharrte Lauries Hand am Drehgriff des beweglichen Objektisches. Da war gerade eben etwas Ungewöhnliches durch ihr Sichtfeld gehuscht. Da sie die höchste Vergrößerungsstufe eingestellt hatte, bewegten sich die einzelnen Objekte schon bei der kleinsten Drehung des Griffs sehr schnell durch den Bildausschnitt. Langsam zog sie den Objektisch wieder ein Stück zurück, dann hatte sie das seltsame Ding im Blickfeld.

Laurie war fasziniert. Es befand sich inmitten einer einstigen Bronchiole, wahrscheinlich kurz vor dem Übergang in ein Lungenbläschen, in dem Sauerstoff ins Blut und Kohlendioxid in die Luft abgegeben wird. Laurie stellte sich sofort die Frage, ob das Ding schon vor der Aufbereitung der Gewebeprobe an dieser Stelle war oder ob es sich vielleicht um ein sogenanntes Artefakt handelte, also eine Verschmutzung oder das Resultat eines unsauberen Schnitts, wie sie bei der Aufbereitung eines Präparats gelegentlich vorkommen konnten. Es besaß in etwa die Größe der weißen Blutkörperchen, die Laurie schon gesehen hatte und die das körpereigene Abwehrsystem bildeten, allerdings ohne Zellkern. Von dem Färbemittel, das bei der histologischen Untersuchung verwendet worden war, hatte es so gut wie nichts angenommen.

Das Auffallendste aber war seine fast runde Scheibenform und der symmetrische,

leicht gezackte Rand, der ihm ein beinahe sternförmiges Aussehen verlieh. Das mit der Symmetrie war deshalb von Bedeutung, weil Artefakte meist nicht so symmetrisch waren. Jetzt besah Laurie sich das Objekt genauer. Der gezackte Rand nahm etwa ein Fünftel seines gesamten Durchmessers ein. In der Mitte war das Ding lichtundurchlässig und ließ höchstens ahnen, dass es dort möglicherweise knötchenförmig oder fleckig war. Sie hatte Mühe, es überhaupt einigermaßen konstant im Blickfeld zu behalten. Wenn das Ding doch wenigstens die Färbung angenommen hätte, dann wüsste sie jetzt, ob es wirklich existierte oder ob sie es sich vielleicht nur einbildete. Laurie versuchte ihre Aufregung im Zaum zu halten und holte einen Filzstift hervor, um die genaue Position des Objektes auf dem Glasplättchen zu markieren, damit sie es wieder finden konnte, falls sie den Objektisch versehentlich verstellte. Dazu machte sie an allen vier Rändern des Objektträgers einen kleinen Punkt. Anschließend stellte sie zufrieden eine niedrigere Vergrößerungsstufe ein. Beim Blick durch das Okular erschien das Objekt eindeutig kleiner, und da es keine Färbung besaß, fügte es sich nahtlos in seine chaotische Umgebung ein.

Sie wählte wieder die stärkste Vergrößerung und versicherte sich, dass das Ding, was immer es sein mochte, sich immer noch an Ort und Stelle befand. Dann holte sie Jack nach oben.

Als er sich das Objekt angeschaut hatte, sagte er: »Meine Güte, wie ist denn ein Butterkeks meiner Oma in David Jeffries' Lunge geraten?«

»Sei doch mal ernst«, sagte Laurie. »Wofür hältst du das?«

»Das *ist* mein Ernst. Das Ding sieht so aus, als ob es direkt aus einem der Keksausstecher meiner Oma stammt. Wir haben immer ›Stern‹ dazu gesagt, aber eigentlich ist es dafür viel zu rund.«

»Ob es ein Artefakt sein könnte?«

»Das wäre mein erster Tipp gewesen, aber dafür hat es eine verblüffend symmetrische Form. Das hängt vermutlich mit der dynamischen Spannung zwischen den hydrophilen und den hydrophoben Kräften am Schnittpunkt der Menisken zusammen.«

»Was, zum Teufel, soll das denn heißen?«

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte Jack, der immer noch das Objekt unter dem Mikroskop betrachtete. »Ich quatsche nur irgendwelches pseudomedizinisches Zeug vor mich hin.«

Laurie versetzte ihm einen spielerischen Klaps auf die Schulter. »Und ich hab schon gedacht, du weißt, wovon du redest.«

Jack hob den Blick. »Tut mir leid. Ich habe wirklich keine Ahnung, was das sein könnte. Nicht einmal, ob es organisch oder womöglich nicht organisch ist.«

»Ich auch nicht«, gab Laurie zu.

»Hast du noch mehr von der Sorte entdeckt oder ist das das Einzige?«

»Bis jetzt nur dieses eine. Aber jetzt will ich natürlich wissen, ob es noch mehr davon gibt.«

»Hast du irgendeine Vorstellung, was es sein könnte?«

»Ich glaube, ich weiß, woran es mich erinnert, aber das ist völlig ausgeschlossen.«

»Na, los. Spann mich nicht auf die Folter.«

»Es sieht aus wie eine Diatomee. Hatten wir mal in Biologie, weißt du noch?«

»Ehrlich gesagt, nein.«

»Müsstest du aber. Das ist ein einzelliger pflanzlicher Organismus, auch Kieselalge genannt, mit Zellwänden aus Siliziumdioxid.«

»Oh, Hilfe«, sagte Jack. »Wie kannst du dir das alles bloß merken?«

»Sie sind wunderschön, ein bisschen so wie Schneeflocken. An der Highschool habe ich in Biologie Skizzen davon gemacht.«

»Tja, herzlichen Glückwunsch zu deiner Entdeckung. Aber falls du meine Meinung hören willst: Ich würde eher für ein Artefakt plädieren als für eine Kieselalge aus dem Ozean, es sei denn, die an der Uni-Klinik haben dem Patienten im Rahmen ihrer therapeutischen Bemühungen Meerwasser aus der Antarktis zu trinken gegeben.«

»Sehr witzig«, meinte Laurie sarkastisch. »Artefakt oder nicht, ich werde jetzt jedenfalls überprüfen, ob es noch mehr davon gibt.«

»Viel Glück. Sag mal, ich bin jetzt auf dem Sprung. Willst du's dir vielleicht doch noch mal überlegen und mitkommen?«

»Danke der Nachfrage, aber nein, danke. Ich werde mir noch eine Weile diese Objektträger anschauen und dann meine Tabelle fertig machen. Warte nicht auf mich. Ich weiß ja, dass du früh schlafen gehen möchtest.«

»Meine Güte, Laurie, das ist doch vergeudete Energie.«

»Kann sein, aber ich kriege so oder so wahrscheinlich nicht viel Schlaf heute Nacht.«

Jack beugte sich zu ihr hinab, um sie in den Arm zu nehmen, doch sie stand auf und schlang die Arme um ihn.

»Bis nachher«, sagte Jack und versetzte ihr mit dem Zeigefinger einen liebevollen Stups auf die Nasenspitze.

»Was war das denn?«, fragte Laurie und wich instinktiv zurück.

Jack zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht. Nur so eine kleine Zärtlichkeit, ich schätze mal ...« Jack unterbrach sich und wirkte mit einem Mal unsicher. »Ich schätze mal, weil ich dich toll finde.«

»Raus hier, du Hornochse«, sagte Laurie und knuffte ihn. Jacks unbeholfene Rührseligkeit drohte Lauries sorgfältig errichtetes Abwehrbollwerk zu zerstören. Auch, wenn sie es sich nicht anmerken ließ: Ihre eigenen, aufgewühlten Emotionen lauerten direkt hinter der brüchigen Fassade. Einerseits wollte sie ihm für seine Operation gerne den Rücken stärken, was ihm, wie jedem anderen, dem so etwas bevorstand, bestimmt gutgetan hätte, aber andererseits wollte sie ihn nicht verlieren und war sehr verärgert darüber, dass er sie einem solchen Konflikt aussetzte.

Jack sammelte seine Krücken ein und lächelte Laurie ein letztes Mal zu, dann ging er. Laurie stand einen Augenblick lang da und betrachtete die Aktenstapel mit ihren fünfundzwanzig MRSA-Fällen. Schnell eilte sie zur Tür und rief hinter Jack her: »Vergiss die antibakterielle Seife heute Abend nicht.«

»Hab ich auf dem Zettel«, antwortete Jack, ohne sich umzudrehen.

Laurie eilte in ihr Büro zurück. Dort blieb sie einen kurzen Augenblick stehen und dachte über die Erkenntnis nach, dass eines der Probleme in einer echten Beziehung zu einem anderen Menschen darin bestand, dass man dem anderen gestatten musste, er selbst zu sein und – im Rahmen eines hoffentlich aufgeklärten Egoismus – eigenständige Entscheidungen zu treffen. Letztendlich lief es aus Lauries Sicht darauf hinaus, dass man, wenn man den anderen wirklich liebte, akzeptieren musste, dass das Universum zwei Mittelpunkte hatte. Die Frage, ob Jack sich nun operieren lassen sollte oder nicht, war dafür ein gutes Beispiel.

Doch dann schob Laurie all die philosophischen Gedanken, die, so schien es ihr, doch nur aus aufgeblasenen und übergeschnappten Wortklaubereien bestanden, beiseite und setzte sich wieder an ihren Schreibtisch. Abwechselnd blickte sie das Mikroskop und die Tabelle an. Beide verlangten nach ihr. Die Tabelle war zwar langfristig erfolgversprechender, doch das einer Diatomee ähnliche Ding war verlockender.

Laurie beugte sich über das Okular. Sie wollte die gesamte Gewebeprobe auf diesem Objektträger systematisch absuchen. Vielleicht entdeckte sie ja noch mehr von diesen Gebilden.

Angelo kam an derselben Stelle zum Stehen, an der er und Franco vorhin schon geparkt hatten, bevor sie ihren Beobachtungsposten verlassen hatten. Sie standen am

Straßenrand der First Avenue, unmittelbar vor der Kreuzung mit der 30th Street. Rechter Hand lag das OCME, der Berufsverkehr war in vollem Gang.

Angelo schob den Schalthebel auf Parkstellung und zog die Handbremse an. »Kein Range Rover weit und breit«, sagte er in dem Versuch, sein Verhalten vom Mittag zu rechtfertigen.

»Fang gar nicht erst damit an«, erwiderte Franco und machte es sich gemütlich. Er hatte sich, genau wie Angelo, bei Johnny's einen Kaffee und ein Sandwich besorgt.

»Richie und Freddie sind jetzt auch da«, sagte Angelo mit einem Blick in den Rückspiegel. Der weiße Lieferwagen schob sich bis auf dreißig Zentimeter an ihre hintere Stoßstange heran.

Franco gab keine Antwort. Mit konzentriertem Blick suchte er die Umgebung ab. Er wollte jede erkennbare Schwierigkeit wie zum Beispiel parkende Streifenwagen oder Streifenpolizisten, die in irgendwelchen Ecken herumlungerten, von vornherein ausschließen.

Angelo nippte an seinem Kaffee und wickelte sein Sandwich aus. Dann warf er einen Blick durch die Windschutzscheibe und schreckte auf.

»Ihr Freund!«, schrie er so laut, dass Franco zusammenzuckte und seinen Schoß mit Kaffee bekleckerte. Ohne darauf zu achten, griff Angelo nach der kleinen, gusseisernen Flasche mit dem Ethylen und einer Plastiktüte.

»Scheiße!«, brüllte Franco und streckte den Rücken durch, um den Hintern vom Sitz zu heben.

Angelo ließ das Ethylen zu Boden fallen und holte hinter seinem Sitz eine Haushaltsrolle hervor, ohne jedoch den Haupteingang des OCME aus den Augen zu lassen.

Franco riss ein paar Tücher ab und wischte erst den Sitz und mit ein paar weiteren seine Hose trocken. Erst dann schaute er ebenfalls hinaus. »Wo ist die Montgomery?«

»Ich weiß nicht«, meinte Angelo niedergeschlagen. »Mein Gott, diese Frau geht mir so was von auf den Sack. Wo, zum Teufel, steckt sie bloß?«

Sie sahen Jack mit erhobenem Arm an der Straße stehen, die Krücken unter die Achseln geschoben. Er hatte sich so weit vorgewagt, wie es angesichts des vorbeibrausenden Verkehrs nur möglich war.

»So ist es vermutlich sogar besser«, sagte Franco. »Wir können sie bestimmt sehr viel leichter kriegen, wenn uns ihr Freund nicht dazwischenfunkelt.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, meinte Angelo. »Ich hoffe bloß, dass sie nicht schon früher gegangen ist.«

»Entspann dich«, erwiderte Franco. »Sei doch nicht immer so pessimistisch.«

»Wünschen Sie noch etwas Tee?«, erkundigte sich der Kellner.

Adam schüttelte den Kopf. Er saß im ovalen Teesalon des Pierre, der an den auf die Fifth Avenue hinausführenden Hauptflur des Hotels angrenzte. In seiner Kindheit war dieser Raum mit seinen wunderlichen Wandmalereien und, was noch wichtiger war, seiner nachmittäglichen Auswahl an Keksen und Teegebäck das Lieblingszimmer seines Vaters hier im Hotel gewesen. Während er eine Seite im Feuilleton der *Times* umblätterte, spürte er, wie sein BlackBerry vibrierte. Er holte den Taschencomputer hervor und sah, dass er eine E-Mail bekommen hatte. Die Nachricht war kurz und eindeutig: 63 West 106th.

Nachdem er die Rechnung auf seine Zimmernummer gebucht hatte, ging Adam nach oben, um seine Sachen zu holen. Er fühlte sich bestärkt. Der Zeitpunkt hätte nicht besser sein können. Zehn Minuten später saß er in seinem Range Rover. Er spürte, dass seine Mission bald zu Ende gehen würde, und ersetzte Bach durch Beethoven.

Laurie lehnte sich weit nach hinten, sodass ihr Stuhl protestierend quietschte. Sie rieb sich mit den Fingerspitzen die Augen. Anscheinend hatte sie so konzentriert in ihr Mikroskop gestarrt, dass sie vergessen hatte zu blinzeln, ihre Augen fühlten sich jedenfalls irgendwie sandig an. Doch die Massage zeigte sehr schnell die gewünschte Wirkung, und nachdem sie fünf Sekunden lang gerieben und etliche Male mit den Lidern geblinzelt hatte, war alles wieder in Ordnung.

Laurie hatte immer noch keine Ahnung, worum es sich bei diesen gezackten, scheibenähnlichen Dingen handeln könnte, hatte in ihrer Gewebeprobe aber zwei weitere entdeckt. Und da alle drei absolut identisch aussahen, war sie der Meinung, dass es sich nicht um irgendwelche Artefakte handeln konnte, die erst bei der Präparation des Objektträgers hineingeraten waren. Diese Dinger hatten sich schon bei David Jeffries' Tod in seiner Lunge befunden.

Lauries Stimmungskurve zeigte steil nach oben. Sie gestattete sich sogar eine kleine, tagträumerische Fantasie, in der sie einen neuen Infektionserreger entdeckt hatte, der in Verbindung mit einem Staphylokokkenbefall extrem lebensgefährlich war. An diesem Punkt angelangt, stürzte sie in die Histologie hinunter und flehte Maureen, die gerade Feierabend machen wollte, an, ihr noch weitere Objektträger mit Gewebeproben von einer Handvoll anderer MRSA-Fälle herauszusuchen. Laurie bedankte sich überschwänglich und hastete in ihr Büro zurück.

Zu ihrer großen Befriedigung entdeckte sie noch mehr dieser der Diatomee ähnlichen Objekte und stellte fest, dass deren Anzahl von Fall zu Fall variierte. In einigen Fällen waren überhaupt keine zu entdecken. Sie kamen insgesamt jedoch nur sehr selten vor und hatten nie auch nur die geringste Färbung angenommen, sodass sie ihren Kollegen keinen Vorwurf machen konnte, weil sie nichts entdeckt hatten. Jetzt bewährte sich ihre Tabelle zum ersten Mal. Sie war zwar immer noch nicht vollständig, doch sie schien zu belegen, dass die scheibenähnlichen Objekte eine pathogene Wirkung hatten. Je weniger Zeit zwischen den ersten Symptomen und dem Tod der einzelnen Patienten lag, desto mehr dieser der Diatomee ähnlichen Dinger konnte Laurie entdecken. Auch wenn die Entdeckung nicht alle Kriterien der Henle-Koch-Postulate erfüllte, die zur eindeutigen Identifizierung eines Mikroorganismus als Auslöser einer Infektionskrankheit erforderlich waren, fühlte Laurie sich ermutigt. Sehr ermutigt sogar.

Da ihre Augen sich wieder völlig normalisiert hatten, griff Laurie nach ihrem Karteikartenkarussell. Sie musste versuchen, diese gezackten, mikroskopisch kleinen Dinger zu identifizieren. Vor ein paar Jahren hatte Jack im Zusammenhang mit einer Leberzyste etwas Ähnliches gehabt. Er war damals mit seiner Gewebeprobe ins NYU Medical Center gegangen und hatte sie Prof. Dr. Peter Malovar gezeigt, einer Kapazität auf dem Gebiet der Pathologie. Obwohl er schon über neunzig und seit Langem emeritiert war, besaß er dort nach wie vor ein Büro und den Ruf, über ein enzyklopädischen Wissen zu verfügen. Die Arbeit war sein Leben, besonders, seitdem vor zwanzig Jahren seine Frau gestorben war.

Mit zitternden Fingern tippte Laurie Malovars Durchwahl ein und hoffte inständig, dass die Gerüchte über die langen Arbeitszeiten des betagten Pathologen korrekt waren. Sie saß mit gedrückten Daumen da, während das Telefon einmal und dann ein zweites Mal klingelte, bis zu ihrer großen Freude beim dritten Klingeln der Hörer abgenommen wurde.

Dr. Malovar besaß einen leichten, aber angenehmen englischen Akzent, eine großväterliche Ruhe und für einen über Neunzigjährigen eine verblüffende Klarheit. Laurie trug ihm ihr Anliegen in schnellen Sätzen vor und verhaspelte sich immer wieder in der Eile. Als sie fertig war, entstand eine Pause. Einen kurzen Augenblick lang fürchtete sie, dass die Verbindung unterbrochen worden war.

»Na, das ist aber mal eine erfreuliche Überraschung«, erwiderte Dr. Malovar glücklich. »Aus dem Stand kann ich nicht sagen, worum es sich da handeln könnte, aber ich würde es mir sehr gerne anschauen. Es hört sich jedenfalls wunderbar

faszinierend an.«

»Könnte ich es vielleicht jetzt gleich bei Ihnen vorbeibringen?«, erkundigte sich Laurie.

»Es wäre mir eine große Freude«, erwiderte Dr. Malovar.

»Ich es nicht zu spät? Ich meine, ich will Sie nicht aufhalten.«

»Unsinn, Frau Dr. Montgomery. Ich bin jeden Abend bis zehn oder elf Uhr hier. Ich stehe Ihnen zur Verfügung.«

»Vielen Dank. Ich mache mich gleich auf den Weg. Wie komme ich am besten in Ihr Büro?«

Laurie erhielt eine detaillierte Wegbeschreibung, dann legte sie auf. Sie griff nach ihrem Mantel und eilte zum Fahrstuhl. Beim Betreten der Kabine fing ihr Magen an zu knurren und erinnerte sie daran, dass sie das Mittagessen ausgelassen hatte. Da Dr. Malovar noch eine Weile in seinem Büro bleiben wollte, drückte sie die Taste für den ersten Stock. In den Selbstbedienungsautomaten der Kantine herrschte keine große Auswahl, aber irgendetwas mit wenigstens ein paar Kalorien würde sich schon finden lassen.

Die Kantine war ein beliebter Treffpunkt für die Hilfskräfte des Instituts, besonders während der Essenszeiten. Da bildete auch dieser Abend keine Ausnahme. Es war kurz nach sieben, und die halbe Belegschaft der Spätschicht, die von 15.00 Uhr bis 23.00 Uhr dauerte, war hier. Durch die dicken Betonwände empfand Laurie den herrschenden Lärm als beinahe schmerzhaften Gegensatz zu der Stille in ihrem Büro. Als sie vor einem der Automaten stand und fieberhaft überlegte, welches Angebot wohl das am wenigsten schädliche sein mochte, da hörte sie inmitten all des Krachs ihren Namen. Sie drehte sich um und sah in die lächelnden Gesichter von Jeff Cooper und Pete Molimo. Sie waren die Fahrer der Spätschicht, die für den Leichentransport zuständig waren. Im Lauf der Jahre hatte Laurie zu ihnen, wie zu den meisten anderen Mitarbeitern auch, einen freundschaftlichen Kontakt aufgebaut. Laurie und Jack ließen sich öfter als ihre Kollegen auch abends und nachts an Tatorten sehen, weil sie beide solche Ortstermine als außerordentlich hilfreich empfanden.

Die Männer genossen ihre Pause. Sie waren mit Essen fertig, was an den auf ihrem Tisch verstreuten Überresten deutlich abzulesen war. Abgesehen von Autounfällen im Berufsverkehr wurden sie nur selten während des Essens irgendwohin gerufen, erst nach neun Uhr wurde wieder häufiger gestorben. Sie saßen an einem Vierertisch und hatten die Füße auf den jeweils gegenüberliegenden Stuhl gelegt.

»Hab Sie in letzter Zeit nicht oft gesehen, Frau Dr. Montgomery«, sagte Jeff.

»Ja, genau, wo haben Sie sich denn versteckt?«, fügte Pete hinzu.

Laurie lächelte. »Entweder im Büro oder im Schacht.«

»Sind Sie nicht ein bisschen spät dran für Ihren Feierabend?«, wollte Pete wissen.

»Die meisten Gerichtsmediziner hauen doch schon vor fünf wieder ab.«

»Ich bin gerade noch mit einem Projekt beschäftigt«, sagte Laurie. »Deshalb gehe ich auch jetzt noch nicht nach Hause. Um ehrlich zu sein, ich bin gerade auf dem Sprung rüber ins NYU Medical Center.«

»Wie kommen Sie da hin? Ich weiß nicht, wie es jetzt aussieht, aber vor einer Stunde hat es draußen noch genieselt.«

»Ich gehe zu Fuß«, meinte Laurie. »Für die kurze Strecke lohnt sich kein Taxi.«

»Ich könnte Sie kurz rüberfahren«, bot Pete an. »Wir hocken sowieso bloß hier rum, und so langsam habe ich keine Lust mehr, mit diesem eingefleischten Boston-Fan hier zu reden.«

»Und wenn ein Anruf reinkommt?«, erwiderte Laurie.

»Was soll's? Ich hab ja ein Funkgerät.«

Zwei Sekunden später hatte Laurie ihre Entscheidung gefällt. »Können wir jetzt sofort los?«

»Aber auf jeden Fall«, meinte Pete und sammelte seinen Müll ein.

Es war in vielerlei Hinsicht verrückt, mit dem Auto zu fahren, schließlich befand sich der Eingang des Medical Center im gleichen Straßenzug wie das OCME, und als sie jetzt aus der Leichenwagenschleuse auf die 30th Street fuhren, regnete es nicht einmal mehr. Ja, im Westen war sogar ein Stück fahlen, blaugrünen Himmels zu sehen, das sich langsam näher schob.

»Das ist wirklich ziemlich absurd«, sagte Laurie, als Pete fast unmittelbar nach Beginn der keine zweihundert Meter langen Fahrt auf der First Avenue die gebogene Auffahrt vor dem Eingang des Medical Center hinauffuhr. Er war nicht schneller als dreißig Stundenkilometer gefahren. »Tut mir leid, dass ich Ihnen solche Umstände gemacht habe.«

»Ach was, nicht der Rede wert«, versicherte Pete. »Ich bin froh, dass ich Jeff, dem alten Penner, entkommen bin. Der ist so sicher, dass die Sox die Yankees schlagen, dass er seine Klappe überhaupt nicht mehr halten kann.«

Laurie sprang aus dem Lieferwagen, bedankte sich bei Pete und winkte ihm mit der Schachtel, in der die Objektträger lagen, zu, bevor sie durch die Drehtür eilte. Die Eingangshalle war voller Besucher, doch Laurie ließ die Menge schnell hinter sich und machte sich auf den Weg in die Forschungsabteilung. Mit dem Fahrstuhl gelangte

sie in den fünften Stock. Beim Aussteigen fiel ihr auf, dass es in diesem Korridor genauso still war wie vor ihrem eigenen Büro. Die meisten Türen waren geschlossen, sie begegnete keinem einzigen Menschen.

Der renommierte Forscher saß in einem kleinen, fensterlosen Zimmerchen, das früher einmal ein Lagerraum gewesen sein mochte. Der alte Mann hatte die Wände mit seinen Diplomen, Preisen und Ehrenurkunden geschmückt, alle in einfachen Glasrahmen mit schwarzem Rand. Eine Wand wurde von einem riesigen, frei stehenden Bücherregal dominiert, in dem all seine bevorzugten pathologischen Werke standen. Etliche davon waren in Leder gebunden. Den größten Teil des übrigen Raumes nahm ein großer Mahagonischreibtisch ein, auf dem sich zahlreiche Neuausgaben sowie Notizblöcke mit geheimnisvollen Zeichen stapelten.

Bei Lauries Eintreten erhob er sich und streckte ihr die Hand entgegen. Sie war verblüfft, welche Ähnlichkeit er, bedingt durch seinen weißen Haarschopf, mit Einstein besaß. Außerdem hatte er einen Rundrücken, als ob seine ganze Anatomie darauf ausgelegt sei, in ein Mikroskop zu schauen.

»Wie ich sehe, haben Sie die Gewebeproben dabei«, sagte er und bedachte Lauries Schachtel mit den Objektträgern mit gierigen Blicken.

In Erwartung ihres Eintreffens hatte er sein imposantes Mikroskop auf ein extra angefertigtes Regal gestellt, das sich am einen Ende des Schreibtisches befand. Es war ein Lehrmikroskop mit zwei Stereo-Okularen. Darauf war eine ebenso imposante Digitalkamera montiert, die auf den gleichen Bildausschnitt gerichtet war wie die beiden Okulare.

»Wollen wir?«, fuhr er fort und bedeutete Laurie, sie solle sich auf den Platz auf ihrer Seite des Mikroskops setzen.

Laurie setzte sich. Aus dem Augenwinkel registrierte sie seine gespannten Blicke, während sie die Schachtel öffnete und vorsichtig einen der mit Filzstiftmarkierungen versehenen Objektträger herausholte. Da es Malovars Mikroskop war, reichte sie ihm die Probe, und er legte sie begierig auf den beweglichen Objektisch und richtete sie nach den Filzstiftmarkierungen aus. Nachdem er die schwächere Linse abgesenkt hatte, bat er sie, mithilfe des Drehgriffs den Abstand so einzustellen, dass das, was sie interessierte, gut zu erkennen war.

Laurie hatte mittlerweile Übung im Aufspüren der farblosen Objekte, und so wurde sie schnell fündig. »Ich weiß nicht, ob Sie es erkennen können, jetzt sitzt es direkt in der Mitte.«

»Ich glaube, ich hab's«, erwiderte Dr. Malovar. Er hob den Kopf und wählte eine

höhere Vergrößerungsstufe, um das Objekt anschließend wieder scharf zu stellen. »Oh, ja!«, sagte er, als ob ihm der Anblick körperliches Vergnügen bereitere. »Hochinteressant! Sehen sie alle ähnlich aus?«

»Ja, genau«, meinte Laurie. »Verblüffend ähnlich.«

»Diese Symmetrie, diese elegant geschwungenen Linien. Konnten Sie sie schon von der Längsseite her sehen?«

»Nein, leider nicht«, gestand Laurie. »Ich weiß also nicht, ob sie scheibenförmig oder rund sind.«

»Ich würde sagen, scheibenförmig. Ist Ihnen die leichte Knötchenform aufgefallen?«

»Ja, schon, aber ich war mir nicht sicher, ob das nicht eine optische Täuschung ist.«

»Das ist keine Täuschung, auf keinen Fall. Faszinierend, genau wie die Zerstörungen des Lungengewebes.«

Laurie konnte es kaum erwarten, dass er ihr endlich sagte, was es war. Warum spannte er sie bloß so auf die Folter?

»Es ist deutlich zu erkennen, dass sie sich in den Bronchiolen niedergelassen haben und nicht in den Alveolen.«

»Den Eindruck hatte ich auch«, meinte Laurie.

»Mir ist schon klar, wie Sie auf den Vergleich mit den Diatomeen kommen, auch wenn ich von selbst nicht drauf gekommen wäre.«

Laurie wurde langsam ungeduldig. Schließlich fragte sie ihn ganz direkt: »Was ist es denn nun?«

»Ich habe keine Ahnung«, erwiderte Dr. Malovar.

Laurie reagierte verblüfft. Sie war sich besonders nach seiner genüsslichen Beschreibung des Objektes sicher gewesen, dass er es schon im ersten Augenblick genau erkannt hatte. Der Schock verwandelte sich in Enttäuschung, als ihr klar wurde, dass sie nun nicht mit neuen, alles entscheidenden Informationen zu Jack nach Hause laufen konnte. Sie überlegte, ob der eine oder andere ihrer Kollegen die Dinger vielleicht gesehen, sie jedoch als unbedeutend abgetan hatte.

»Könnten sie vielleicht irgendetwas mit den fulminanten MRSA-Infektionen dieser Patienten zu tun haben?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wie wir sie identifizieren können?«

»In diesem Fall *habe* ich eine Ahnung. Ich würde sie mir gerne unter dem Rasterelektronenmikroskop anschauen, besonders, wenn wir eines dieser Teile aufgetrennt haben.«

»Dauert das lange? Geht das heute Abend noch?«

Dr. Malovar legte den Kopf in den Nacken und lachte. »Ihr Eifer ist bemerkenswert. Nein, heute Abend geht das nicht mehr. Dafür braucht man eine gewisse Übung. Wir haben jemanden, der das ziemlich gut beherrscht, aber der ist jetzt natürlich schon zu Hause. Ich kann aber versuchen, dass er zumindest morgen gleich damit anfängt.«

»Wie wäre es denn mit einem Mikrobiologen?«, schlug Laurie vor. »Soll ich die Proben vielleicht mal einem Mikrobiologen zeigen?«

»Das können Sie natürlich machen, aber besonders optimistisch wäre ich da nicht. Ich habe mich auch ein bisschen mit Mikrobiologie beschäftigt.« Er deutete auf eine Promotionsurkunde in Mikrobiologie.

Laurie war am Boden zerstört.

»Aber ich glaube, ich kenne jemanden, der das Objekt auf den ersten Blick erkennen wird.«

Lauries Augen fingen an zu glänzen. Die Fahrt auf der emotionalen Achterbahn ging wieder bergauf. »Wer denn?«, erkundigte sie sich begierig.

»Unser Dr. Collin Wiley. Ich habe den leisen Verdacht, dass es sich bei dem, was wir hier sehen, um einen Parasiten handelt, und Dr. Wiley ist unser Abteilungsleiter für Parasitologie.«

»Können wir ihm die Proben heute noch vorlegen? Meinen Sie, er ist noch im Haus?«

»Nein, ist er nicht. Um ehrlich zu sein, Dr. Wiley befindet sich gerade in Neuseeland bei einer Parasitologen-Konferenz.«

»Großer Gott«, murmelte Laurie. Die Achterbahn stürzte wieder talwärts. Sie sank deutlich sichtbar auf ihrem Stuhl zusammen.

»Jetzt machen Sie doch nicht so ein betrübtetes Gesicht, meine Liebe«, sagte Dr. Malovar und beugte sich zur Seite, um Laurie mit seinen gletscherblauen Augen direkt anzusehen. »Wir leben im Informationszeitalter. Ich mache gleich einfach ein paar hoch auflösende Digitalfotos und schicke sie Dr. Wiley per E-Mail zu, zusammen mit einer Fallbeschreibung. Ich weiß ganz genau, dass er seinen Laptop dabei hat, weil sich darauf nämlich die PowerPoint-Präsentationen für seinen Vortrag befinden. Würden Sie mir vielleicht Ihre E-Mail-Adresse geben?«

Laurie suchte in ihrer Handtasche nach einer ihrer OCME-Visitenkarten und reichte sie ihm.

»Wunderbar«, meinte Dr. Malovar und legte sie auf seine Schreibtischecke.

»Was glauben Sie, wann kann ich mit einer Antwort rechnen?«

»Das liegt einzig und allein bei Herrn Dr. Wiley. Und bitte bedenken Sie, dass er sich gerade am anderen Ende der Welt befindet.«

Nachdem sie besprochen hatten, auf welchem Weg Laurie Dr. Malovar am besten eine Gewebeprobe von David Jeffries' Lunge zukommen lassen konnte – vielleicht sogar den Paraffinblock aus der Histologie –, ließ Laurie den Pathologen in seinem Büro allein. Auf der Fahrt im leeren Fahrstuhl nach unten fasste sie einen Entschluss. Obwohl sie eigentlich unbedingt noch ihre Tabelle vervollständigen wollte, würde sie zunächst darauf verzichten und lieber nach Hause fahren. Sie betrachtete allein die Entdeckung der unbekannten Objekte als eine nennenswerte, wenn auch nicht gerade große Chance, Jack dazu zu bringen, das Operationsrisiko aus ihrem Blickwinkel zu sehen.

Am Ausgang angekommen, hielt sie ohne große Mühe ein Taxi an.

Sobald Adam in die 106th Street eingebogen war, hatte er gespürt, dass seine Ahnung, was das unmittelbar bevorstehende Ende seiner Mission anging, vielleicht etwas verfrüht gewesen war. Das hier war keine ruhige Seitenstraße, hier wimmelte es vielmehr von allen möglichen Erwachsenen und Kindern, die das besser werdende Wetter genossen. Dieser Eindruck hatte sich noch verstärkt, als er an Laurie Montgomerys Haus vorbeigefahren war. Direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite lag ein großer und sehr belebter Sport- und Spielplatz, umgeben von einem beeindruckenden Aufgebot an Quecksilberdampflampen, die in der Lage waren, den gesamten Bereich in taghelles Licht zu tauchen. Endgültig überzeugt war er schließlich gewesen, als er kurz angehalten und sich umgeschaut hatte und dabei Montgomerys verletzten Mann oder Lebensgefährten an der Seitenlinie eines Basketballfeldes entdeckt hatte, wo sich insgesamt ungefähr fünfzig Personen aufhielten und entweder selbst spielten oder zuschauten. Als er den Mann dort auf seine Krücken gestützt stehen sah, war Adam sich so gut wie sicher, dass Laurie ebenfalls bereits zu Hause war.

Doch Adam hatte sich davon nicht entmutigen lassen. Ganz im Gegenteil. Die Gegend hier war trotzdem sehr viel besser für den Mordanschlag geeignet als der Eingangsbereich des OCME. Es bedeutete lediglich, dass er bis zum Morgen warten musste. Dann würde sie aus ihrer Haustür treten und sich entweder nach Osten Richtung Central Park West oder nach Westen zur Columbus Avenue wenden, um ein Taxi heranzuwinken. Er würde so oder so die Gelegenheit bekommen, sie umzulegen. Heute Morgen war Laurie gegen Viertel nach sieben zur Arbeit erschienen, also

musste sie gegen Viertel vor sieben das Haus verlassen haben. An diesem Punkt seiner Überlegungen hatte Adam sich geschworen, am folgenden Tag spätestens um 6.15 Uhr vor Montgomerys Haus zu stehen.

»Guten Abend, Mr Bramford«, sagte der Portier, als Adam vor dem Pierre aus seinem Range Rover stieg. »Brauchen Sie den Wagen heute Abend noch einmal?«

»Nein, aber ich möchte, dass er morgen Früh um Punkt sechs startklar ist. Lässt sich das machen?«

»Kein Problem, Mr Bramford. Der Wagen steht hier für Sie bereit.«

Nachdem er seine Sachen, insbesondere seine Sporttasche, herausgeholt hatte, eilte er ins Pierre. Vielleicht konnte der Portier ihm noch eine Karte für die Philharmoniker oder irgendein anderes Konzert im Lincoln Center besorgen.

Franco wollte Angelo darauf aufmerksam machen, wie spät es bereits war, und streckte umständlich den Arm aus, zog seinen Jackettärmel zurück, beugte den Ellbogen und drehte sein Handgelenk, um dann mit großer Geste auf seine Armbanduhr zu schauen. Angelo saß neben ihm und starrte durch die Windschutzscheibe in die Düsternis hinaus. Hätte er nicht gelegentlich mit den Augen geblinzelt, man hätte meinen können, er sei eingeschlafen. Der Verkehrsstrom auf der First Avenue war zu einem kläglichen Rinnsal geworden. Ohne die Straßenlaternen wäre es stockfinster gewesen. Die Sonne war längst schon untergegangen, und der Mond war nirgendwo zu sehen.

»Sie kommt nicht mehr«, sagte Franco dann irgendwann. »Zumindest heute Abend nicht mehr. Wir können doch nicht die ganze Nacht hier rumhocken.«

»Diese Hexe!«, knurrte Angelo.

»Ich weiß, es ist frustrierend. Als ob sie sich über uns lustig machen will. Ich schätze mal, sie hat heute früher Schluss gemacht und ist kurz, bevor wir hier waren, nach Hause gegangen. Oder sie macht Überstunden. Aber ich finde, wir sollten jetzt langsam verschwinden, so oder so. Die Jungs hinter uns werden auch langsam kribbelig.«

»Noch fünfzehn Minuten.«

»Angelo! Das hast du schon vor einer halben Stunde gesagt. Es wird Zeit, dass wir uns verziehen. Wir kommen morgen Früh wieder. Du kriegst deine Rache noch früh genug.«

»Zehn Minuten.«

»Nein! Wir hauen ab, und zwar jetzt sofort! Ich wollte schon vor einer halben

Stunde los. Ich habe schon länger kein gutes Gefühl mehr dabei, dass wir hier rumstehen, ich habe keine Lust, dass uns jemand bemerkt und Verdacht schöpft. Lass den Motor an und gib den Jungs im zweiten Lieferwagen ein Zeichen!«

Angelo startete den Motor und schaltete die Scheinwerfer ein paarmal an und wieder aus.

»Also gut, nichts wie weg hier.«

Widerwillig fuhr Angelo los. Langsam rollte er am OCME vorbei und blickte durch die Eingangstür ins Innere des Gebäudes.

»Sieht aus wie ausgestorben«, meinte Franco. »Wie passend.«

Als sie die First Avenue entlangglitten, brach Angelo das Schweigen. »Vielleicht sollten wir ja mal in der Wohnung von ihrem Freund nachschauen, wenn wir sie hier nicht kriegen.«

»Aber erst, wenn wirklich gar nichts anderes mehr geht«, platzte Franco kopfschüttelnd heraus. Er und Angelo hatten Jacks Apartment bereits vor zehn Jahren einen Besuch abgestattet, mit desaströsem Ausgang. »Seine Kumpels sind eine Plage für die ganze Nachbarschaft und passen genau auf, ob irgendwelche anderen Banden in der Nähe sind. Wir lassen vorerst alles beim Alten. Ich meine, es ist ja nicht so, dass wir schon seit einer Woche hier rumhocken, wenn du verstehst.«

Angelo nickte missmutig. Er kam sich vor wie ein Kind, das ein Geschenk bekommen sollte, aber noch warten musste.

Als Laurie vor ihrem Haus aus dem Taxi stieg, warf sie einen Blick auf das hell erleuchtete Basketballfeld hinüber. Es kam ihr so vor, als ob heute Abend besonders viele Leute da waren, was den Ehrgeiz und die Einsatzbereitschaft der Spieler enorm steigerte. Wie zum Beweis waren die Anfeuerungs- und Schmährufe, die Laurie hörte, durchdringender als sonst. Sie stellte sich auf Zehenspitzen und suchte in der Zuschauermenge nach Jack. Er war so verrückt nach Basketball, dass sie eigentlich fest damit rechnete, ihn irgendwo zu sehen, konnte ihn aber nicht entdecken. Wenige Minuten später sah sie ihn in der Badewanne liegen.

»Du bist ja früh dran«, sagte er. »Als ich gesehen habe, wie viel Arbeit du mit deiner Tabelle noch hast, da dachte ich, du kommst vor zehn bestimmt nicht nach Hause. Bist du denn fertig geworden?«

»Nein, ich bin noch nicht fertig«, gab Laurie zu, während sie den Mantel abstreifte und in den Flur warf. Dann machte sie die Badezimmertür zu, damit der heiße Dampf nicht nach draußen entweichen konnte. Sie klappte den Toilettendeckel herunter und

blickte Jack direkt an.

»Ich bade in antibakterieller Seife«, sagte Jack und wich ihrem Blick aus. Lauries ernste Miene und die Tatsache, dass sie sich freiwillig in das dampfende Badezimmer gesetzt hatte, verschaffte ihm das unangenehme Gefühl, dass sie wieder einmal mit ihm reden wollte, angesichts des Zeitpunktes konnte es nur um ein Thema gehen. »Ich dachte, es interessiert dich vielleicht, wie verantwortungsbewusst ich mich verhalte«, fügte er hinzu.

»Ich bin mit der Tabelle nicht fertig geworden, weil ich noch mehr von diesen der Diatomee ähnlichen Dingen entdeckt habe.«

»Tatsächlich?«, sagte Jack ohne allzu große Begeisterung.

»Tatsächlich«, wiederholte Laurie. Dann fing sie an zu erzählen, wie sie zuerst noch mehr davon in David Jeffries' Gewebeprobe gefunden hatte und anschließend auch in den meisten anderen Fällen, von denen sie sich eine Probe hatte beschaffen können.

»Waren in allen Gewebeproben welche drin?«, wollte Jack wissen. Er wusste zwar, wohin dieses Gespräch führen würde, doch sein Interesse war geweckt. Eigentlich war er davon ausgegangen, dass dieses Ding keinen natürlichen Ursprung haben konnte.

»Nicht in allen, aber in den meisten. Was ich aber besonders interessant finde, ist, dass ich mithilfe meiner unvollständigen Tabelle festgestellt habe, dass die Anzahl dieser Partikel umso größer ist, je weniger Zeit zwischen den ersten Symptomen und dem Eintreten des Todes vergangen ist.«

»Dann hast du dir also willkürlich jede Gewebeprobe angesehen und durchgezählt.«

»Ganz genau.«

»Tja, das kann man ja kaum wissenschaftlich nennen.«

»Ich weiß«, gab Laurie zu. »Es ist nicht mehr als ein Anhaltspunkt, allerdings ein ziemlich konstanter und von daher durchaus belastbar.«

Jack fuhr sich mit seifigen Fingern durch die Haare. »Das klingt ja wirklich sehr interessant, aber ich weiß nicht genau, was ich damit anfangen soll. Ich meine, wir wissen doch gar nicht, was es ist.«

»Das ist ja noch nicht alles. Ich habe also Dr. Malovar angerufen, den du im Zusammenhang mit deiner Leberzyste so gelobt hast.«

»Wie geht es ihm? Das ist ein Typ, was? Absolut bewundernswert. Ich kann nur hoffen, dass ich in seinem Alter auch noch so gut beieinander bin, von seinen Forschungen ganz zu schweigen.«

»Es geht ihm gut, aber willst du gar nicht wissen, was er gesagt hat?«

»Aber doch, auf jeden Fall. Wie lautet seine Diagnose?«

»Er hat gesagt, er hätte keine Ahnung.«

Jack stieß ein kurzes, verblüfftes Lachen aus. »Er hat keine Ahnung. Ich bin sprachlos.«

»Er hat gesagt, er glaubt, es sei ein Parasit.«

»Das könnte natürlich sein. Hast du Dr. Wiley einen Blick darauf werfen lassen?«

»Dr. Wiley ist leider bei einer Parasitologenkonferenz in Neuseeland.«

»Tja, dann werden wir uns wohl noch ein wenig gedulden müssen, aber Wiley ist auf seinem Gebiet eine ähnliche Koryphäe wie Malovar auf seinem.«

»Dr. Malovar hat ihm ein Digitalfoto geschickt, und ich bin mir sicher, dass Dr. Wiley sich meldet, sobald er es bekommen hat.«

»Auch, wenn natürlich niemand sagen kann, wann genau das sein wird.«

»Da hast du recht, leider.«

»Okay, Laurie«, sagte Jack jetzt und setzte sich auf. »Worauf willst du eigentlich hinaus? Ist das noch mal ein Versuch, mich dazu zu überreden, die Operation abzusagen? Falls das der Fall sein sollte, dann raus damit!«

»Natürlich ist es das«, erwiderte Laurie erregt. »Was denn sonst? Ich habe im Zusammenhang mit einer Reihe fulminanter postoperativer Todesfälle einen unbekannten Parasiten entdeckt. Da scheint es irgendwelche Synergien mit dem MRSA-Erreger zu geben, der zugegebenermaßen in jedem Krankenhaus zu finden ist. Aber dieser unbekannte Parasit tritt offenkundig nur in drei Kliniken auf, und in einer davon willst du dich operieren und dich dadurch zu einem potenziellen Opfer machen lassen.«

»Laurie, ich will dich noch einmal daran erinnern, dass mein Operateur noch nicht einen einzigen solchen Fall hatte, obwohl er ohne Unterbrechung im Angels Orthopedic Hospital operiert hat. Na ja, das stimmt nicht ganz. Als sie sämtliche OPs zur Desinfektion geschlossen haben, da konnte er natürlich auch nicht operieren. Aber seither ist er tagein, tagaus dabei, ohne die geringsten Probleme. Zweitens: Ich trage keine Parasiten mit mir herum. Vielleicht ist das die Ursache dieser Epidemie: Diese Leute waren alle irgendwo in den Sümpfen des Amazonas unterwegs und haben dort diesen bislang vollkommen unbekannten Parasiten aufgeschnappt. Hey! Ich bewundere deine Arbeit und werde dich auch weiterhin dabei unterstützen. Und sollte sich herausstellen, dass dieser unbekannte Parasit ein Krankheitsüberträger ist und du eine völlig neue Seuche entdeckt hast, dann will ich dich preisen und ehren. Vielleicht

bekommst du ja sogar den Nobelpreis!«

Laurie stand abrupt auf. »Lass doch dieses arrogante Getue!«

»Ich bin nicht arrogant«, meinte Jack besänftigend. »Ich versuche bloß, mich deinem negativen Einfluss zu entziehen und mich auf meine Operation einzustellen. Du kennst doch meinen Standpunkt. Es wäre mir sehr viel lieber, du würdest mir den Rücken stärken, anstatt hier ständig Panik zu machen.«

Laurie wurde von allen möglichen Gefühlen übermannt, in erster Linie Enttäuschung und Wut. Sie riss die Badezimmertür auf und knallte sie hinter sich zu, stapfte den Flur entlang in das dunkle Wohnzimmer und warf sich auf das Sofa, um dort vor sich hinzubrüten. Jack hatte genau ihren wunden Punkt getroffen.

Carlo ließ seinen Denali in eine der wenigen freien Parkbuchten vor dem Einkaufszentrum gleiten. An einem Mittwochabend um halb zehn brummte das Venetian. Carlo und Brennan stiegen aus. Der Himmel hatte sich vollkommen aufgeklärt, sodass man trotz der grell leuchtenden Neongondel auf dem Dach zwei fahle Sterne erkennen konnte.

Auf dem Weg zum Resturanteingang, der sie an der offenen Tür des DVD-Verleihs vorbeiführte, streckte sich Brennan unter lautem Ächzen und Stöhnen. Er hatte seit fünf Uhr in diesem Geländewagen gehockt und war dabei total steif geworden.

Im Inneren des Lokals mussten sie eine Weile suchen, bis sie Louie in der Menschenmenge entdeckten. Schließlich sah Carlo ihn an einem Vierertisch nahe des Tresens sitzen. »Bleib hier!«, sagte er zu Brennan und schlängelte sich zwischen den Tischen hindurch. Carlo empfand es als Ironie, dass das Restaurant so erfolgreich war, obwohl es in Wirklichkeit nur zur Tarnung der eigentlichen Arbeit der Familie Vaccarro diente. Das war vermutlich auf Louies Einfluss zurückzuführen. Louie wusste gutes Essen und guten Wein sehr zu schätzen, was auch an seiner Statur abzulesen war.

Als Louie Carlo erblickte, entschuldigte er sich bei seinen Tischnachbarn und nahm Carlo beiseite. Trotz der vielen Menschen um sie herum konnten sie dank der schwarzen Seidengemälde an den Wänden und der schalldämpfenden Deckentäfelung problemlos miteinander sprechen.

»Was gibt's denn?«, wollte Louie wissen. »Du bist früh dran.«

»Sie haben Feierabend gemacht«, erläuterte Carlo. »Sind alle vier zum Neapolitan zurückgefahren, haben die Autos abgestellt und sind reingegangen. Wir haben noch eine gute Stunde gewartet, aber als niemand mehr rausgekommen ist, sind wir

hierhergekommen, damit wir dir alles erzählen können.«

»Ich höre.«

»Na ja, eigentlich ist gar nichts passiert. Seit Arthur und Ted heute Vormittag angefangen haben, Angelo und Franco zu beobachten, haben sie vor dem Gerichtsmedizinischen Institut gestanden. Außer dem einseitigen Kampf zwischen Angelo und irgendeinem Unbekannten ist nichts passiert. Sie haben einfach in ihren Lieferwagen gehockt und wir in meinem Denali.«

»Habt ihr eine Ahnung, wieso sie zwei Lieferwagen dabei hatten?«

»Keinen Schimmer.«

»Das ergibt doch alles gar keinen Sinn«, beklagte sich Louie. »Die treiben einen riesigen Aufwand, aber wieso?«

Carlo zuckte mit den Schultern. Er hatte auch keine Ahnung, und das, obwohl er und Brennan einen Teil des Nachmittags damit verbracht hatten, sich irgendwelche Theorien auszudenken.

»Aber obwohl es einen absolut sinnlosen Eindruck macht, sagt mir meine Intuition, dass es wichtig ist«, fuhr Louie fort. Dann war er eine Minute lang still. »Ich will, dass ihr mit der Überwachung weitermacht, auf jeden Fall. Ich will wissen, wo Franco und Angelo stecken und was sie machen. Sag Arthur und Ted, dass sie früher anfangen sollen, vielleicht schon so gegen sechs. Ich glaube nämlich, dass sie heute zu spät angefangen haben. Deshalb sind sie den beiden erst im Lauf des Vormittags auf die Spur gekommen.«

»Ich sag's ihnen. Noch was?«

»Was ist mit dem Peilsender?«

»Haben wir besorgt und schon am Boot montiert. Wie es funktioniert und so, musst du mit Brennan besprechen.«

»Ist mir doch egal, wie's funktioniert. Ich will einfach nur wissen, wann das Boot rausfährt und wohin, also sag Brennan, dass er aufpassen soll.«

Kapitel 22

5. April 2007, 3.15 Uhr

Vorsichtig, um Jack nicht aufzuwecken, drehte Laurie sich um und sah auf den Wecker. Sie lag jetzt seit fast einer Stunde wach und hatte endlich erkannt, dass an Schlaf nicht mehr zu denken war. Sie konnte nicht einmal sagen, woran es lag: an ihrer deprimierten Stimmung, ihrer Enttäuschung, ihrer Angst oder vielleicht an einer Mischung aus allem. Sicher war aber, dass sie keinen Augenblick mehr im Bett bleiben konnte. Ihr gingen immer dieselben Fragen im Kopf herum, mit immer denselben Antworten.

So leise wie möglich schlüpfte sie unter der Decke hervor, tastete mit dem Zifferblatt des Weckers als einziger Lichtquelle nach den Kleidern, die sie für den Tag bereitgelegt hatte, und schob sich zentimeterweise auf das offen stehende Badezimmer zu. Dort angekommen, lauschte sie auf Jacks Atem. Er war unverändert, und sie war froh darüber.

Da sie nun schon einmal so früh wach war, wollte sie ihren überhitzten Gehirnwindungen etwas Ablenkung verschaffen, und so war sie plötzlich auf den Gedanken gekommen, früh zur Arbeit zu gehen. Sie konnte doch zumindest ihre Tabelle fertig machen, egal, ob sich dadurch an Jacks Entscheidung etwas änderte oder nicht.

Die Diskussion gestern Abend hatte eindeutig gezeigt, dass er sich sowieso nicht davon abbringen lassen wollte, und abgesehen davon war es dazu jetzt zu spät. In vier Stunden und fünfzehn Minuten würde die Operation beginnen.

Laurie stellte sich kurz unter die Dusche und schminkte sich sparsam, wie immer. Währenddessen ließ sie den gestrigen Abend noch einmal Revue passieren. Zuerst waren sie beide ziemlich wütend aufeinander gewesen. Doch das hatte sich schnell wieder gelegt, und sie hatten sich ein weiteres Mal darauf geeinigt, dass sie sich nicht einig waren. Laurie hatte zwar gesagt, dass sie mit der eigentlichen Operation wirklich nicht das Geringste zu tun haben und ihn auch am Morgen nicht in die Klinik begleiten wollte, hatte ihm aber versprochen, ihn am Nachmittag auf jeden Fall zu besuchen, um ihn bei den anschließenden Reha-Maßnahmen voll und ganz zu unterstützen. Dr. Anderson hatte ihn schon vorgewarnt, dass seine Mobilität nach der

Operation stark eingeschränkt sei, da er gleich nach der Operation und noch vor dem Aufwachen an ein Gerät angeschnallt werde, das sein Knie permanent beugte und streckte, und zwar mindestens vierundzwanzig Stunden lang.

Laurie zog sich hastig an. Während sie in der Küche ein paar schnelle Bissen verschlang, schrieb sie Jack einen Zettel, auf dem stand, dass und wieso sie schon früh zur Arbeit gegangen war. Außerdem bat sie ihn, Dr. Anderson zu bitten, sie im Anschluss an den Eingriff bei der Arbeit anzurufen. Dann schrieb sie unter den Zettel, dass sie ihn liebte und dass sie ihn gegen Mittag besuchen käme.

Sie wusste nicht genau, wo sie den Zettel hinlegen sollte, damit er ihn auch wirklich nicht übersehen konnte, holte das Klebeband aus der Küche und betrat vom Flur her noch einmal das Badezimmer. Genau für solche Situationen, wenn einer vor dem anderen aufstehen musste, hatten sie das Badezimmer mit zwei Türen versehen, sodass man es vom Schlafzimmer wie auch vom Flur her betreten konnte. Mit einem Klebestreifen befestigte sie den Zettel in der Mitte des Spiegels, sodass er auf keinen Fall behaupten konnte, er hätte ihn nicht gesehen.

Laurie nahm ihren Mantel, die Schlüssel, den Karton mit den Objektträgern und ihre Handtasche, machte die Wohnungstür auf und wollte sie gerade hinter sich zuziehen, als ihr einfiel, dass ihr Handy noch im Ladegerät auf dem Nachttischchen steckte. Sie überlegte kurz, ob sie riskieren sollte, dass Jack aufwachte. Doch weil sie wollte, dass Jack so viel Schlaf wie nur möglich bekam, und weil sie das Handy heute ohnehin kaum brauchen würde, da sie die erste Hälfte des Tages an ihrem Schreibtisch im Gerichtsmedizinischen Institut und die zweite in Jacks Krankenzimmer verbringen würde, beschloss sie, darauf zu verzichten.

Draußen war es immer noch dunkel. Am östlichen Himmel war höchstens eine leise Andeutung der Morgenröte zu erkennen, und die Straßen waren vollkommen leer gefegt. Wahrscheinlich wäre es schlauer gewesen, telefonisch ein Taxi zu bestellen, dachte Laurie und blieb zögernd auf der Eingangstreppe stehen. Doch da sie jetzt schon unten war, wollte sie nicht noch einmal hochgehen und lief zur Columbus Avenue. Nach ihrer Erfahrung bekam man dort sehr viel eher ein Taxi als am Central Park West, wie zum Beweis hielt eines neben ihr an, kaum dass sie den Arm ausgestreckt hatte.

Während das Taxi durch die beinahe leeren Straßen zischte, gestand Laurie sich ein, dass der 5. April 2007 kein Tag würde, den sie noch einmal erleben wollte. Noch nie hatte sie eine solch beklemmende, ängstliche Erregung empfunden wie jetzt. Sie machte sich in Form von Magenbeschwerden als Reaktion auf ihr klägliches Frühstück

bemerkbar, die wiederum durch das Ruckeln und Schaukeln des Taxis noch zusätzlich verstärkt wurden. Einmal fürchtete sie schon, sie müsste sich übergeben, doch dann ging es wieder. Sie war sehr erleichtert, als das Taxi endlich vor der Gerichtsmedizin zum Stehen kam. Laurie dirigierte den Fahrer seitlich am Gebäude vorbei bis zur Schleuse für die Leichenwagen. Im Flur angelangt, begrüßte sie den Nachtwächter, der in seinem kleinen Kabuff am Schreibtisch saß. Mr Novak sprang von ihrem Anblick überrascht auf, streckte den Kopf zur Luke heraus und rief Laurie, die schon bei den hinteren Fahrstühlen stand, nach: »Guten Morgen, Frau Dr. Montgomery. Was führt Sie denn schon so früh hierher?«

»Bloß ein bisschen viel Arbeit«, log sie. Dann winkte sie ihm zu und stieg in den Fahrstuhl.

Im ersten Stock stieg sie aus, genau wie am gestrigen Abend, und besorgte sich eine Tasse Automatenkaffee. Seltsamerweise hatte Kaffee eine beruhigende Wirkung auf ihren Magen. Früher zumindest.

Sie schaltete die Deckenbeleuchtung in ihrem Büro ein, legte den Mantel ab und ließ den Blick über ihren voll gepackten Schreibtisch gleiten. Das Mikroskop bildete immer noch den Mittelpunkt. Die aufeinandergestapelten Fall- und Patientenakten strahlten etwas Bedrohliches aus. Auf einem davon lag ihre Tabelle.

Laurie räumte das Mikroskop und die Kartons mit den Objektträgern beiseite und setzte sich. Dann zog sie die Tabelle zu sich heran. Bevor sie anfang, nahm sie den Deckel von ihrem Kaffeebecher und nippte daran. Dann verzog sie unwillkürlich das Gesicht. Nicht etwa, weil der Kaffee zu heiß war, wie sie befürchtet hatte, sondern, weil er grauenhaft schmeckte. Nicht im Traum wäre ihr eingefallen, dass das Kaffee sein sollte. Sie setzte den Deckel wieder auf den Becher, stellte ihn beiseite und wollte irgendwann später ins Mitarbeiterzimmer gehen, wenn sie damit rechnen konnte, dass Vinnie eine Kanne Kaffee aufgesetzt hatte.

Sie nahm sich die nächste Fallakte und die dazugehörige Patientenakte und machte sich an die Arbeit. Keine Stunde später klingelte das Telefon. So groß ihre Konzentration gewesen war, mit der sie in ihrem fast vollkommen stillen Büro im vierten Stock gesessen hatte, so groß war jetzt der Schrecken, den das heisere, altmodische Klingeln ihres Telefons ihr einjagte. Mit klopfendem Herzen nahm sie den Hörer ab, noch bevor sie überhaupt die Gelegenheit gehabt hatte, sich zu überlegen, wer das wohl sein konnte. Es war Jack.

»Um wie viel Uhr bist du denn losgegangen?«, wollte er wissen.

»Ich weiß nicht genau. Um Viertel nach drei bin ich aufgestanden.«

»Warum hast du mich nicht geweckt? Ich hab dich beim Aufwachen vermisst.«

»Ich wollte, dass du so viel Schlaf wie möglich bekommst.«

»Bist du sehr erschöpft?«

»Ich bin seit Tagen total erschöpft. Zum Glück bin ich gestern Abend schnell eingeschlafen.«

»Ich bin froh, dass wir gestern Abend noch geredet haben«, sagte Jack. »Obwohl ich am Anfang ja eigentlich nicht wollte.«

»Ich bin auch froh darüber.«

»Na ja, ich hüpfе jetzt lieber mal unter die Dusche, zusammen mit meiner antibakteriellen Seife. Ich soll um 6.15 Uhr da sein, und jetzt ist es schon zwanzig nach fünf.«

»Was ich noch vergessen habe: Wie lange soll denn diese Patellasehnen-Transplantation dauern?«

»Dr. Anderson hat gesagt, etwas über eine Stunde.«

»Beeindruckend. Das geht ja schnell.«

»Der macht das so oft, da sitzt jeder Handgriff.«

»Wir sehen uns also gegen Mittag«, sagte Laurie.

»Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich auch«, sagte Laurie abschließend. Sie hörte es klicken. Es klang so endgültig. Langsam legte sie den Hörer zurück auf die Gabel. *Was wird der Tag wohl bringen?*, fragte sie sich besorgt. Sie wünschte, sie hätte zuerst aufgelegt, denn jetzt bahnte sich aus den Tiefen ihres Geistes immer und immer wieder die symbolische und verstörende Endgültigkeit dieses Klickens ihren Weg an die Oberfläche.

Laurie schüttelte alle durch das Telefonat ausgelösten düsteren Gedanken ab und wandte sich wieder ihrer Tabelle zu. Dazu nahm sie die nächste Fallakte und die dazugehörige Patientenakte von den langsam kleiner werdenden Stapeln. Sie wollte jetzt an nichts anderes mehr denken als an ihre mühselige Puzzlearbeit der Datenübertragung und klemmte sich mit großem Ehrgeiz dahinter, fast so, als ginge es um Leben und Tod. Kurz vor sieben Uhr hatte sie nur noch zwei Patienten vor sich, da kam Riva zur Tür herein.

»Was, um Himmels willen, machst du denn so früh hier?«

»Ich konnte nicht schlafen«, erwiderte Laurie. »Da dachte ich, ich kann genauso gut arbeiten.«

Riva blickte ihr über die Schulter und betrachtete die fast vollständige Tabelle. »Sehr beeindruckend! Hast du irgendwelche weltbewegenden Erkenntnisse

gewonnen?«

»Kaum«, meinte Laurie. Sie überlegte kurz, ob sie Riva von dem unbekannten und möglicherweise ansteckenden Fremdkörper berichten sollte, den sie unter dem Mikroskop entdeckt hatte, ließ es aber sein. Riva wollte sich das Ding ohne Zweifel ansehen, aber Laurie war wild entschlossen, endlich ihre Tabelle fertigzustellen.

»Bleibt es bei deinem Aktentag heute?«, erkundigte sich Riva.

»Auf jeden Fall«, erwiderte Laurie. »Ich möchte diese Geschichte hier abschließen und dann Jack besuchen. Er wird doch heute operiert.«

»Ach ja, richtig«, meinte Riva. »Das habe ich ganz vergessen. Jack ist also auch nicht da. Dann gehe ich lieber mal runter und schaue nach, was über Nacht reingekommen ist.«

Um 7.25 Uhr machte Laurie endlich den letzten Eintrag. Sie hielt sich die Tabelle vor die Augen. Sie war ziemlich umfangreich geworden und enthielt sämtliche Variablen, die ihr eingefallen waren, um die verschiedenen Fälle miteinander vergleichen zu können.

Schnell überflog sie das Dokument und suchte in den fünfundzwanzig Fällen nach auffallenden, unerwarteten Parallelen, die einen Hinweis darauf geben konnten, wie und wieso die Patienten sich mit dem MRSA-Erreger infiziert hatten. Doch ihr fiel nichts Besonderes auf, bis sie sich die Spalte mit den Operationsdaten genauer anschaute. Sie hatte schon immer ein Faible für Mathematik und Zahlen gehabt, und plötzlich schien sie ein Muster zu erkennen. Zunächst glaubte sie lediglich an eine Art Zufall, holte ihren Kalender hervor und verglich die Datumsangaben mit den jeweiligen Wochentagen. Zu ihrer Verblüffung entdeckte sie tatsächlich ein Muster: Die Fälle aus der Augen- und Schönheitsklinik fielen immer auf einen Dienstag, Herzpatienten waren nur mittwochs und freitags betroffen und die orthopädischen Fälle immer montags und donnerstags. Sie besaß etliche Grundkenntnisse in Statistik und wusste natürlich sofort, dass fünfundzwanzig Fälle nicht annähernd ausreichten, um eine auch nur halbwegs belastbare Aussage zu machen, aber merkwürdig fand sie es doch.

Sie wandte sich wieder der Tabelle zu und ging nun langsamer vor, schaute sich jeden einzelnen Eintrag in jeder einzelnen Kategorie wie Alter, Dauer des Eingriffs, Art der Narkose und so weiter genau an, ohne dass ihr etwas Entscheidendes auffiel. Als sie das Ende der Tabelle erreicht hatte, warf sie einen Blick auf die Wanduhr. Es war genau halb acht. Jetzt begann Jacks Operation. Laurie sah bildlich vor sich, wie das Skalpell die Haut durchtrennte, und zuckte bei der Vorstellung zusammen. Dann

betrachtete sie erneut ihre Tabelle und bedauerte, dass sie mit ihrer Arbeit fertig war. So lange sie damit beschäftigt gewesen war, die einzelnen Felder auszufüllen, hatte sie nicht an all das gedacht, woran sie lieber gar nicht denken wollte.

Plötzlich fiel ihr ein, was sie noch tun konnte, um nicht ständig in Gedanken um Jack zu kreisen. Sie dachte an Dr. Collin Wiley in Neuseeland und dass er das Foto vielleicht bereits bekommen hatte und womöglich schon Gelegenheit gehabt hatte, einen Blick darauf zu werfen. Vielleicht hatte er ja erkannt, was es war, und ihr bereits geantwortet. Das war ziemlich viel vielleicht, aber Laurie ließ sich davon nicht abschrecken und rief ihre E-Mails auf. Sie hatte in erster Linie deshalb nicht schon früher daran gedacht, weil Professor Malovar die E-Mail an Wiley mitten in der Nacht abgeschickt hatte und sie schlichtweg vergessen hatte, dass Neuseeland am anderen Ende der Welt lag. In Auckland war gestern Abend also bereits der Nachmittag des nächsten Tages gewesen.

Sobald sie das Icon ihres E-Mail-Postfachs angeklickt hatte, sah sie es: C-WILEY@NYU.EDU. Gespannt öffnete sie die Nachricht.

Frau Dr. Montgomery: Grüße aus Down Under,
ich habe die Fotomikrografien von Peter erhalten und habe bereits ordentlich mit ihm geschimpft, weil er eine Acanthamoeba-polyphaga-Zyste nicht erkannt hat, obwohl ich gestehen muss, dass das angesichts des Fundortes auch nicht ganz einfach war. In der Lunge habe ich bisher noch nie eine gesehen. Wenn Sie sie besser sichtbar machen wollen, dann benutzen Sie eine Jod-Färbetinktur. Und was die andeutungsweise gezackte Form angeht, von der Peter gesprochen hat: Da kann ich nur annehmen, dass die Zyste noch mehr MRSA-Erreger enthält als die, die unter dem Mikroskop zu sehen sind. Kürzlich erst hat eine Studie in Bath, England, gezeigt, dass MRSA-Erreger eine Acanthamoeba besetzen und sich in ihr um ein Vielfaches vermehren können, ganz ähnlich wie die Legionellen, die die Legionärskrankheit auslösen. Da die Acanthamoeba sich normalerweise von Bakterien ernährt, wäre es sicherlich eine interessante Frage, wie die MRSA und die Legionellen es geschafft haben, gewissermaßen eine Resistenz gegen Amöben zu entwickeln, und ob dieser Prozess sich auf molekularer Ebene mit der Entwicklung einer Antibiotikaresistenz vergleichen lässt. Am Montag bin ich wieder in New York. Falls ich Ihnen in irgendeiner Weise weiterhelfen kann, dann zögern Sie bitte nicht, mit mir Kontakt aufzunehmen.

Beste Grüße

Laurie war so erstaunt über das, was sie da las, dass sie kein einziges Mal mit den Augen blinzelte; nachdem sie mit Lesen fertig war, musste sie die Augen fest zukneifen und sie mehrmals hintereinander auf und zu klappen. Sie wusste so gut wie gar nichts über Amöben im Allgemeinen oder die *Acanthamoeba* im Speziellen. Also holte sie Harrisons *Principles of Internal Medicine* aus dem Bücherregal und schlug hastig unter *Acanthamoeba* nach. Es gab nur einen kurzen Eintrag innerhalb eines längeren Artikels über Infektionen durch infizierte Amöben. Es wurde zwar erwähnt, dass *Acanthamoeba* Hirnhautentzündung verursachen können, aber von Lungenentzündungen war nicht die Rede. Außerdem war zu lesen, dass das Institut für Infektionskrankheiten ein mit dem Farbstoff Fluorescein versetztes Antiserum zur exakten Diagnose besaß. Das könnte durchaus hilfreich sein, um Dr. Wileys Urteil zu bestätigen, überlegte Laurie.

Sie stellte das Nachschlagewerk ins Regal zurück und suchte nach einer zweiten Informationsquelle. Da sie nichts Brauchbares entdeckte, setzte sie sich vor den Bildschirm und gab das Stichwort *Acanthamoeba* bei Google ein. Die Suche ergab zahlreiche Treffer. Sie klickte einen eher allgemeinen Eintrag an.

Mit wachsender Unruhe überflog sie den ersten Teil des Artikels. Demnach handelte es sich bei der *Acanthamoeba* um einen weit verbreiteten Einzeller, der in der Erde und im Frischwasser anzutreffen ist. Es folgte eine Beschreibung seiner wichtigsten Eigenschaften, zum Beispiel die Tatsache, dass er bakterivor ist, sich also von Bakterien ernährt, und dass er in seltenen Fällen auch beim Menschen Infektionen auslösen kann. Im nächsten Absatz wurde dieser Aspekt ausführlich beschrieben, und Laurie überflog ihn nur.

Doch dann fiel ihr Blick auf die Überschrift des nächsten Abschnitts: *Acanthamoeba und MRSA!* Unter der Wirkung eines kräftigen Adrenalinschubs las Laurie eine ausführliche Darstellung dessen, was Dr. Wiley schon angedeutet hatte, dass nämlich erst kürzlich nachgewiesen worden war, dass *Acanthamoeba* von MRSA-Bakterien infiziert und zum Brutkasten umfunktioniert werden können. Doch was Wiley nicht erwähnt hatte, war, dass die MRSA-Erreger, die der Amöbe entschlüpfen, sehr viel aggressiver waren als andere. Dann hatte Laurie das Gefühl, als ob ihr ein heftiger Stromstoß durch sämtliche Glieder fuhr, als sie las, dass MRSA-Erreger sich mithilfe MRSA-infizierter *Acanthamoeba*-Zysten auch über die Atemluft verbreiten können!

Sie ließ sich gegen ihre Stuhllehne sinken und starrte mit leerem Blick auf ihren Bildschirm. Jetzt fehlten ihr die Worte. Sie ganze Zeit über hatte sie geglaubt, dass MRSA sich nicht über die Atemluft übertragen ließ, jetzt wurde ihr klar, dass das nicht stimmte, sodass sämtliche Szenarien hinsichtlich der Verbreitung der MRSA-Erreger plötzlich wieder auf dem Tisch lagen. Ganz besonders galt das für die Möglichkeit, dass die Klimaaggregate der Angels-Kliniken etwas damit zu tun haben könnten.

Laurie versuchte sich wieder ein wenig zu beruhigen, auch wenn das alles andere als einfach war. Sie musste nachdenken, und das war schwierig, wenn der Puls raste und einem die Ideen wild und ungeordnet im Kopf umherjagten. Sie holte ein paarmal tief Luft, und dann fiel ihr ein, dass es noch einen anderen Grund gegeben hatte, der gegen eine Infektion auf dem Luftweg gesprochen hatte: Die Patienten atmeten nach der Narkose gar keine Raumlufte mehr ein, sondern wurden aus Gasflaschen oder mit gefilterter Luft direkt aus der Leitung versorgt.

Laurie dachte darüber nach. Das war doch wirklich eindeutig, oder etwa nicht? Während die Angst, dass ihre Befürchtungen berechtigt sein könnten, stetig größer wurde, griff sie zum Telefon. Auch wenn Viertel vor acht so ungefähr der schlechteste Zeitpunkt war, um einen Anästhesisten anzurufen, weil all die Halbnacht-Patienten gerade ihre Narkose bekamen, wählte Laurie eine Nummer im Manhattan General Hospital. Sie hatte bei einem früheren Fall mit dem dortigen Chef-Anästhesisten, Dr. Ronald Havermeier, zusammengearbeitet, der außerordentlich hilfsbereit war. Er würde ihr garantiert gerne Auskunft geben und könnte ihr genau sagen, ob die Patienten tatsächlich keine OP-Luft einatmeten. Außerdem war es angesichts seiner Position als Abteilungsleiter gut möglich, dass er jetzt am Schreibtisch saß und verfügbar war.

Nervös trommelte Laurie mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte, als könnte sie damit das Zustandekommen der Verbindung beschleunigen.

»Havermeier«, meldete sich schließlich eine Stimme.

Laurie nannte hastig ihren Namen und stellte ihm dann ohne weitere Erklärung ihre Frage.

»Das ist richtig«, sagte Dr. Havermeier. »Die Patienten atmen nach der Narkose keine Raumlufte mehr, so lange, bis sie ins Aufwachzimmer kommen, und selbst da werden sie oft genug noch über raumlufteunabhängige Leitungssysteme versorgt.«

»Danke«, sagte Laurie.

»Gern geschehen. Ich freue mich, dass ich Ihnen weiterhelfen konnte.«

Laurie wollte gerade auflegen, als Dr. Havermeier sich nach dem Anlass ihrer

Frage erkundigte.

In hastigen Worten skizzierte Laurie ihre Befürchtung – dass nämlich Bakterien über die Klimaanlage in den Körper von Patienten gelangten und dort eine postoperative, nosokomiale Pneumonie auslösten.

»Gehen Sie dabei denn von einem längeren Zeitraum aus oder sprechen Sie nur von drei, vier Atemzügen über eine Zeitspanne von fünfzehn, zwanzig Sekunden hinweg?«

Laurie hatte plötzlich eine sehr trockene Kehle und spürte intuitiv, dass sie gleich etwas zu hören bekommen würde, was sie lieber gar nicht hören wollte.

»Weil, wenn das Letztere der Fall wäre, dann wäre es durchaus denkbar«, sagte Dr. Havermeyer. »Wenn der Operateur signalisiert, dass es Zeit wird, den Patienten aufzuwecken oder zumindest die Narkose zu beenden, dann spült der Anästhesist das ganze System mit reinem Sauerstoff durch. Das verkürzt die Wartezeit zwischen zwei Operationen. Während dieser Spülung kann es sein, dass der Patient zwei, drei, vier Atemzüge Raumluft bekommt. Es wäre also schon denkbar.«

Laurie bedankte sich und legte auf.

Schlagartig vereinigten sich all ihre Ängste zu einem großen Berg. MRSA konnte auf dem Luftweg verbreitet werden, wenn die Erreger in Acanthamoeba-Zysten verkapselt waren, und Patienten, die eine Vollnarkose bekamen, atmeten tatsächlich OP-Luft ein, wenn auch nur für wenige Sekunden. Laurie schnappte sich den Zettel, auf dem sie die Wochentage ihrer MRSA-Fälle notiert hatte. So viel sie wusste, waren die Fälle aus der Orthopädie immer montags und donnerstags aufgetreten, damit lag sie bedauerlicherweise genau richtig. Genauso bedauerlich war die Tatsache, dass heute Donnerstag war und außerdem der Tag, an dem Jack operiert werden sollte.

Mit stetig wachsender Verzweiflung griff Laurie nach einer der Patientenakten auf ihrem Schreibtisch. Fieberhaft suchte sie nach dem Blatt, auf dem der Anästhesist notiert hatte, wann genau die Narkose eingeleitet worden war. Diesen Punkt hatte sie nicht in ihre Tabelle aufgenommen. Zu ihrem großen Schrecken stand da 7.35 Uhr. Sie warf die Akte buchstäblich beiseite und griff nach der nächsten: 7.31 Uhr. Mit einem unterdrückten Fluch zog sie noch eine Akte hervor: 7.34 Uhr.

»Verdammt!«, schrie Laurie. In der vierten Patientenakte stand 7.30 Uhr.

Diese vier von fünfundzwanzig Fällen reichten ihr, um das Schlimmste für Jack zu befürchten, und so rannte sie zum Fahrstuhl und hämmerte auf die Taste, als könnte sie dadurch seine Ankunft beschleunigen. Sie wartete und sah auf ihre Armbanduhr. Es war kurz nach acht. Die Operation sollte etwas über eine Stunde dauern. Wenn sie gleich ein Taxi bekam, dann konnte sie es vielleicht noch schaffen. Zum Glück waren

auf der First Avenue mit all den Krankenhäusern und anderen Dienstleistungseinrichtungen morgens viele Taxis verfügbar. Laurie hatte beschlossen, so schnell wie möglich die Technikräume über dem OP-Trakt des Angels Orthopedic Hospital aufzusuchen, um vollkommen sicherzugehen, dass sich niemand außer ihr dort aufhielt.

So niedergeschlagen Angelo sich gestern Abend auch gefühlt haben mochte, jetzt ging es ihm noch schlechter. Sie waren seit 6.15 Uhr hier und warteten jetzt schon fast zwei Stunden lang, ohne das geringste Anzeichen von Laurie Montgomery entdeckt zu haben. Da sie und ihr Freund gestern Morgen von der 30th Street her gekommen waren, hatte er den Lieferwagen so geparkt, dass er so weit wie möglich die Straße entlangsehen konnte. Jedes Mal, wenn sich ein Taxi näherte, schlug sein Herz voller Erwartung schneller, nur um wieder und wieder eine Enttäuschung zu erleben.

»Ich glaube, sie kommt heute gar nicht zur Arbeit«, knurrte Angelo.

»Sieht irgendwie danach aus«, meinte Franco und leckte sich den Finger ab, bevor er seine Zeitung umblätterte.

»Als ob dich das auch nur einen Scheiß interessiert!«

Franco ließ die Zeitung sinken und starrte wütend zu Angelo hinüber, der den Blick wieder auf die 30th Street gerichtet hatte. Er hätte seinem Gangsterkollegen am liebsten eine gewischt, ließ es aber sein. Es war der Mühe nicht wert. Stattdessen wollte er sich gerade wieder seiner Zeitung zuwenden, als er eine Gestalt aus dem OCME stürzen und die Eingangstreppe hinunterjagen sah, dass man glauben konnte, es sei jemand hinter ihr her.

»Da ist sie!«, brüllte Franco.

Angelo wirbelte herum. Wo?, wollte er gerade fragen, da sah er sie. Sie stand am Straßenrand, die Hand an die Tür eines Taxis gelegt, um einen anderen Passagier aussteigen zu lassen.

»Heilige Scheiße!«, brüllte Angelo. Er suchte hinter seinem Sitz nach dem Ethylen, doch Franco hielt ihn am Arm fest.

»Keine Zeit«, sagte er. »Wir müssen hinterher. Wirf die verdammte Kiste an.«

Sie sahen, wie Laurie der korpulenten Frau durch Handbewegungen signalisierte, sie solle sich doch beeilen. Dann streckte sie der Frau sogar eine Hand entgegen und versuchte, ihr durch Ziehen beim Aussteigen behilflich zu sein, als ob die andere irgendwie feststeckte. Sobald die Frau auch nur halbwegs den Weg freigemacht hatte, warf Laurie sich in das Taxi und knallte die Tür ins Schloss. Einen Augenblick später

raste es schon mit quietschenden Reifen davon.

»Mein Gott!«, sagte Angelo. »Der Typ muss Formel-Eins-Fan sein.«

»Verlier sie nicht«, rief Franco, während er gleichzeitig verzweifelt versuchte, sich irgendwo festzuhalten, um nicht vom Sitz geschleudert zu werden.

Angelo brauchte keine Extraaufforderung, um Laurie nicht aus den Augen zu lassen, und drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Der betagte Lieferwagen reagierte mit bewundernswertem Gehorsam und schoss, ebenfalls unter kreischendem Protest der Reifen, vorwärts.

Mit einem kurzen Blick in den Rückspiegel stellte Angelo fest, dass auch Richie am Ball geblieben war, und zwar gar nicht so weit hinter ihm.

»Was meinst du, ob sie über Nacht in der Leichenhalle geblieben ist?«, wollte Angelo wissen, während er ununterbrochen von einer Spur auf die andere wechselte.

Franco gab keine Antwort. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, sich festzuhalten und nach irgendwelchen Streifenwagen Ausschau zu halten. Zum Glück sah er keinen. Schon bald mussten Lauries Taxi und Angelos Lieferwagen vor einer roten Ampel halten, und Franco hatte Gelegenheit, den Sicherheitsgurt anzulegen.

Als Laurie endlich im Taxi gesessen hatte, hatte sie dem Fahrer hastig den Namen der Klinik und die Adresse genannt und gesagt, dass sie Ärztin sei und dass es um Leben und Tod gehe. Der Taxifahrer war jung und nahm sich Lauries unausgesprochene Bitte zu Herzen, sodass sie ausgesprochen erfreut darüber sein konnte, wie schnell sie die First Avenue entlangpreschten. Soweit Laurie das beurteilen konnte, hatte er keine roten Ampeln überfahren, aber in manchen Fällen war es auf jeden Fall knapp gewesen, sodass er bei Gelb noch einmal Gas gegeben hatte.

Das hatte sich jedoch geändert, sobald es in Richtung Osten gegangen war. Als sie hinter einem anderen Taxi anhalten mussten, das an der Ecke Park Avenue seine Passagiere aussteigen ließ, klopfte Laurie nervös mit dem Fuß auf den Boden. Nicht genug damit, dass sich dadurch ihre Furcht, zu spät zu kommen, zusätzlich steigerte, auch ihre anderen Ängste erhielten neue Nahrung. Wenn es stimmte, dass nur Patienten betroffen waren, deren Operation um 7.30 Uhr begonnen hatte, dann war klar, wieso Wendell Anderson noch nie einen MRSA-Fall hatte: Er fing ja normalerweise erst deutlich später zu operieren an und hatte seinen Zeitplan nur Jack zuliebe umgestellt.

Laurie knirschte mit den Zähnen. Wenn sie nicht solche Angst hätte, sie wäre sofort wieder wütend auf Jack und seine Sturheit geworden. Wieso bloß musste er sich ausgerechnet heute operieren lassen?!

Als sie die Fifth Avenue erreicht hatten, kramte Laurie mehr als genug Geld aus ihrer Tasche und reichte es durch die Plexiglasabtrennung. Noch bevor der Wagen zum Stillstand gekommen war, hatte sie die Tür aufgerissen, stand auf dem Bürgersteig und knallte die Tür wieder zu. Sie stürmte zum Eingang, verlangsamte ihre Schritte aber, als sie sich dem livrierten Portier näherte, weil sie nicht wollte, dass er Verdacht schöpfte und sie möglicherweise aufhielt. Doch der Mann hatte sich durch Lauries überstürzten Ausstieg aus dem Taxi offensichtlich nicht aus der Ruhe bringen lassen, sondern tippte sich zur Begrüßung kurz an die Mütze, bevor er der Drehtür einen kleinen Schubs gab, um Laurie den Eintritt zu erleichtern.

Auch im Inneren der Klinik zwang Laurie sich zu einem halbwegs normalen Gang. Sie wusste noch genau, wie sie am Dienstag hier behandelt worden war, und wollte keinerlei unnötige Aufmerksamkeit erregen, zumal am Rand des Foyers ein uniformierter Wachmann stand. Sie ging zu den Fahrstühlen und drückte die Ruftaste. Mit einem Blick auf die Stockwerksanzeige stellte sie fest, dass einer sich gerade dem Erdgeschoss näherte.

Aus dem Augenwinkel musste Laurie zu ihrem großen Bedauern erkennen, dass der Wachmann sich von der Wand, an der er gelehnt hatte, abstieß und auf sie zukam. Verlegen blickte sie in die andere Richtung. Sie spürte jedoch, dass er sich schräg hinter sie gestellt hatte.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich. Erleichtert stieg Laurie ein und drückte dabei auf die Taste für den dritten Stock. Einen kurzen Augenblick lang hielt sie den Blick ins Innere des Fahrstuhls gerichtet, weil sie fürchtete, dass der Wachmann sie jeden Augenblick ansprechen würde, doch das war nicht der Fall. Als sie sich dann jedoch umdrehte und den Blick zur Tür wandte, stieg er ebenfalls ein. Dabei kreuzten sich ihre Blicke. Die Fahrstuhltüren schlossen sich, ohne dass noch jemand die Kabine betreten hätte.

Laurie hob schnell den Blick, schaute auf die Stockwerksanzeige über der Tür und hielt den Atem an. Sie rechnete jeden Augenblick damit, angesprochen zu werden, doch dann setzte der Fahrstuhl sich in Bewegung, nur um sofort wieder langsamer zu werden.

Überrascht und erleichtert zugleich stellte sie fest, dass der Wachmann im ersten Stock ausstieg. Er musste wohl auf die Taste gedrückt haben, als Laurie die Stockwerksanzeige angestarrt hatte. Als die Türen erneut zugeglitten waren, stieß Laurie einen Seufzer der Erleichterung aus.

Dann fuhr der Fahrstuhl in den dritten Stock hinauf. Laurie stieg aus und rannte den

keimfrei weißen Korridor entlang. Vor der Tür zur Haustechnik angekommen, zögerte sie kurz und hoffte inständig, dass sie unrecht hatte und dass ihre Befürchtungen und Ängste ein Produkt ihrer übermäßigen Einbildungskraft waren. Ihre Armbanduhr zeigte zwanzig vor neun. Es war also genau der richtige Zeitpunkt.

Laurie legte die Hand an den Türknauf und musste ein wenig drücken, bevor sie den sehr gut isolierten, hohen Maschinensaal betreten konnte. Sofort umging sie das kehlige, tiefe Brummen der Klimaanlage.

Die schwere Tür schloss sich mit einem lauten, mechanischen Schnappen und erregte die Aufmerksamkeit einer Gestalt in kompletter Operationskleidung – Mundschutz, Schutzhaube und OP-Mantel –, die hinter einem Gewirr aus Rohrleitungen auftauchte. In der einen Hand hielt sie einen Schraubenschlüssel, der wohl kaum zur Standardausrüstung eines Chirurgen zählte, und in der anderen einen mit einem Gummipfropfen verschlossenen Erlenmeyerkolben.

Es dauerte nur eine Sekunde, dann hatte Laurie begriffen, dass ihre schlimmsten Befürchtungen Wirklichkeit geworden waren. »Nein!«, schrie sie, so laut sie konnte, und rannte auf den Mann zu. Dieser machte ein paar Schritte zurück, als ob er die Flucht antreten wollte, doch dann überlegte er es sich anders und blieb stehen. Laurie prallte mit voller Wucht gegen ihn und riss ihm die Maske vom Gesicht. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Es war Walter Osgood, der Leiter der klinischen Pathologie bei Angels Healthcare.

Der unerwartete Zusammenprall ließ Walter rückwärtstaumeln. Verzweifelt versuchte er sich irgendwo festzuhalten, wobei sowohl der Schraubenschlüssel als auch der Erlenmeyerkolben zu Boden fielen. Der Schraubenschlüssel überstand den klirrenden Aufprall unbeschadet, doch der Glaskolben zerbrach in unzählige Splitter. Das darin enthaltene weiße Pulver verteilte sich in alle Richtungen auf dem Fußboden.

Kreischend wie eine Furie stürzte sich Laurie auf Walter, der sich mit erhobenen Armen vor ihren Schlägen zu schützen versuchte. Einmal gelang es ihr sogar, seine Deckung zu durchbrechen und einen harten Schlag auf seinem Gesicht zu landen. Dadurch wurde er aus seiner Passivität gerissen. Vom Zorn angestachelt, ballte er eine Hand zur Faust und erwischte Laurie mit einem weiten Schwinger an der Schläfe. Laurie sackte zu Boden. Sie schüttelte sich und wollte gerade aufstehen, da wurde ihr der Kopf schmerzhaft beiseitegerissen. Walter hatte sie an den Haaren gepackt und schleifte sie über den Fußboden. Da er doppelt so groß und doppelt so schwer war wie sie, fiel es Laurie nicht leicht, sich zu wehren. Trotzdem schaffte sie es, ihm die Unterarme zu zerkratzen. Walters Reaktion bestand in einem erneuten Schlag, fast so

hart wie der erste, diesmal mit der linken Faust.

Sie versuchte sich loszureißen, während er sie an den Haaren zu einer Tür zog. Die machte er mit der linken Hand auf und zerrte Laurie hindurch. Sie versuchte, ihm gegen die Beine zu treten, da ließ es ihre Haare los und versetzte ihr noch einen Faustschlag an die Schläfe. Als sie benommen auf dem Rücken landete, stürzte er weder zur Tür hinaus. Trotz des Schwindelgefühls kam Laurie auf die Füße und war mit einem einzigen, großen Satz am Türknauf, nur um ein lautes, mechanisches Klicken zu spüren und zu hören. Er hatte sie eingesperrt.

Vorsichtig tastete Walter seine Wange ab. Dann betrachtete er seine Finger und entdeckte leichte Blutspuren daran. Schnell griff er nach seinem Mundschutz und setzte ihn wieder auf, obwohl einer der Befestigungsriemen gerissen war, als Laurie ihm die Maske vom Gesicht gerissen hatte. Anschließend rannte er zu einem großen, tiefen Waschbecken, wo er ein Handtuch entdeckte. Er machte es nass, eilte zu dem zerbrochenen Glaskolben und legte das nasse Handtuch über das weiße Pulver, ganz vorsichtig, um ja keine Luftbewegung entstehen zu lassen.

Er ignorierte Lauries gedämpfte Schreie und die Faustschläge, mit denen sie gegen die Tür des Lagerraums trommelte, und holte sein Handy aus der Tasche. Zum Glück bekam er ein Signal. Hastig wählte er die Notfallnummer in Washington. Wieder klingelte es mehrere Male. Noch während er auf eine Reaktion wartete, drang aus dem Lagerraum ein neuartiges Krachen, er zuckte zusammen. Anscheinend schleuderte Laurie jetzt irgendwelche großen Metallbehälter gegen die Tür, und das war beunruhigender als das Gebrüll oder die Faustschläge gegen die Tür. Walter befürchtete, dass trotz der hervorragenden Schallisolierung jemand auf den Tumult aufmerksam werden könnte. Er hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass Frau Dr. Montgomery aus dem Weg geschafft werden musste, und zwar schnell.

Endlich ging jemand ans Telefon. Walter hatte keine Geduld für die bisher üblichen Räuber-und-Gendarm-Spielchen. Als der Mann ihn gerade fragen wollte, ob er vom Handy oder vom Festnetz aus telefonierte, schrie Walter ihn an, dass er für solche Feinheiten keine Zeit habe. »Ich habe Dr. Laurie Montgomery in einen Lagerraum im Maschinenraum des OP eingesperrt«, brüllte er. »Wollen Sie vielleicht persönlich hören, wie sie brüllt und tobt und gegen die Wände hämmert? Diese ganze Scheiße hier ist jedenfalls blitzschnell zu Ende, wenn sich nicht endlich jemand um sie kümmert. Verstehen Sie, was ich sage? Wer immer Ihr bester Unterhändler, wie Sie ihn genannt haben, sein mag, er macht eine verflucht beschissene Arbeit. Sie ist hier reingeplatzt und hat meine Probe vernichtet, sodass aus dem heutigen Versuch

jedenfalls nichts mehr wird. Ich habe Sie vor zwei Tagen schon gewarnt.«

»Sie sagen, Miss Montgomery sei in einen Schrank eingesperrt?«

»In einen Lagerraum, habe ich gesagt«, brüllte Walter.

»Welches Stockwerk?«

»Dritter Stock. Vom Fahrstuhl aus nach links den Korridor entlang. Auf dem Türschild steht *Haustechnik*.«

»Lassen Sie niemanden hinein!«

Walter stieß ein sarkastisches Lachen aus. »Sie verstehen das nicht. Wenn einer der Haustechniker aus irgendeinem Grund hier hochkommt, dann kann ich ihn nicht einfach aufhalten. Und ich habe keine Ahnung, wie oft die hier auftauchen.«

»Ich schicke jemanden vorbei, auf der Stelle.«

Dieses Mal legte Walter als Erster auf. Einen Augenblick lang stand er einfach nur da, voller Wut darüber, dass er sich in diese ganze Geschichte hatte hineinziehen lassen, und alles nur, weil die Krankenversicherung die Krebsbehandlung seines Jungen nicht bezahlen wollte.

Das nächste Krachen brachte Walter abrupt in die Gegenwart zurück. Er trat vor die Tür des Lagerraums, schlug selbst dagegen und sagte zu Laurie, sie solle die Klappe halten und dass er sie freilassen würde, wenn sie sich beruhigt hätte.

»Lassen Sie mich sofort raus«, brüllte Laurie zurück.

»Ich habe den Wachdienst verständigt. Ist schon unterwegs«, schrie Walter, löste damit aber nur einen weiteren, fürchterlichen Schlag im Inneren des Lagerraums aus. Er gab auf und konzentrierte sich darauf, das hoch ansteckende Pulver aufzuwischen.

Adam hatte auf der Straßenseite mit dem Spielplatz geparkt und stand direkt gegenüber von Laurie Montgomeys Haus. Er war sogar etwas früher als geplant hier gewesen, um sich ein zusätzliches Zeitpolster zu verschaffen, aber offensichtlich war irgendetwas schiefgelaufen. Zwar hatte er einige wenige Menschen aus dem Haus kommen sehen, doch waren weder Laurie noch ihr Freund darunter gewesen.

Adam wollte sich gerade damit abfinden, dass er wohl am Abend wiederkommen musste, als das Handy in seiner Hosentasche vibrierte. Einer seiner Auftraggeber aus Washington war am Apparat.

»Wo sind Sie jetzt?«, wollte der Mann wissen.

»In der 106th Street auf der Upper West Side.«

»Fahren Sie ins Angels Orthopedic Hospital. Die Zielperson befindet sich in einem Technikraum im dritten Stock. Sie ist in einem Wandschrank eingesperrt. Einer

unserer Mitarbeiter ist auch da. Er heißt Walter Osgood. Miss Montgomery muss unverzüglich von dort weggeschafft und unauffällig beseitigt werden. Sicherlich eine anspruchsvolle Aufgabe, aber wir glauben, dass Sie dieser Herausforderung gewachsen sind.«

Adam legte schleunigst auf und startete den Motor. Dann stellte er Beethoven laut.

Es war dunkel, und Laurie wurde immer verzweifelter. Sie hatte schon immer ein wenig unter Platzangst gelitten und sich bereits als Kind davor gefürchtet, so eingesperrt zu sein, wie sie es jetzt war. Einzig unterhalb der robusten Tür war ein schmaler Lichtstreifen zu entdecken. Einen Lichtschalter konnte sie bis jetzt noch nicht finden. Nachdem sie in den ersten paar Minuten – in der Hoffnung, dass es außer Walter Osgood vielleicht noch jemand hören konnte – gegen die Tür gehämmert und aus Leibeskräften geschrien hatte, hatte sie angefangen, sich durch die Finsternis zu tasten. Der Lagerraum maß etwa drei mal sechs Meter, an beiden Längsseiten zogen sich Regale entlang. Ganz hinten war sie auf ein paar ziemlich große Metallkanister gestoßen, deren Deckel sich anfühlten, als könnten sie Farbe oder Lack enthalten. Sie hatte einen der Behälter hervorgeholt und ihn immer wieder mit Schwung gegen die Tür gerammt. Doch trotz des erheblichen Gewichts hatte sie keinen erkennbaren Erfolg damit gehabt, musste aber ständig aufpassen, dass der Kanister nicht unglücklich von der Tür abprallte und sie in der Dunkelheit verletzte.

Einen Augenblick lang hielt sie inne und lauschte nur. Es war schon eine ganze Zeit her, dass sie Walter draußen hatte rumoren hören. So stand sie nun, ohne irgendein Geräusch zu hören, in der Dunkelheit, und das war noch gruseliger, als ständig einem zig-Liter-Kanister auszuweichen, also fing sie wieder an, den Behälter gegen die Tür zu wuchten. Beim zweiten Mal prallte der Kanister mit deutlich dumpferem Klang gegen die Tür und fiel weicher als zuvor auf den Boden. Vermutlich war der Deckel abgesprungen und der Inhalt ausgekippt.

Sie bückte sich und tastete unsicher mit Hand über den Boden. Es roch nicht nach Farbe, also musste es wohl etwas anderes sein. Da spürte sie plötzlich ein feines Pulver zwischen den Fingern. Langsam führte sie die Hand vors Gesicht und schnüffelte misstrauisch. Erst als sie die Finger dicht vor die Nase hielt, konnte sie überhaupt etwas riechen, und selbst dann war sie sich nicht ganz sicher, was es war. Wahrscheinlich irgendein Reinigungsmittel.

Laurie stellte den Behälter wieder hin. Er war immer noch ungefähr halb voll. Sie schob ihn beiseite, damit sie nicht darüber stolperte. Als sie sich dann einen anderen

holen wollte, hörte sie draußen ein Geräusch. Es hörte sich an, als würde eine Tür ins Schloss gezogen.

Laurie hoffte inständig, dass es nicht Walter Osgood war, und rüttelte mit einer Hand am Türgriff, wummerte mit der anderen gegen die Tür und schrie ununterbrochen »Hilfe!«. In der Enge des Lagerraums klangen ihre Schreie fast schmerzhaft laut, ganz im Gegensatz zu draußen vermutlich. Hier war alles sehr gut isoliert.

Laurie stellte ihre Hilferufe wieder ein. Das war kein Rettungskommando. Sie hörte gedämpfte Stimmen. Offensichtlich hatte Walter Besuch bekommen, der keineswegs ihr helfen wollte. Sie konnte sich unschwer ausmalen, dass der Unbekannte aller Wahrscheinlichkeit nach mit Walter unter einer Decke steckte und hergekommen war, um sie aus der Klinik zu schaffen. Voller Panik suchte sie nach einem Ausweg. Sie konnte sich ja nicht einmal gegen einen Mann zur Wehr setzen, wie sollte das erst gegen zwei möglich sein? Da fiel ihr das feine Pulver ein. Es würde die beiden sicherlich nicht lange aufhalten, aber vielleicht konnte sie sich wenigstens einen kleinen Vorsprung verschaffen. Wenn sie es bis in den Flur schaffte, dann würde sie brüllen und kreischen, und dann würde vielleicht jemand aufmerksam ... irgendjemand.

Laurie schob sich auf die Tür zu und ertastete den offenen Kanister. Sie griff mit beiden Händen hinein und fasste so viel Pulver wie nur möglich. Dann stellte sie sich eng an die Wand gedrückt seitlich neben die Tür. Genau im richtigen Moment, denn jetzt wurde die Tür urplötzlich aufgerissen. Eine Sekunde lang rührte sich nichts, dann schob sich vorsichtig ein Kopf durch die Öffnung, vielleicht begleitet von einer Pistole. Laurie warf dem Kerl das Pulver ins Gesicht, drehte sich mit Schwung um und rammte ihn rückwärts zur Tür hinaus.

Ohne zu zögern, rannte sie los. Sie sah, wie Walter einen Mann festhielt, der die Hand vor die Augen geschlagen hatte. Ihre List hatte die beiden völlig überrumpelt und zeigte mehr Wirkung, als Laurie sich erhofft hatte. Das Problem war nur, dass der Weg zu der Tür, die auf den Flur hinausführte, versperrt war, sodass sie zu der Tür am anderen Ende des Raumes laufen musste. Sie führte, wie sie bei ihrer ersten Besichtigung erfahren hatte, in einen zweiten Klimaanlage Raum. Doch was sie bei diesem Anlass ebenfalls erfahren hatte und was im Augenblick viel entscheidender war: Auch dieser zweite Raum besaß einen zweiten Ausgang, und der führte in ein Treppenhaus.

Das Pulver hatte Laurie zwar die Gelegenheit zur Flucht gegeben, doch Adam ließ sich nicht allzu lange davon aufhalten. Sie war gerade durch die Hintertür geschlüpft,

da konnte er schon wieder so gut sehen, dass er die Verfolgung aufnehmen konnte.

Als er in den zweiten Klimaanlage Raum kam, musste er stehen bleiben und sich kurz orientieren. Sie war verschwunden. Blitzschnell suchte er den hohen, von unzähligen Rohrleitungen durchzogenen Raum ab. Laurie war nicht zu sehen, aber dafür eine zweite Tür, die gerade noch träge ins Schloss fiel.

Laurie ließ die schwerfälligen Frachtaufzüge links liegen und schlüpfte durch eine weitere Tür, die sich vermutlich nur von dieser Seite aus öffnen ließ. Dann stürzte sie die Treppe hinunter, die zwischen jedem Stockwerk einen Zwischenabsatz besaß. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, in den OP-Trakt im zweiten Stock zu stürmen und Alarm zu schlagen, aber da sie befürchten musste, dass die Tür sich vom Treppenhaus her gar nicht öffnen ließ, verzichtete sie darauf und rannte stattdessen weiter nach unten. Da hörte sie Adam durch die Tür im dritten Stock stürmen.

Im Erdgeschoss landete Laurie in der menschenleeren Krankenschleuse. Rechts befand sich das Parkhaus und links die Auffahrt zur Fifth Avenue. Ohne eine Sekunde zu zögern, rannte Laurie nach links. Zumindest waren auf der Straße eine Menge Autos unterwegs.

Auf halber Strecke hörte sie, trotz ihres eigenen, heftigen Keuchens, wie hinter ihr die Tür aufgestoßen wurde und mit lautem Krachen gegen die Wand schlug. In panischer Angst war sie so schnell wie nur möglich gesprintet, jetzt taten ihr alle Muskeln weh, und jeder Atemzug verursachte ein brennendes Stechen in der Brust.

Laurie gelangte bis zur Straße. Zu ihrer Linken, fast einen halben Straßenzug entfernt, stand der livrierte Portier. Im Augenblick war auf dem Bürgersteig überhaupt nichts los, ganz im Gegensatz zur Fahrbahn. Dort schoben sich die Autos, wie sie erwartet hatte, Stoßstange an Stoßstange langsam vorwärts. Aus Mangel an Alternativen rannte Laurie mitten auf die vielspurige Einbahnstraße hinaus und zwang etliche Autofahrer zu einem jähen Bremsmanöver, bevor sie wütend weiterfahren konnten. Mit beiden Armen gestikulierend, versuchte sie, ein Auto anzuhalten, ein Taxi, einen Bus, irgendetwas. Als sie Adam im Laufschrift die Straße entlangspurten sah, lief sie gegen den Verkehrsstrom nach Norden, ohne ihr verzweifelter Wink aufzugeben.

»Da ist sie, verdammte Scheiße!«, brüllte Angelo, als er Laurie vom Klinikparkplatz auf die Straße stürmen sah. Unverzüglich stieg er aus dem Lieferwagen. Er und Richie hatten ein kleines Stück südlich der Parkplatzeinfahrt am Nordende der Klinik geparkt. Das war ihnen am sinnvollsten erschienen, da der Verkehr von Norden nach Süden

fuhr und sie damit gerechnet hatten, dass Laurie die Klinik durch den Haupteingang verlassen würde.

Franco sprang auf der Beifahrerseite aus dem blauen Transporter, Richie und Freddie kamen aus dem weißen gesprungen. Alle vier rannten nun den Bürgersteig entlang, wobei Angelo einen kleinen Vorsprung hatte. Plötzlich blieb er ruckartig stehen, genau wie die anderen auch. Sie sahen Adam auf die Straße laufen. Er verfolgte Laurie und brüllte: »Stehen bleiben!« Sie konnten sehen, dass er ein zusammengerolltes Handtuch bei sich hatte.

Da Laurie sich nicht nur auf das Laufen beschränkte, sondern immer noch versuchte, irgendwelche Autos zum Anhalten zu bewegen, indem sie mit der flachen Hand auf die Motorhauben klopfte, konnte Adam sehr rasch zu ihr aufschließen.

Laurie drehte sich um und schaute ihn an. Oben bei der Klimaanlage hatte sie ihn noch für einen Fremden gehalten, aber jetzt glaubte sie in ihm den Schuldeneintreiber zu erkennen, der sie im OCME angesprochen hatte. Doch bevor sie etwas sagen konnte, hob er langsam und ohne Worte das kegelförmige Handtuch, das er bei sich hatte. Durch das kleine Loch in der Spitze konnte Laurie einen schwarzen Zylinder erkennen.

Ein gedämpfter Schuss ertönte, Laurie zuckte instinktiv zusammen und kniff die Augen zu. Doch seltsamerweise passierte nichts. Sie machte die Augen wieder auf. Zu ihren Füßen lag Adam, die Pistole, die ein Stück weit aus ihrer Handtuchverkleidung gerutscht war, immer noch fest in der Hand. Zu Tode erschrocken stand Laurie da, vollkommen bewegungsunfähig, und starrte auf ihren Angreifer hinunter, der vor ihr auf dem Bauch lag. Er zuckte leicht. Doch Lauries Trance dauerte nicht lange. Einen Augenblick später war sie bereits von vier Männern umringt. Einer von ihnen brüllte »Polizei« und zeigte den Autofahrern, die schließlich doch noch angehalten hatten, seine Dienstmarke. Zwei Autos waren sogar an den Straßenrand gefahren, die Fahrer waren gerade dabei, auszusteigen.

Erleichtert ließ Laurie sich zum Bürgersteig auf der Parkseite eskortieren. Doch dort verwandelte sich ihre Erleichterung schnell erneut in lähmendes Entsetzen. Einer dieser Männer war Angelo Facciolo, eine Heimsuchung aus der Vergangenheit. Zehn Jahre war das jetzt her. Sie versuchte sich gegen die Männer zu stemmen, die sie mit schnellen Schritten auf die beiden Lieferwagen zuschoben. »Entschuldigung«, rief sie und wollte immer noch glauben, dass sie ihr das Leben gerettet hatten. »Bleiben Sie stehen! Alles in Ordnung!«

Niemand beachtete sie. Niemand sprach mit ihr. Sie unternahm einen verzweifelten

Versuch, sich aus dem kollektiven Griff der Männer zu befreien, doch ohne Erfolg. Sie wurde in die Luft gehoben, sodass nur noch ihre Zehenspitzen den Fußweg berührten. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, da sie ihrem Protest mit Worten Ausdruck zu verleihen versuchte, doch zum einen war es zu spät und zum anderen ebenfalls nicht von Erfolg gekrönt, da sich von hinten eine Hand auf ihren Mund legte.

Bei den Lieferwagen angekommen, wurde die Schiebetür des weißen Transporters aufgerissen, und Laurie verschwand darin wie in einem großen Schlund. Sie wollte sich wehren, doch die vier Männer hatten sich auf sie geworfen, sie bekam kaum noch Luft. Sie spürte, wie ihre Füße und dann ihre Arme mit Klebeband gefesselt wurden. Zwar versuchte sie immer noch, sich zu wehren, und kreischte los, sobald die Hand nicht mehr auf ihrem Mund lag. Doch ihre Rufe verstummten rasch, als man ihr einen öligen Lappen in den Mund stopfte und mit ein paar Lagen Klebeband dafür sorgte, dass er auch dort blieb.

Kapitel 23

5. April 2007, 14.15 Uhr

Jack verzog das Gesicht. Ein erneuter Schmerz war durch sein frisch operiertes Knie gezuckt, als er nach dem Wasserglas auf seinem Nachttisch gegriffen und dabei vergessen hatte, wo er war. Der Dauerschmerz ließ sich dank der Schmerzmittel so weit eindämmen, dass er ihn ohne Probleme ignorieren konnte. Er war selbst für die Dosierung der Schmerzmittel verantwortlich, die er über einen Infusionsschlauch zugeführt bekam. So konnte er sich sicher sein, eher weniger als zu viel zu bekommen, und genau das war seine Absicht. Er wusste, dass starke Schmerzmittel immer auch ihren Preis haben, und sei es nur etwas vergleichsweise Harmloses wie zum Beispiel eine Darmverstopfung.

Etwa seit zwölf Uhr hatte Jack gleichzeitig ferngesehen und in Zeitschriften geblättert. Er hatte sich zwar auch etwas anspruchsvollere Lektüre mitgebracht, hegte aber den leisen Verdacht, dass er dazu erst morgen in der Lage sein würde, oder übermorgen, vielleicht auch gar nie mehr. Jetzt, wo der eigentliche Stress vorbei war, wollte er sich nur noch erholen. Die Operation war Geschichte, und Dr. Anderson hatte gegen elf Uhr bei ihm vorbeigeschaut und ihm berichtet, dass alles außerordentlich glatt gelaufen sei. Das einzige Problem war, dass Laurie ihm versprochen hatte, sie würde ihn gegen Mittag besuchen, aber bis jetzt hatte sie sich weder sehen lassen, noch hatte sie angerufen.

Gegen ein Uhr hatte Jack im OCME angerufen, weil er davon ausging, dass sie aufgehalten worden war. Vielleicht waren ja so viele Obduktionen angefallen, dass sie einspringen musste. Doch dann hatte er erfahren, dass gar nicht besonders viel los war. Riva erzählte ihm, dass Laurie heute Morgen gegen sieben im Büro gewesen sei, dass sie seither aber von niemandem mehr gesehen worden war. Jack dachte, dass sie vielleicht nach Hause gegangen war, und versuchte es dort. Als er niemanden erreicht hatte, hinterließ er eine Nachricht und bat sie um Rückruf. Da er keine Ahnung hatte, wo sie sonst sein könnte, blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten. Jetzt war es bereits nach zwei, und er fing an, sich ernsthaft Sorgen zu machen.

Als das Wasserglas leer war und er sich gerade wieder dem Fernseher und seinen Zeitschriften zuwenden wollte, kam Lou Soldano zur Tür herein. Sein Blick fiel auf

die Vorrichtung, an der Jacks operiertes Bein festgeschnallt war, und die Besorgnis in seinem Blick verdoppelte sich. Das Gerät sorgte dafür, dass Jacks Knie pausenlos gebeugt und wieder gestreckt wurde, und Lou nahm automatisch an, dass Jack dadurch ständig Schmerzen hatte. Dieser beruhigte den Detective und versicherte ihm, dass das Gerät ihn nicht weiter störte. Dann erkundigte er sich bei Lou, ob er etwas von Laurie gehört oder gesehen hatte.

»Genau darum bin ich hier«, erwiderte Lou mit ernster Stimme. Er zog sich einen Polstersessel heran.

»Vielleicht erzählst du mir endlich mal, was los ist.«

»Heute Morgen, während deiner Operation, hat es eine ziemlich seltsame Schießerei gegeben«, sagte Lou. »Fast genau vor deinem Fenster übrigens. Das Opfer ist ein Mann, über den wir kaum etwas wissen, weil er nämlich falsche Papiere bei sich hatte.«

Jack nickte. Er hatte nicht die geringste Ahnung, was das alles mit Laurie zu tun haben sollte.

»Du weißt ja, dass die New Yorker allgemein als ziemlich abgebrüht gelten, auch während dieser Schießerei haben nicht besonders viele Autofahrer angehalten, aber so langsam haben wir doch die eine oder andere Zeugenaussage bekommen. Allerdings fallen sie ziemlich unterschiedlich aus. Sei es wie es will, dieser Kerl hat jedenfalls eine Frau verfolgt, die aus dem Hof der Klinik gerannt kam.«

»Und die Frau hat auf den Mann geschossen?«

»Nein, nicht die Frau, sondern ein zweiter Mann, der zusammen mit drei anderen aus einem Lieferwagen gekommen ist. Der hat auf den Mann geschossen, als dieser gerade die Frau erschießen wollte, das haben zumindest etliche Zeugen ausgesagt. Diese Version wird dadurch gestützt, dass das Opfer eine in ein Handtuch gewickelte Neun-Millimeter-Automatik-Pistole mit Schalldämpfer bei sich hatte.«

»Ist er tot?«

»Nein. Aber er schwebt in Lebensgefahr.«

»Hast du schon mit ihm gesprochen?«

»Nein. Sie haben ihn ein Stück weiter unten im Beth Israel in der Notaufnahme sofort operiert.«

»Und die Frau. Hast du mit ihr gesprochen?«

»Noch einmal nein. Sie wurde von den vier Männern, die sich ausgerechnet als zivile Polizeibeamte ausgegeben haben, in einem weißen Lieferwagen weggebracht. Ich kann dir sagen, das ist vielleicht eine verrückte Geschichte.«

»Was hat das alles mit Laurie zu tun?«, wollte Jack wissen, obwohl er sich nicht sicher war, ob er die Antwort wirklich hören wollte.

»Die Beschreibungen der Frau stimmen zwar nicht so wahnsinnig überein, könnten aber durchaus auf Laurie zutreffen, die einen mehr, die anderen weniger.«

Jack starrte Lou an. Sein halb narkotisierter Geist versuchte die Informationen, die Lou ihm soeben verabreicht hatte, zu verdauen. Was er da hörte, war alles andere als erfreulich, aber Jack wollte die Hoffnung nicht so schnell aufgeben. »Nur, damit ich dich richtig verstehe«, sagte er. »Es gibt keinen konkreten Grund, zu glauben, dass es sich bei dieser anscheinend entführten Frau um Laurie handelt, oder?«

Lou nickte. »Keinen konkreten Grund, nur die Beschreibungen, die diese Vermutung nahelegen. Und die Tatsache, dass im Augenblick niemand weiß, wo sie steckt. Ich meine, niemand im OCME und du offenbar auch nicht.«

»Großer Gott!«, murmelte Jack. »Und ich liege hier mit einem kaputten Knie und kann mich nicht von der Stelle rühren.«

Lou stand auf und stellte den Sessel an seinen Platz zurück. Dann trat er noch einmal an Jacks Krankenbett, auf dem das Beuge- und Streckgerät ein ständiges, tiefes Knirschen von sich gab. Er drückte Jacks Arm. »Ich möchte, dass du weißt, dass ich tausend Leute auf den Fall angesetzt habe und dass wir alle, einschließlich meiner Person, rund um die Uhr daran arbeiten. Wir kontrollieren sämtliche weißen Lieferwagen in der ganzen Stadt.«

Jack nickte. Sein Knie fühlte sich einigermaßen gut an, aber ihm war schlecht vor Angst.

Kapitel 24

5. April 2007, 20.05 Uhr

Um kurz nach acht war es endlich so dunkel, dass Angelo die kurze Fahrt bis zum Jachthafen riskieren wollte. Am Morgen, nachdem sie Laurie geschnappt hatten, waren sie in eine Parkgarage im Süden gefahren, bei der Franco gut bekannt war. Ohne Probleme hatten sie Laurie vom weißen in den blauen Lieferwagen umgeladen. Dann hatten Richie und Freddie den weißen wieder nach Queens zurückgebracht, wo er irgendwo im Fahrzeugpark verschwunden war.

Währenddessen waren Angelo und Franco mit dem blauen Lieferwagen, in dem auch Laurie saß, nach New Jersey rausgefahren und hatten ein heruntergekommenes Motel mit fragwürdigen moralischen Grundsätzen ausfindig gemacht, in dem man auch stundenweise Zimmer mieten konnte. Der aus Angelos Sicht entscheidende Vorteil lag jedoch darin, dass sich die Eingänge zu den einzelnen Zimmern auf der Rückseite des schmutzigen Büros befanden und von dort nicht einzusehen waren. Angelo wollte nicht gesehen werden, wenn er Laurie hineinbrachte, und das hatte geklappt. Vormittags um diese Zeit war das Motel so gut wie ausgestorben.

Richie und Freddie waren kurz vor zwölf zu ihnen gestoßen und hatten Sandwiches von Johnny's und ein paar Sixpacks mitgebracht. Den Nachmittag hatten die vier Männer damit verbracht, Karten zu spielen, Sandwiches zu essen und sich ganz allgemein zu amüsieren.

Erst nach dem Kartenspiel hatte Angelo sich schließlich um Laurie gekümmert. Nachdem sie ihm versprochen hatte, nicht zu schreien, hatte er ihr das Paketband vom Mund gerissen und ihr gestattet, den Knebel auszuspucken. Dann hatte er sich erkundigt, ob sie Durst hatte, und ihr ein Glas mit einer präparierten Flüssigkeit gegeben. Trotz des seltsamen Geschmacks hatte Laurie alles ausgetrunken und von da an keine Schwierigkeiten mehr gemacht. Angelo hatte eine seiner kleinen weißen Date-Rape-Tabletten ins Glas geworfen. Später hatten sie ihr dann noch eine gegeben, damit auch der Transport vom Lieferwagen auf das Boot reibungslos lief.

»Na gut, dann komm mal mit, Puppe«, sagte Angelo und rüttelte Laurie an der Schulter. »Wir machen jetzt eine hübsche kleine Bootsfahrt.«

Laurie ließ sich ohne jeden Widerstand vom Motelzimmer in den Lieferwagen

führen. Mit zwei Rohypnol im Körper hätten sie ihr eigentlich sogar das Paketband abnehmen können, doch sie ließen es lieber dran. Angelo hinter dem Steuer und Franco auf dem Beifahrersitz, dazu noch Richie und Freddie in Richies Auto, so machte sich das kleine Grüppchen auf den Weg zum Hudson. Dort angekommen, steuerten sie ohne Umwege den Jachthafen an. Alles lief reibungslos, bis sie die Hafenmole in Sichtweite hatten. Dort sahen sie etwas, was an den Abenden zuvor nicht zu sehen gewesen war: ein anderes Auto.

Angelo bremste und hielt den Lieferwagen an. Richie blieb direkt hinter Angelo stehen.

»Kannst du die Marke erkennen?«, wollte Angelo wissen.

Franco beugte sich nach vorne, bis seine Nase praktisch an der Windschutzscheibe klebte. »Schwer zu sagen, aber ich glaube, es ist ein Cadillac. Ein schwarzer Cadillac.«

Franco ließ sich gegen die Sitzlehne sinken und blickte Angelo an. »Hat Vinnie gesagt, dass er herkommen will?«

»Zu mir nicht, nein. Du glaubst, das ist Vinnie?«

Franco zuckte mit den Schultern. »Könnte schon sein.«

Angelo legte einen Gang ein und ließ den Lieferwagen langsam vorwärtsrollen. Er mochte keine Überraschungen und Franco auch nicht, das wusste er. Als sie noch rund zwanzig Meter entfernt waren, blieb Angelo erneut stehen. Jetzt starrten beide Männer angestrengt geradeaus. »Ich glaube, das ist Vinnie«, sagte Angelo dann.

Franco stieg aus, und als er noch ein paar Schritte weitergegangen war, stellte er fest, dass es tatsächlich Vinnies Cadillac war. Er trat an das Seitenfenster auf der Fahrerseite und klopfte. Die Scheiben waren getönt, deshalb konnte er nicht ins Wageninnere sehen. Doch nach einem Blick die Mole entlang war ihm klar, warum er auf sein Klopfen keine Reaktion bekommen hatte. Aus einem der Bullaugen im unteren Salon flackerte ein matter Lichtstrahl über das Wasser.

Franco trat an die Fahrertür des Lieferwagens, und Angelo ließ das Fenster herunter. »Alles okay«, meinte Franco. »Das ist der Boss. Er ist schon auf dem Boot.«

»Möchte bloß wissen, wieso«, meinte Angelo. Er war sich unsicher, ob er die bevorstehende Erfahrung wirklich mit der ganzen Stadt teilen wollte.

»Keine Ahnung.«

Sie stellten den Lieferwagen ab, holten Laurie heraus, lösten das Paketband von ihren Knöcheln und brachten sie auf die Mole hinaus. Ganz ähnlich wie heute Morgen mussten sie sie auch jetzt wieder hochheben, aber nicht, weil sie Widerstand leistete.

»Vielleicht hast du's mit diesen Date-Rape-Pillen ein bisschen übertrieben«, sagte Franco. Laurie war dem Koma nahe und kam ihm angesichts ihrer schlanken Figur mächtig schwer vor.

»Hallo, Jungs!«, rief Vinnie ihnen zu, als sie in der Nähe des Bootes angelangt waren. Er hatte im Schatten des Achterdecks gestanden, doch jetzt kam er ihnen ein Stückchen entgegen. In seinem altmodischen Glas klimperten ein paar Eiswürfel. »Ich hoffe, ihr habt nichts dagegen, dass ich vorbeigekommen bin. Ich habe plötzlich gedacht, dass ich mir den Spaß nicht entgehen lassen will. Und wie ich sehe, habt ihr den Blitzzement und die anderen Sachen schon besorgt.«

»Haben wir schon gestern gemacht«, meinte Angelo, »und heute Vormittag an Bord geschafft.«

»Gute Arbeit«, meinte Vinnie ruhig. »Ich habe noch jemanden mitgebracht.« Er deutete hinter sich in den Schatten. Zögerlich und mit unsicherem Lächeln kam Michael Calabrese auf sie zu. »Ich habe nachgedacht«, erläuterte Vinnie und legte Michael einen Arm um die Schulter. »Unser Mikey hier legt sich für euch immer genauso ins Zeug wie für mich, aber nie macht er sich dabei die Hände schmutzig. Versteht ihr, was ich damit sagen will? Vom geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet, wäre es sehr weise und klug, ihn mit dabeizuhaben. Falls es jemals zum Äußersten kommen sollte, dann könnte er seine Hände nicht in Unschuld waschen und behaupten, er hätte gar nicht gewusst, wieso all diese sympathischen Menschen so plötzlich von der Bildfläche verschwunden sind.

Angelo, ich weiß, das Ganze hier ist in erster Linie deine Angelegenheit, aber ich war mir sicher, dass du nichts dagegen hast, wenn wir auch daran teilnehmen. Oder ist das zu viel verlangt?«

Schweigend bugsierte Angelo, unterstützt von Franco, Laurie über die Gangway auf die Jacht.

»Ich habe keine Antwort gehört«, sagte Vinnie.

»Ist schon okay«, murmelte Angelo, während er und Franco Laurie über das offene Achterdeck schoben.

»Da siehst du's, Mikey!«, sagte Vinnie und versetzte Michael einen Klaps auf den Rücken. »Du brauchst keine Angst mehr zu haben. Angelo ist froh, dass du mit von der Partie bist, also lassen wir die Party steigen.«

Während Franco und Angelo im Bauch des Schiffes die in Tiefschlaf versunkene Laurie in einer der Kabinen ablegten, nahmen Freddie und Richie sich der Festmachleinen an. Vinnie kletterte fröhlich auf die Brücke und startete die beiden

Dieselmotoren, das Glas mit Scotch immer in seiner Nähe. Dann ließ er das Boot aus der Liegebucht gleiten. Während sie in die Mitte des Flusses tuckerten, rief Vinnie nach unten, dass jemand eine seiner Frank-Sinatra-CDs auflegen solle. Ein paar Minuten später erklang die einschmeichelnde Stimme von Hobokens berühmtestem Sohn und legte sich wie Balsam auf die Seelen der Anwesenden.

Es war ein schöner Abend. Der Wind wehte nur schwach, und das Wasser war ruhig. Ein sichelförmiger Mond schwebte knapp über der gezackten, glitzernden Skyline der Stadt. Im Norden waren die Lichter der George Washington Bridge mit der bescheiden im Schatten unterhalb der ursprünglichen Brücke verlaufenden, nachträglich eingebauten zweiten Fahrbahnebene, dem sogenannten »Martha Washington Level«, zu sehen. In südlicher Richtung und nicht allzu weit entfernt lag ihr ungefähres Ziel: die hell erleuchtete Freiheitsstatue. Es dauerte nur zehn Minuten, dann hatten die sanfte Brise und das laute, aber einlullende Dröhnen der Motoren alle Sorgen, Ängste und Bedenken weggeblasen. Alle waren entweder auf der Brücke oder saßen auf der Heckreling, abgesehen von Laurie, die ihren unerwarteten medikamentösen Schlaf schlief, und Angelo, der allem Anschein nach mit den Vorbereitungen für den eigentlichen Anlass ihres kleinen Ausflugs begann.

Zehn Minuten später kam Angelo zu Franco und bat ihn, ihm behilflich zu sein. Er wollte Laurie auf das Achterdeck schaffen. »Du hast recht. Wir haben es mit den Tabletten übertrieben. Sie will einfach nicht aufwachen.«

Franco folgte Angelo die Treppe hinunter, Richie schloss sich ihnen für den Fall, dass sie zusätzliche Hilfe brauchten, an. Ein paar Minuten später kamen sie alle zusammen wieder nach oben. Sie schleppten Laurie mit sich und dazu noch den Fünfundzwanzig-Liter-Eimer, in dem ihre Füße steckten. Freddie sprang aus seinem Klappstuhl auf, damit sie sie hinsetzen konnten.

Alle standen nun um Laurie herum. Sogar Vinnie gesellte sich zu ihnen, nachdem er das Boot auf Autopilot gestellt hatte. Während Freddie unten irgendwo nach Tauen suchte, mit deren Hilfe sie Laurie in eine aufrechte Sitzposition bringen wollten, steckte Vinnie den Finger in den Eimer, um zu fühlen, welche Konsistenz der Zement hatte.

»Beeindruckend«, sagte er dann und blickte auf den Eimer hinunter. Lauries Waden verschwanden ungefähr zur Hälfte darin. »Fast schon trocken.«

»Dauert bloß eine halbe Stunde«, meinte Angelo. »Das Zeug härtet übrigens auch in feuchter Umgebung extrem schnell aus. Der Typ im Baumarkt hat es mir empfohlen.«

Vinnie blickte Angelo an und witzelte: »Du hast ihm doch nicht etwa verraten, was

du damit vorhast, oder?»

Sie amüsierten sich prächtig.

»Leider ist sie immer noch bewusstlos.« Angelo wechselte das Thema. »Ich wollte, dass sie leidet. Aber jetzt sieht es fast so aus, als würde ihr das Ganze Spaß machen.«

»Weck sie doch auf«, meinte Vinnie. »Vielleicht tut ihr die frische Luft ja gut.«

Angelo tätschelte Lauries Wange, erhielt aber keine Reaktion. Er schlug etwas härter zu. Immer noch keine Reaktion.

Vinnie blickte zu Richie hinüber. »Geh mal auf die Brücke und stell dich ans Ruder. Wir sollten dieses Kraftpaket nicht mit Autopilot fahren lassen. Schließlich wollen wir ja nicht irgendwo draufkrachen.«

Widerwillig erklimm Richie die Schiffsleiter. Er wollte nicht den ganzen Spaß verpassen.

»Da müssen wir uns wohl mit dem zufriedengeben, was wir kriegen können«, sagte Vinnie dann zu Angelo und fügte an die anderen gewandt hinzu: »Trinken wir alle auf Angelos Rache!«

Das Boot näherte sich der Freiheitsstatue, und die Feierlichkeiten an Bord erreichten einen neuen Höhepunkt. Man hatte eine zweite CD eingelegt, und als Frank Sinatras »My Way« ertönte, sangen alle mit. Wenige Minuten später hatten sie das weltberühmte Wahrzeichen erreicht, und Vinnie brüllte Richie zu, er solle auf die Verrazano Bridge zuhalten.

»He, jetzt bin ich aber mal an der Reihe«, sagte Richie. »Wie wär's, wenn mal jemand anderes dieses Ungeheuer hier steuert!«

Vinnie blickte zu Freddie und deutete mit dem Zeigefinger auf die Leiter, die zur Brücke führte. »Du bist dran«, sagte er mit leicht angetrunkenem Lächeln.

Zwanzig Minuten später steckte Vinnie den Finger in Lauries Eimer. Der schnell bindende Zement fühlte sich genau so an, wie er sich anfühlen sollte. Er war sogar kühl. »Ich glaube, jetzt ist sie so weit«, rief er Angelo zu. Angelo kam herüber, fühlte ebenfalls und nickte dann.

Vinnie brüllte zu Freddie hinauf, er solle das Gas zurücknehmen. Dann schaute er Angelo an. »Die Stelle hier ist doch so gut wie jede andere.« Sie befanden sich vor den »Narrows«, jener Meerenge, über die sich die unmittelbar vor ihnen liegende Verrazano Bridge spannte.

»Von mir aus«, meinte Angelo mit schwerer Zunge.

»Freddie!«, brüllte Vinnie die Leiter hoch. »Mach den Leerlauf rein und komm runter, wenn du willst.«

»He, seht mal alle her«, sagte Angelo. »Sieht ganz so aus, als hätte die Abendluft wahre Wunder gewirkt: Anscheinend kommt sie zu sich!«

»Oh ja, in der Tat«, pflichtete Vinnie bei.

»Lassen wir ihr noch ein bisschen Zeit«, schlug Angelo vor. »Ich hätte gern, dass sie genau mitkriegt, was passiert, wenn wir sie mit ihren Zementschuhen ins Heck stellen.«

»Perfekt«, meinte Vinnie. »Genau der richtige Zeitpunkt für die nächste Runde.« Alle prosteten einander zu, auch Richie, bis Vinnie hinzufügte. »Aber nicht für dich, Richie. Du musst noch fahren.«

Die nächste halbe Stunde verlief in angenehmer Atmosphäre. Die Männer hatten sich im Kreis um Laurie niedergelassen und sahen zu, wie sie langsam aufwachte. Eine Viertelstunde lang hatte sie immer wieder heftig gezuckt und schließlich die Augen zumindest zur Hälfte geöffnet.

Für alle außer Angelo war es offensichtlich, dass zwar das Licht in Lauries Kopf brannte, dass aber immer noch niemand zu Hause war. Trotzdem bestand er darauf, mit ihr zu sprechen, damit sie auch wirklich genau kapierte, was gleich mit ihr passieren würde. Doch schließlich wurde sogar ihm klar, dass seine Versuche vergeblich waren.

Also erhob er sich und hielt sich mit der Hand an der Heckreling fest. »Bringen wir's hinter uns«, sagte er. Er wickelte das Tau ab, das sie zur Stabilisierung um Lauries Oberkörper geschlungen hatten.

»Ich will, dass du mit anpackst!«, sagte Vinnie zu Michael und versetzte ihm einen erneuten Schlag auf den Rücken.

»Ich bin wirklich wunschlos glücklich«, sagte Michael. »Ich will euch doch nicht den ganzen Spaß wegnehmen.«

»Unsinn«, entgegnete Vinnie. »Das ist ein Gruppenausflug. Ich bestehe darauf.«

Michael musterte Vinnies Miene. Es war klar, dass er es absolut ernst meinte. Widerstrebend stellte er sich seitlich neben Lauries leblosen, marionettenhaften Körper.

»Also gut, alle miteinander!«, sagte Angelo. »Zuerst stellen wir sie hin!«

Obwohl die Motoren im Leerlauf liefen, machten sie einen ziemlichen Lärm, vor allem, wenn die Auspuffrohre vom Wasser überspült wurden. Dann erzeugten sie laute Knallgeräusche, die ein wenig an Gewehrfeuer erinnerten.

Sie hatten nicht damit gerechnet, dass es so schwierig würde, Laurie bis ans hintere Ende des Hecks zu schleifen. Sie war so schlaff, dass sie von mehreren Leuten gestützt

werden musste, während die anderen den Fünfundzwanzig-Liter-Eimer mit Zement schleppen mussten. Dann sahen sie sich der großen Herausforderung gegenüber, Laurie mitsamt dem Zement auf die Heckreling zu wuchten.

»Also dann, bei drei«, sagte Angelo. Alle hatten die Hände entweder an den schweren Eimer oder an Lauries leblosen Körper gelegt.

Nicht alle waren sich sofort darüber im Klaren, welche gewaltige Macht da lautlos aus der Dunkelheit über sie hereinbrach, doch es dauerte nur wenige Sekunden, bis sie es begriffen hatten. Andererseits blieben alle wie angewurzelt im Schein der kräftigen, gleißend hellen Suchscheinwerfer stehen, und alle hörten auch den Befehl: »Keine Bewegung!«, der urplötzlich und sehr laut aus einem der beachtlichen Lautsprecher drang, die an einem der größeren Boote aus der Flotte der Hafenpolizei montiert waren. Eine Sekunde später flog ein Enterhaken über die Reling der Jacht, und die beiden Boote hatten im Handumdrehen festgemacht. Unmittelbar darauf kamen Schwärme von uniformierten Polizisten aus dem Scheinwerferlicht hervor und erlösten die Feiernden von der Last Lauries und ihrer Zementschuhe.

Epilog

10. April 2007, 14.30 Uhr

Als Detective Lieutenant Lou Soldano seinen Wagen in die 106th Street lenkte, drückte er rasch seine Zigarette im Autoaschenbecher aus. Jedes Mal, wenn er in Lauries, ja, sogar, wenn er in Jacks Nähe kam, bekam er ein schlechtes Gewissen, weil er ihnen bereits neun Millionen Mal versprochen hatte, mit dem Rauchen aufzuhören. Lou wurde langsamer und ließ seinen Wagen im absoluten Halteverbot direkt vor dem Eingang der Sportplatzanlage gegenüber von Jacks und Lauries Haus stehen. Er warf die Plakette des New York Police Department auf das Armaturenbrett und stieg aus.

Manchmal konnte es ziemlich lange dauern, bis der Frühling sich in der Stadt so richtig bemerkbar machte, aber als Lou sich jetzt die Umgebung betrachtete, stellte er fest, dass er sich gar nicht so schlecht entwickelt hatte. Auf einem kleinen Beet beim Spielplatz steckten ein paar Krokusse ihre zarten Köpfchen aus der Erde, genau wie in den Blumenkästen vor etlichen Fenstern auf Lauries und Jacks Straßenseite. In dem kleinen Ausschnitt des Central Park, der am Ende der Straße erkennbar war, ließen sich ein paar filigrane gelbe Forsythien sehen.

Beim Überqueren der Straße fiel Lou unwillkürlich auf, wie sehr sich Lauries und Jacks Haus von der Umgebung abhob. Sie hatten es ein Jahr vor ihrer Hochzeit renoviert. Jetzt hatten ein paar andere Hausbesitzer ebenfalls damit angefangen. Das Viertel erlebte eindeutig einen Aufschwung.

Vor der Renovierung hatte man die Haustür einfach nur aufzustoßen brauchen, da das Schloss schon irgendwann vor dem Krieg kaputt gegangen und niemals repariert worden war. Jack hatte immer gewitzelt, dass damit der Sezessionskrieg gemeint sei. Jetzt musste man klingeln, um hineinzukommen, Lou drückte auf die Taste. Jack und Laurie bewohnten die beiden oberen Stockwerke. Das übrige Haus hatten sie in Mietwohnungen umgewandelt, aber Lou hatte die beiden im Verdacht, dass sie von den sozial schwachen Bewohnern, in der Regel allein erziehende Eltern, nur wenig oder gar keine Miete kassierten.

Jetzt drang Lauries Stimme aus dem Lautsprecher der Gegensprechanlage, was vollkommen logisch war, denn Jack konnte nach seiner Operation immer noch höchstens humpeln. Sie klang misstrauisch. Da er wusste, was die beiden durchgemacht

hatten, fragte er, ob er seinen Besuch vielleicht verschieben sollte. Er kam direkt aus dem Gericht und hatte sich telefonisch nicht angekündigt.

»Machst du Witze?«, erwiderte sie und klang dabei verärgert, so, als ob Lou ihre Qualen noch schlimmer machen wollte.

»Ich mein ja nur. Hätte ich vielleicht lieber vorher anrufen sollen?«

»Lou, um Himmels willen, jetzt komm schon rauf!«

Lou hörte, wie hinter ihm der Türöffner summte. Schnell stieß er die Tür auf und stellte den Fuß in die Öffnung. »Bin schon unterwegs.«

»Na, endlich.«

Lou konnte wirklich nicht genau einschätzen, in welcher Stimmung sich Laurie befand. Zu Anfang hatte sie einfach nur gereizt geklungen, doch dann hatte ihr Tonfall sich eher gekränkt angehört. Auf dem letzten Treppenabsatz, als er jede einzelne Zigarette spürte, die er zeit seines Lebens geraucht hatte, schwor er sich wieder einmal, dass er morgen damit aufhören würde. Oder vielleicht übermorgen.

Er stand mit erhobenem Arm vor der Tür und wollte gerade anklopfen, da wurde sie geöffnet. Ihm gegenüber stand Laurie, eine Faust in die Hüften gestemmt. »Bin ich froh, dass du da bist«, sagte sie und zeigte mit dem Kopf über ihre Schulter hinweg nach hinten. »Würde es dir etwas ausmachen, dich mal mit König Louis Quatorze da hinten zu unterhalten?«

Lou beugte sich nach drinnen und warf einen Blick ins Wohnzimmer. Jack lag ausgestreckt auf der Couch, umgeben von lauter Leckereien wie Fruchtsäften, Obst und Keksen. Lou wandte sich wieder Laurie zu. Er musste zugeben, dass sie wirklich gut aussah. Die grauenhafte Erfahrung mit diesen beiden rachsüchtigen, unterbelichteten Typen von der Mafia lag noch nicht einmal eine Woche hinter ihr, aber ihre Gesichtsfarbe war normal, und ihre weit geöffneten Augen strahlten.

»Er glaubt, er kann sich heute noch ein Halb-Liege-Ergometer bestellen und dann einfach losradeln. Kannst du dir das vorstellen?«

»Das wäre vielleicht ein bisschen früh«, pflichtete Lou ihr bei.

»Nicht, dass ihr euch jetzt gegen mich verbündet«, sagte Jack warnend, aber mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Ich mische mich da nicht ein«, meinte Lou und hob die Hände. »Ich äußere nur meine Meinung. Aber ich möchte euch mal etwas fragen: Kriegt ihr nicht langsam so was wie einen Lagerkoller, so, wie ihr die ganze Zeit hier oben zusammengepfercht seid?« Lou wusste, dass Laurie im Prinzip eine dienstliche Anweisung erhalten hatte, sich nach ihrer Entführung und den erlittenen Misshandlungen krankschreiben zu

lassen.

Laurie und Jack schauten einander gereizt an, dann brachen sie gleichzeitig in Lachen aus.

»Jetzt reicht's aber!«, sagte Lou im Befehlston. »Was gibt es denn jetzt schon wieder zu lachen? Wollt ihr euch über mich lustig machen?«

Jack winkte ab. »Ach, was. Ich glaube, uns ist gerade gleichzeitig aufgegangen, dass du recht hast. Stimmt's, Laurie?«

»Ich fürchte, ja. Ich glaube, wir gehen uns gegenseitig auf die Nerven, weil wir nicht das machen können, was wir gerne machen wollen. Wir wollen eigentlich raus.«

Deutlich fröhlicher als noch vor fünf Minuten genossen Laurie und Jack Lous Besuch, und Laurie machte schnell noch einen Kaffee. Dann setzte sie sich neben Jack auf die Couch, und Lou saß im Sessel auf der anderen Seite des Couchtischchens.

»Wie geht es euch?«, erkundigte sich Lou und balancierte seine Kaffeetasche auf dem Knie.

Laurie blickte zu Jack und bedeutete ihm, er solle anfangen.

»Gut, den Umständen entsprechend«, meinte Jack. »Die Operation ist glatt verlaufen, und dank Laurie habe ich auch nichts bekommen, wofür ich nicht bezahlt hatte, also auch keine fulminante MRSA-Infektion. Ich bin, vorsichtig ausgedrückt, wirklich erschüttert darüber, dass ich alle Warnungen einfach so in den Wind geschlagen habe. Aber eines muss ich doch noch loswerden: Wenn ein Arzt dir sagt, dass du nach einer Operation nichts weiter als ein paar kleinere Beschwerden hast, dann glaub ihm kein Wort. Chirurgen lügen wie gedruckt. Aber abgesehen davon geht es mir, schätze ich mal, ganz gut. Es fällt mir bloß schwer, abends zum Wohnzimmerfenster rauszuschauen und zuzusehen, wie die Jungs sich da unten vergnügen. Da komme ich mir jedes Mal wie ein kleiner Junge mit Hausarrest vor.«

»Wie sieht's bei dir aus, Laur?«, erkundigte Lou sich jetzt und drehte ihr den Kopf zu. *Laur*, so hatten Lous Kinder sie immer genannt, vor fünfzehn Jahren, als Lou und sie sich kennengelernt hatten.

Laurie setzte eine fragende Miene auf. »Mir geht es sehr viel besser als die Leute meinen. Das ist bestimmt eine Nebenwirkung des Rohypnol. Ich meine, ich habe ja schon gehört, dass Date-Rape-Pillen oft einen erheblichen Gedächtnisverlust bewirken, aber ich hatte keine Ahnung, dass man sogar Dinge vergisst, die vor der Einnahme des Mittels passiert sind. Ich kann mich nur noch vage daran erinnern, wie ich Osgood begegnet bin und dass er mich in diesen Lagerraum eingesperrt hat. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich da eigentlich rausgekommen bin, aber dass dieser ...

Wie heißt er doch gleich? ... hinter mir her war, das weiß ich wieder.«

»Adam Williamson«, warf Lou dazwischen. »Eine tragische Figur, wenn ich das hinzufügen darf. Zumindest in gewisser Hinsicht. Ein Irak-Veteran, der im Krieg die Hölle durchgemacht und aufgrund dessen eine ganze Reihe psychischer Probleme hat.«

»Hat er überlebt?«, wollte Jack wissen. Ihm war aufgefallen, dass Lou im Präsens gesprochen hatte.

»Ja, hat er. Er wird durchkommen. Was wir aber noch nicht wissen, ist, ob er sich auf einen Handel mit uns einlassen wird oder nicht. Ich meine, wir kriegen ihn auf jeden Fall wegen Mordversuchs und Verschwörung zum Mord dran. Du weißt doch noch, dass er drauf und dran war, dich zu erschießen, oder, Laurie?«

»Das hat man mir erzählt. Gibt es dafür auch Zeugen?«

»Zwei Stück, und zwar vertrauenswürdige«, sagte Lou. »Der Gipfel der Ironie bei dem allem ist, dass ausgerechnet Angelo Facciolo dir das Leben gerettet hat, indem er auf Williamson geschossen hat, bevor der dich erschießen konnte.«

»Das weiß ich überhaupt nicht mehr«, meinte Laurie. »Ehrlich gesagt, das Nächste, woran ich mich erinnern kann, ist, wie ich im Krankenhaus langsam aufgewacht bin.«

»Das ist eigentlich ganz gut«, sagte Lou. »Als wir nämlich mitten in der Upper New York Bay auf euch gestoßen sind, da hatten sie dir gerade ein paar, wie man früher gesagt hat, Zementschuhe verpasst.«

»Das habe ich schon gehört«, meinte Laurie schauernd.

»Da fällt mir ein«, sagte Jack. »Erstens: Woher hast du gewusst, dass sie überhaupt da draußen ist? Und zweitens: Nachdem du es gewusst hast, wie, verdammt noch mal, hast du sie in der Dunkelheit bloß gefunden?«

»Das ist das Beste«, erwiderte Lou. »Und wenn ich ehrlich sein soll, ich habe meinen bescheidenen Anteil dazu beigetragen. Die Wasserleiche, die wir am Montagabend aus dem Fluss gefischt haben, hat uns einen Heidenschrecken eingejagt. Ich habe euch doch erzählt, dass ich schon Angst hatte, dass uns ein Bandenkrieg bevorsteht. Als ich dann gehört habe, dass Vinnie Dominick angeblich dahinterstecken soll, habe ich bei Paulie Cerinos Leuten vorbeigeschaut und ihnen auf den Zahn gefühlt. Ich dachte, sie stecken vielleicht mit der Wasserleiche unter einer Decke. Das war zwar nicht der Fall, aber die Vaccarros sind immerhin so unruhig geworden, dass sie angefangen haben, Vinnies wichtigste Vollstrecker, Angelo und Franco, zu beschatten. Dabei haben sie festgestellt, dass Vinnie eine ziemlich große Jacht versteckt hält, um sie für irgendwelche widerlichen Zwecke zu missbrauchen. Aber jetzt kommt das Schlaueste an der ganzen Geschichte. Die Vaccarros haben sich

nämlich überlegt, wie sie die Stadt, also mich, dazu kriegen könnten, sie von ihrer Konkurrenz in Gestalt von Vinnie zu befreien. Dann haben sie heimlich einen GPS-Peilsender auf der Jacht angebracht und die nächstbeste Gelegenheit abgewartet. Louie Barbera, der die Vertretung für Paulie Cerino übernommen hat, hat mich am Donnerstagabend angerufen, als ich kurz vorm Verzweifeln war. Er hat mir eine Webseite, ein Passwort sowie einen Benutzernamen genannt. Außerdem hat er mir verraten, was seiner Meinung nach wohl demnächst geschehen würde, damit wir keine Zeit verlieren – was wir auch nicht getan haben. Aber dass wir nun genau rechtzeitig zu deiner Rettung dort angelangt sind, war natürlich reines Glück. Aus Sicht der Strafverfolgung hätte es aber gar keinen günstigeren Zeitpunkt geben können. Wir haben Vinnie Dominick mitsamt seinen Führungskräften auf einen Schlag einkassiert, und dazu noch einen Kerl namens Michael Calabrese. Und das Beste daran ist: Wir haben sie allesamt wegen Mordversuchs festgenommen, also alles andere als ein Bagatelldelikt. Außerdem haben die Kriminaltechniker auf dem Boot Blutspuren gefunden, die den beiden Wasserleichen zuzuordnen waren, die wir als Paul Yang beziehungsweise Amy Lucas identifiziert haben. Beide wohnen in New Jersey, und beide haben für Angels Healthcare gearbeitet.«

Laurie erstarrte. »Angels Healthcare, das Unternehmen, das die Angels-Kliniken betreibt?«

»Eben jenes. Es ist eine relativ komplizierte Geschichte, und die Ermittlungen laufen noch. Das FBI und die Börsenaufsicht haben sich ebenfalls eingeschaltet. Bedauerlicherweise geht es wieder einmal um Spekulationsgewinne in Millionenhöhe und um Korruption, von der wir heutzutage ja eigentlich schon mehr als genug haben. Allerdings muss man zugeben, dass in diesem Fall auch etliche ausgesprochen altmodische Verbrechen wie zum Beispiel Mord oder auch die etwas neuzeitlichere Wirtschaftskriminalität mit im Spiel waren. Wie du ganz richtig vermutet hast, Laurie, wurden die MRSA-Erreger vorsätzlich verbreitet, und zwar nicht nur als reiner Terrorakt. Der Wahnsinn hatte Methode. Eine Gruppe von Leuten wollte gezielt den Börsengang von Angels Healthcare und in gewisser Hinsicht das gesamte Konzept der Spezialkliniken sabotieren.«

»Wer steckt denn dahinter?«, wollte Laurie wissen.

»Letztendlich irgendwelche Lobbyisten, meist ehemalige Politiker aus juristischen Berufen, die entweder nach ihrer Pensionierung oder ihrer Abwahl ganz auf die Seite der Lobby-Arbeiter gewechselt haben. Die Organisation, mit der wir es hier in diesem Fall zu tun haben, hatte nun zwei absolut perfekte Klienten: Die American Heart

Association und die Federation of American Hospitals. Von diesen wurden sie damit beauftragt, dafür zu sorgen, dass das Moratorium des Senats, das den Bau von Spezialkliniken untersagt und deren Zulassung zu den öffentlichen Krankenversicherungssystemen verhindert hat, in Gesetzesform gegossen wird. Doch das ist ihnen aus irgendeinem Grund nicht gelungen. Da sie aber die AHA wie auch die FAH als Klienten auf keinen Fall verlieren wollten, haben sie sich aus eigenem Antrieb entschlossen, dafür zu sorgen, dass der erste Börsengang nach Aufhebung des Moratoriums scheitern würde. So sind sie auf diese ›MRSA-Initiative‹ – meine Worte – gekommen. Dabei sind sie davon ausgegangen, dass das Ganze als natürliches Phänomen betrachtet würde und dass die Investoren sich durch die kurzfristigen Zahlungsschwierigkeiten des Unternehmens, ausgelöst durch diese postoperativen Infektionen, würden abschrecken lassen.«

»Dann haben die also Walter Osgood angesprochen. War er nur das Bauernopfer in dieser ganzen Angelegenheit?«

»Ich fürchte, ja. Wir wissen, dass er nicht erpresst wurde, sondern freiwillig gehandelt hat. Er besaß sowohl das nötige Fachwissen als auch ein paar sehr persönliche Gründe dafür. Du weißt, glaube ich, dass er gelernter Mikrobiologe ist. Daher war es für ihn auch nicht besonders schwierig, sich die MRSA-Erreger aus dem Institut für Infektionskrankheiten und die Amöben aus der nationalen Kulturensammlung zu besorgen. In seinem kleinen, privaten Labor hat er das Ganze dann zu einem ziemlich wirkungsvollen biologischen Kampfstoff verarbeitet – das sagen zumindest unsere Fachleute. Er hat die MRSA-Erreger in die Amöben eingeschleust, dort haben sie sich vermehrt. Dann hat er die Amöben dazu gebracht, sich zu Zysten zu formen. Sobald er das geschafft hatte – und das ist anscheinend überhaupt kein Problem –, konnte er die Zysten trocknen und sie zu Keimschleudern machen, die sich auf dem Luftweg verbreiten ließen. Der cleverste Schritt bei der ganzen Sache war vielleicht, dass er den OP in genau dem Augenblick mit Zysten überschwemmen konnte, wenn die Patienten kurz vor dem Aufwachen waren. Dabei war der richtige Zeitpunkt der alles entscheidende Faktor. Es hat zwar nicht jedes Mal geklappt, aber je vertrauter Osgood mit einzelnen Chirurgen und der Dauer der einzelnen Eingriffe wurde, desto effektiver wurde er auch.«

»Das klingt ja fast so, als hättest du tagtäglich mit solchen Dingen zu tun«, sagte Laurie.

»Bei einem Fall wie diesem muss ich gut vorbereitet sein, alles im Dienste der Ermittlungen. Heute Morgen haben wir die Verdächtigen festgenommen.«

»Was sind denn Walter Osgoods persönliche Gründe, die du vorhin erwähnt hast?«

»Er hat einen Sohn, der an einer sehr schweren Form irgendeiner Krebsart erkrankt ist. Die einzig mögliche Behandlung wird von der Angels-Healthcare-Betriebskrankenkasse als experimentell eingestuft, daher wollten sie die Kosten dafür nicht übernehmen. Walter musste also alles selbst bezahlen. Der Pharmakonzern, der die Medizin herstellt, hat ihm jeden Monat zwanzigtausend in Rechnung gestellt. Kannst du dir das vorstellen?«

»Du hast auf jeden Fall in den paar Tagen eine Menge gelernt.«

»Der Fall hat für mächtig viel Wirbel gesorgt, das kannst du dir ja denken. Ich habe Glück, dass das FBI sich jetzt mit voller Wucht darauf gestürzt und das Heft in die Hand genommen hat. Die Lobbyisten-Vereinigung sitzt in Washington, D. C., wie du dir wahrscheinlich denken kannst.«

»Dann ist Angels Healthcare in den letzten Monaten also tatsächlich regelrecht unterwandert worden.«

»Das könnte man sagen. Allerdings hat auch Angels Healthcare ziemlich viel Dreck am Stecken.«

»Das würde ich aber auch sagen!«, pflichtete Laurie ihm bei. »Selbst, wenn sie wirklich nicht gewusst haben, dass da vorsätzlich MRSA-Erreger ausgestreut werden, so haben sie doch immer weiter operiert, obwohl ihnen laufend Patienten gestorben sind.«

»Im Zeitalter der Sarbanes-Oxley-Gesetze haben sie sich noch viel mehr zuschulden kommen lassen. Diesen Teil des Falls bearbeiten die Ermittler der Börsenaufsichtsbehörde. Angels Healthcare hätte eigentlich schon bei den ersten Anzeichen für ihre Zahlungsschwierigkeiten die Börsenaufsicht informieren müssen, damit die Anleger darauf reagieren können, besonders so unmittelbar vor einem Börsengang. Und das ist kein Vergehen, für das man mal eben ein paar Klappe auf die Finger und ›Böser Junge, böser Junge!‹ zu hören bekommt. Heutzutage muss man da mit saftigen Geldbußen und empfindlichen Gefängnisstrafen rechnen. Die Behörden haben die Absicht, an diesen Wirtschaftskriminellen ein Exempel zu statuieren, weil in der Regel immer nur die kleinen Leute die Zeche zahlen müssen.«

»Dafür hat es in den letzten Jahren ja einige Beispiele gegeben.«

»Das ist eine Untertreibung«, meinte Lou. »Aber ich bin mir zu 99,9 Prozent sicher, dass sämtliche Vorstandsmitglieder von Angels Healthcare eine gewisse Zeit bei ihren berühmteren Geistesbrüdern verbringen werden. Die Vorsitzende, der Finanz- sowie der Operativdirektor sind in Haft. Die beiden Vorstände sind gegen sehr hohe

Kautionszahlungen wieder auf freiem Fuß, nur die Vorsitzende konnte die Summe nicht aufbringen.«

»Und wenn sie gar nicht gewusst haben, dass sie bei einem Liquiditätsengpass die Behörde verständigen müssen?«

»Unkenntnis schützt nicht vor Strafe«, sagte Lou. »Außerdem haben sie es gewusst. Außer der Vorsitzenden sind das alles erfahrene Geschäftsleute, und die Vorsitzende hat erst kürzlich ihr Wirtschaftsstudium abgeschlossen. Ihnen war vollkommen klar, wozu sie eigentlich verpflichtet gewesen wären. Der Grund für die Ermordung von Paul Yang und seiner Sekretärin, Amy Lucas, war übrigens, so weit wir das bis jetzt überblicken können, dass Paul Yang das erforderliche Formular abschicken wollte, während die anderen ihn unter Druck gesetzt haben, das nicht zu tun. Das ist eine schwerwiegende Geschichte.«

»Stehen die Angels-Healthcare-Vorstände eigentlich auch unter Mordverdacht?«, erkundigte sich Laurie schockiert.

»Nein. Einer der Gangster, ein gewisser Freddie Capuso, hat sich gegen Strafminderung zur Zusammenarbeit mit uns bereit erklärt. Von ihm haben wir erfahren, dass die beiden Morde und deine Entführung von dem Zivilisten an Bord, diesem Michael Calabrese, veranlasst worden sind.«

»Ach ja, den hast du vorhin schon erwähnt. Welche Rolle hat er denn gespielt?«

»Er war früher mal mit der Vorstandsvorsitzenden, dieser Angela Dawson, verheiratet. Die beiden haben sogar ein Kind miteinander. Früher hat er als Investmentbanker bei Morgan Stanley gearbeitet, ist dann aber ausgestiegen, als sich die Gelegenheit geboten hat, das ganze Geld aus den Wettbüros und illegalen Spielhöllen und Drogengeschäften von Vinnie Dominick zu investieren. Er war im Grunde genommen ein professioneller Geldwäscher. Obendrein muss er mit einer Anklage wegen Mordes rechnen.«

»Mein Gott, was für ein Durcheinander«, sagte Laurie.

»Aber ehrlicherweise müssen wir zugeben, dass wir die Lösung dieses Falles, oder besser: dieser Fälle, dir zu verdanken haben. Wenn du nicht wärst, dann würden diese Leute immer noch frei rumlaufen.«

»Ich glaube, das ist zu viel der Ehre«, erwiderte Laurie. »Im Grunde wollte ich lediglich Jack dazu bringen, seine Operation zu verschieben. Alles andere war nur ein Nebenprodukt.«

Lou lächelte. Er war nicht ihrer Meinung, wollte aber deswegen auch keinen Streit vom Zaun brechen.

»Wie lautet die Anklage für Walter Osgood?«, wollte Laurie wissen.

»Hast du es noch gar nicht gehört?«

»Was denn?«

»Walter Osgood hat gestern Selbstmord begangen.«

»Ach, du meine Güte«, sagte Laurie.

»Sein Sohn, für den er das ganze Geld gebraucht hat, ist am Sonabend gestorben. Osgood hatte viele Gründe, niedergeschlagen zu sein.«

»Das Ganze ist eine sehr vielschichtige Tragödie, für alle Beteiligten.«

»Ich sage euch, was es ist«, meldete sich nun Jack zum ersten Mal zu Wort. »Es ist die Entsprechung zu der Weisheit aus der Politik, dass Macht korrumpiert und absolute Macht auch absolut korrumpiert. Der Unterschied ist nur der, dass es in der Medizin um Geld geht und nicht um Macht.«

Chet McGovern drückte seine Nase gegen die Fensterscheibe des Busses und blickte über den East River hinüber zum Flughafen La Guardia. Er lag so nahe, dass er die einzelnen Fenster der Flugzeuge erkennen konnte, die auf die Startfreigabe warteten. Er lag nahe, doch in anderer Hinsicht auch sehr weit entfernt, denn Chet befand sich in einem New Yorker Stadtbuss, der gerade über eine lange, zweispurige Brücke fuhr, die Chet nicht nur noch nie gesehen, sondern von deren Existenz er bis jetzt noch nie etwas gehört hatte. Er lebte seit fünfzehn Jahren in dieser Stadt und dachte eigentlich, dass er sich gut auskannte, aber jetzt befand er sich mitten auf einer Brücke, die genauso lang war wie die mächtige George Washington Bridge, und es war seine erste und – wie er hoffte – auch seine letzte Begegnung mit ihr. Die Brücke verband den Stadtbezirk Queens mit Rikers Island, der größten Strafanstalt der Welt. Als Symbol der Gefangenschaft war Rikers Island meilenweit von seinem Nachbarn, dem Flughafen La Guardia, entfernt, der, wie jeder Flughafen, ein Symbol der Freiheit war.

Chets Vormittag hatte in aller Frühe im Gericht begonnen. Er verfügte zwar über relativ große Erfahrung in Strafverfahren, wo er als Zeuge schon über die unterschiedlichsten Todesarten Auskunft gegeben hatte, doch ansonsten hatte er kaum einmal mit den Gerichten zu tun gehabt, deshalb hatte er an diesem Morgen eine Menge dazugelernt. Während des Osterwochenendes hatte er mit großer Besorgnis die neuesten Meldungen über Angels Healthcare sowie die Vorstandsvorsitzende und Unternehmensgründerin, Angela Dawson, in der *Times* gelesen. Sie, der Finanzdirektor und der Operativdirektor waren mit einer erstaunlich großen Palette an Vorwürfen konfrontiert und anschließend festgenommen worden, unter anderem wegen

diverser Verschwörungen, einer ganzen Reihe unterschiedlicher Betrugsvorwürfe, Geldwäsche, Verstößen gegen das Anti-Terror-Gesetz und gegen die Sarbanes-Oxley-Gesetze. Eine noch weiter gehende Anklage wegen Beihilfe zum vorsätzlichen Mord war dagegen schnell wieder fallen gelassen worden.

Zuerst war Chet wütend gewesen. Er hatte sich von dieser Frau so sehr beeindrucken und um den Finger wickeln lassen, dass er die absurdesten Verrenkungen angestellt hatte, nur um ein bisschen Zeit mit ihr verbringen und sie kennenlernen zu können, ganz zu schweigen von dem Geld, das er ausgegeben hatte, und all das nur, um jetzt aus der Zeitung zu erfahren, dass sie eine Verbrecherin war. Das hatte ihn nur noch einmal in seiner Überzeugung bestärkt, dass man Frauen, wie zum Beispiel seiner alten Collegeliebe, einfach nicht trauen konnte und dass man sie aus reinem Selbstschutz nicht zu dicht an sich heranlassen sollte.

Doch als der Ostersonntag sich langsam seinem Ende entgegenneigte, war Chets erste Verärgerung so weit gewichen, dass er begann, die Vorwürfe in Frage zu stellen, da sie so gar nicht in das Bild passten, das er sich von Angela Dawson gemacht hatte. Außerdem vergegenwärtigte er sich noch einmal einen zentralen Grundsatz der US-amerikanischen Rechtsprechung: Dass ein Mensch nämlich so lange als unschuldig zu gelten hat, bis seine Schuld erwiesen ist. An diesem Punkt hatte er sich dann noch über etwas anderes Gedanken gemacht: Allen drei Festgenommenen war die Freilassung gegen Zahlung einer Kautions angeboten worden, doch nur zwei hatten von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Angela Dawson saß weiterhin im Gefängnis, und zwar, so war zu hören, weil sie bei dem Versuch, ihr schlingerndes Unternehmen irgendwie über Wasser zu halten, ihr gesamtes Vermögen geopfert hatte.

Von da an war es mit Chets Wohlbefinden nur noch steil bergab gegangen. Vor allem zwei Bilder gingen ihm einfach nicht mehr aus dem Kopf. Auf dem einen sah er Angela an die nackte, steinerne Wand einer feuchten, kerkerähnlichen Zelle gekettet, umschwärmt von Ratten und Kakerlaken. Auf dem zweiten ihre zehnjährige Tochter, die gar nicht mehr aufhörte zu weinen. Am Ostermontag hatte er eine Entscheidung gefällt, die, wie er selbst vermutete, völlig unvernünftig war und sehr viel mehr mit seinen Wunschvorstellungen als mit ritterlicher Fürsorge zu tun hatte. Am heutigen Dienstagmorgen hatte er seine Entscheidung in die Tat umgesetzt und Kontakt zu einem Kautionsvermittler aufgenommen.

Das war der Augenblick gewesen, in dem Chets rasanter Lernprozess in Bezug auf das Strafrecht gezwungenermaßen Fahrt aufgenommen hatte. Bislang hatte er den Vorgang der Freilassung auf Kautions immer recht vereinfacht wahrgenommen.

Irgendjemand bringt das Geld mit, übergibt es, und das war's dann. Doch besonders bei Fällen, die, wie dieser, von einem starken öffentlichen Interesse begleitet wurden und in denen es um hohe Kautionssummen ging, gehörte noch ein wenig mehr dazu. So dauerte es tatsächlich den ganzen Vormittag, bis Chet und der Kautionsvermittler bei Gericht eine Bürgschaftsanhörung organisiert hatten, auf der sichergestellt werden sollte, dass Chets fünfundzwanzigtausend in bar sowie seine Deckungsbürgschaft für die restlichen zweihunderttausend tatsächlich legal erworben worden waren und nicht aus Drogengeschäften oder etwas Ähnlichem stammten. Chet war gezwungen, bis nach der Mittagspause des Gerichts zu warten, erst gegen halb zwei wurde ihm mitgeteilt, dass die Kaution akzeptiert worden sei. Aus diesem Grund war es jetzt, als er sich endlich auf dem Weg nach Rikers Island befand, fast schon drei Uhr geworden.

Chet ließ den Blick durch den Bus wandern. Die anderen Fahrgäste waren überwiegend weiblich und schienen größtenteils den Regionen unterhalb der Armutsgrenze anzugehören. Die Reichen waren zwar, das stand ohne Zweifel fest, genauso fähig, Verbrechen zu begehen wie alle anderen auch, doch wenn es um die Bestrafung ging, da fiel der Löwenanteil wieder einmal den Armen zu.

Nach einer wirklich endlos scheinenden Fahrt gelangte der Bus schließlich auf Rikers Island und hielt vor dem Empfangsgebäude an. Chets erster Eindruck nach dem Aussteigen war, dass der ganze Komplex schmutzig und heruntergekommen war. Das hier war kein Ort der Freude.

Da er nicht so recht wusste, wie er sich verhalten sollte, trat Chet hinter den anderen in das schäbige, heruntergekommene Gebäude. Es herrschte eine irgendwie bedrohliche Atmosphäre. Während die anderen, die mit Chet angekommen waren, in unterschiedliche Richtungen davongingen, blieb Chet stehen. Er wusste nicht, wohin. Das Gebäude war viel größer, als er gedacht hatte. Er schaute sich um, entdeckte jemanden, der irgendwie offiziell aussah, und wollte sich gerade erkundigen, was er jetzt machen sollte, als sein Blick auf Angela fiel. Sie saß inmitten einer Gruppe von Menschen, die ganz offensichtlich alle sehr viel mehr miteinander gemeinsam hatten als mit ihr.

Angela hatte stumpf geradeaus gestarrt, bis sie Chet gesehen hatte. Ihre erste Reaktion war Verwirrung, als ob sie ihn zwar erkannte, aber nicht mehr recht wusste, wer er eigentlich war. Chet trat auf sie zu und schaute ihr direkt in die Augen, in denen eine plötzliche Erkenntnis aufblitzte. Verblüfft stand sie auf.

»Chet«, sagte sie fragend und feststellend zugleich.

»Na, so ein Zufall, Sie hier zu sehen«, sagte Chet spontan. Er hatte sich vorher nicht

überlegt, was er sagen sollte.

Angela lachte angestrengt. »Ich hatte keine Ahnung, dass Sie das sind. Man hat mir nur mitgeteilt, dass meine Kautio n bezahlt worden sei und dass ich abgeholt werde. Ich dachte, vielleicht einer der beiden Vorstände, aber Sie?«

»Ich hoffe, Sie sind jetzt nicht enttäuscht.«

»Wohl kaum«, erwiderte Angela. Sie streckte die Hände nach ihm aus und umarmte ihn, indem sie auch seine Arme umschlang und einklemmte. So verharrte sie einen Augenblick lang. Als sie ihren Griff wieder gelockert hatte, waren ihre Augen eindeutig feucht. »Ich danke Ihnen, auch im Namen meiner Tochter. Ich weiß nicht, was ich sonst noch sagen soll.«

»Ein Dankeschön reicht völlig aus«, meinte Chet. »Und im Übrigen: Gern geschehen.« Dann deutete er mit dem Daumen über die Schulter zurück. »Vielleicht sollten wir versuchen, den Bus zu kriegen, mit dem ich hergekommen bin. Sonst müssen wir womöglich weiß Gott wie lange auf den Nächsten warten.«

»Auf jeden Fall!«, sagte Angela eifrig. Sie wollte so schnell wie möglich so viel Distanz wie möglich zwischen sich und Rikers Island bringen und griff nach ihrer kleinen Tasche. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Ausgang. Befangen, wie sie waren, berührten sie einander nicht.

»Warum haben Sie das gemacht?«, wollte Angela wissen, als sie ins Freie traten.

»Um ehrlich zu sein, ich weiß es nicht.«

Angela blieb kurz stehen und blickte sich um. »Wenn man eingesperrt ist, dann wird einem plötzlich klar, für wie selbstverständlich man die Freiheit nimmt. Das war das Schlimmste, was ich bisher erlebt habe.«

»Ich glaube, wir sollten uns beeilen«, sagte Chet. Der Bus stand immer noch da, wo Chet ausgestiegen war, aber die Schlange vor dem Einstieg war auf drei Personen geschrumpft.

Chet und Angela rannten los und stiegen ein. Erst ganz hinten entdeckten sie noch eine freie Zweiersitzbank.

»Ich schätze mal, ich habe Ihre Kautio n bezahlt, weil ich nicht glaube, dass Sie das, was Ihnen vorgeworfen wird, wirklich gemacht haben.«

»Tut mir leid, dass ich Sie da eines Besseren belehren muss«, erwiderte Angela und blickte Chet an. »Einige Vorwürfe stimmen durchaus, wenn auch nicht ganz so, wie in der Anklage formuliert. Ich habe etliche grässliche Stunden lang darüber nachgedacht. Der Hauptpunkt ist, dass ich bewusst die Einreichung eines Acht-K verschleppt habe. Das ist ein Formular der Börsenaufsicht. Aber wissen Sie was?

Eigentlich war es auch nie so richtig klar, ob es überhaupt eingereicht werden muss. Ich meine, am Anfang hatten wir ja noch nicht mal ein Liquiditätsproblem. Das hat sich erst mit der Zeit entwickelt, und dann dachten wir, dass wir die MRSA ohne Weiteres in den Griff bekommen können. Wir haben doch nie gehant, dass die Erreger vorsätzlich verbreitet werden.«

»Ich habe mit einem befreundeten Rechtsanwalt gesprochen«, sagte Chet. »Er hat gesagt, dass die Richter in Fällen wie diesem hier sehr diskret vorgehen.«

»Das kann ich nur hoffen«, erwiderte Angela. »Meine größte Sorge ist im Augenblick die, dass ich meine ärztliche Zulassung verlieren könnte, das ist sehr gut möglich. Das wäre die schlimmste Strafe überhaupt, weil mir nämlich endlich etwas klar geworden ist. Die Geschäftsfrau, zu der ich mich entwickelt habe, die mag ich nicht mehr. Ich komme mir vor, als hätte ich die ganze Zeit Scheuklappen auf gehabt. Geld ist ein verführerisches, aber letztendlich illusionäres Ziel, und es macht süchtig. Das Problem ist, dass man nie zufrieden ist. Egal, wie viel man gerade verdient hat, das ist alles nichts im Vergleich zu dem Gefühl, das ich früher hatte, wenn ich ein ganzes Wartezimmer voller Patienten versorgt hatte. Was ich damit sagen möchte: Ich will wieder als praktische Ärztin arbeiten.«

»Wie bitte?«, fragte Chet verblüfft.

»Ich möchte wieder in einer Arztpraxis arbeiten«, wiederholte Angela. »Zunächst einmal möchte ich meine ganzen juristischen Probleme aus der Welt schaffen, das ist die Voraussetzung für alles Weitere. Es war eine harte Lektion, aber jetzt weiß ich, dass diese ganze Vermischung von Medizin und Geschäft zwar großartig fürs Geschäft ist, weil da so gewaltige Summen im Spiel sind, aber gleichzeitig eine totale Katastrophe für die Medizin und für die Ärzte, die sich von den wirtschaftlichen Aspekten einfach gefangen nehmen lassen.«

»Interessant«, meinte Chet.

»Interessant?«, erwiderte Angela in fragendem Ton. »Wollen Sie sich über mich lustig machen? Ich habe wirklich pausenlos darüber nachgedacht. Das ist mein voller Ernst.«

»Ich will mich überhaupt nicht über Sie lustig machen«, erwiderte Chet. »Ganz im Gegenteil. Mir ist nur eben klar geworden, dass Sie mir gerade erzählt haben, wieso ich bereit war, Ihre Kautio zu übernehmen.«

Danksagungen

Dominique Borse, Master of Business Administration (MBA), unternehmungslustiger Investor im Unterhaltungssektor

Jean E. R Cook, Master of Social Work (MSW), Certificate of Advanced Graduate Studies (CAGS), Psychologin

Dr. jur. Joe Cox, ein ausgezeichneter Steuer- und Immobilienanwalt

Rose Doherty, A. M., Dozentin

Dr. med., Dr. phil. Mark Flomenbaum, Leiter des Rechtsmedizinischen Instituts des Bundesstaates Massachusetts

Dr. jur. Angelo MacDonald, Strafrechtsanwalt